pol.
04

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. 2204

Deutſche Geſchichte

im Zeitalter der Reformation.

Von

Leopold Ranke.

Vierter Band.

K. Kreisbibliothek Regensburg

Berlin, 1843.

Bei Duncker und Humblot.

Inhalt.

Seite

Siebentes Buch. Weitere Fortſchritte des Proteſtantismus, unter der Einwirkung der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe. 1535 — 1544 1

Erſtes Capitel. Allgemeine politiſche Verhältniſſe. 1534—36 10

Unternehmung Carls V auf Tunis 10

Entzweiung und Krieg mit Frankreich 1536 . 20

Die kirchlichen Neuerungen Heinrichs VIII von England 39

Zweites Capitel. Befeſtigung des deutſchen Proteſtantismus. 1535—39 65

Erweiterung des ſchmalkaldiſchen Bundes . . 67

Bund zu Halle 70. Wittenberger Concordie 82.

Ankündigung eines Concils 88

Verhandlungen des Dr Held — Nürnberger Bündniß 100

Bündniß gegen die Osmanen 115

Waffenſtillſtand zu Nizza 119.

Anſtand zu Frankfurt 122

Drittes Capitel. Weitere Ausbreitung der Reformation in den norddeutſchen Gebieten.

Reformation in dem albertiniſchen Sachſen . . 135

Georg und Heinrich von Sachſen 135.

Reformation in der Mark Brandenburg . . . 146

Joachim II 148.

Anhalt 161. Calenberg 162. Erzſtift Magdeburg 163. Meklenburg 167. Quedlinburg 167.

Seite
Viertes Capitel. Wechſel der politiſchen Tendenzen im Jahre 1540 169
Erbfolge in Geldern 178.
Fünftes Capitel. Religionsgeſpräche 191
Verſammlung zu Hagenau 1540 191.
Geſpräch zu Worms 196
Reichstag zu Regensburg 1541 204
Religionsgeſpräch 205. Berathung der Reichsſtände 215. Unterhandlungen des Kaiſers 221. Declaration von 1541 223. Vertrag mit Heſſen 225. Vertrag mit Brandenburg 226.
Sechstes Capitel. Erneuerung des osmaniſch-franzöſiſchen Krieges 1541, 1542 . . . 229
Ungariſche Irrungen 230. Die Osmanen in Ungarn 233. — Carl V gegen Algier 235. — Reichstage zu Speier und zu Nürnberg 1542, Reichskrieg in Ungarn 237 — Irrungen mit Frankreich 243. Krieg 1542, 1543 247. — Verhältniß des Kaiſers zum Papſt 249. Geſpräch zu Buſſeto 1543 253.
Siebentes Capitel. Irrungen der proteſtantiſchen Fürſten; Unternehmung gegen Braunſchweig 1542 255
Doppel-Ehe Landgraf Philipps 256. — Johann Friedrich 263. Naumburger Sache 268. Fehde von Wurzen 270. — Braunſchweiger Irrung 275. Reichstag zu Nürnberg 1543 285.
Achtes Capitel. Kriegszüge des Kaiſers in den Jahren 1543, 44. Reichstag zu Speier 1544 287
Gefahren des Hauſes Öſtreich im Sommer 1543. Politik der Proteſtanten 289. Cleviſcher Krieg 293. Vertrag Carls mit England und Dänemark 297. Reichstag zu Speier 1544 299. Neue Conceſſionen 304. Krieg mit Frankreich 1544 310. Friede zu Creſpy 316.

Seite

Neuntes Capitel. Fortſchritte des Proteſtantismus im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland 1541—43 321
Regensburg 322. Oberpfalz, junge Pfalz 323. Reformatoriſche Bewegungen in Metz 326. Reformation im Erzſtift Cölln 329. — Wittenberger Reformation 341.

Achtes Buch. Der ſchmalkaldiſche Krieg . . . 347

Erſtes Capitel. Urſprung des Krieges . . . 349
Concilium 350. (RT. zu Worms 1545 353.) Cölniſche Sache 359.
Fortgang des proteſtantiſchen Prinzips in den Reichsangelegenheiten: Gefangennehmung Herzog Heinrichs von Braunſchweig 366.
Lage der allgemeinen Angelegenheiten von Europa: Stillſtand mit den Osmanen 370, Verhältniß zu Frankreich ꝛc. 373.
Politik der Proteſtanten 374.
Bündniß zwiſchen Kaiſer und Papſt 376. Geſpräch zu Regensburg 1546, Erhebung des katholiſchen Prinzips 380.
Verhältniß des Kaiſers zu den katholiſchen Fürſten, Vertrag mit Baiern 390.
Proteſtantiſche Fürſten auf Seiten des Kaiſers 392.
Verhältniſſe des Herzog Moritz von Sachſen 393. Tod Luthers 398.
Definitive Entſchließungen 403.

Zweites Capitel. Der ſchmalkaldiſche Krieg an der Donau. Juni — November 1546 . . . 410
Reichstag zu Regensburg 1546 410.
Verhältniſſe im ſchmalkaldiſchen Bund 413. Rüſtungen 417. Der Krieg an der Donau 419. Moritz wider Johann Friedrich 440. Abzug zu Giengen 445.

Seite

Drittes Capitel. Ausſöhnungen und Unterwerfungen. December 1546 449
Ulm 451. Würtenberg 460. Augsburg 461. Frankfurt 462. Cölln 463. Straßburg 469.

Viertes Capitel. Fortgang des tridentiniſchen Concils 473
Juſtificationslehre 482.

Fünftes Capitel. Feldzug an der Elbe . . . 496
Unterhandlung mit Landgraf Philipp 522
Unterwerfung von Böhmen 532
Widerſtand in Niederſachſen 536

Siebentes Buch.

Weitere Fortſchritte des Proteſtantismus, unter der Einwirkung der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe.

1535 — 1544.

Seitdem der menſchliche Geiſt in der Gemeinſchaft der europäiſchen Nationen eine ſichere Grundlage der Cultur gewonnen hat, unterſcheiden wir lange Zeiträume wo er, durchdrungen von den einmal ergriffenen Prinzipien, und damit beſchäftigt dieſelben in Staat und Kirche, Literatur und Kunſt zur Erſcheinung zu bringen, ſich in ruhiger Stätigkeit fortentwickelt. Das Widerſprechende ſtößt er alsdann von ſich: wenn er Abweichungen duldet, ſo müſſen ſie ſich doch in einer höhern Einheit ausgleichen. Sollte aber von dieſen Epochen irgend eine, wie umfaſſend auch ihre Beſtrebungen ſeyn mögen, die Triebe des Geiſtes alle zur Entfaltung bringen können? Wir dürfen vielleicht ſagen: eben darum folgen die Zeiten auf einander, damit in allen geſchehe was in keiner einzelnen möglich iſt, damit die ganze Fülle des dem menſchlichen Geſchlechte von der Gottheit eingehauchten geiſtigen Lebens in der Reihe der Jahrhunderte zu Tage komme. Nachdem die Geſchichte den ſtätigen Fortgang der Entwickelung eine Weile begleitet hat, findet ſie ſich plötzlich in der Mitte einer allgemeinen Bewegung. Die Geiſter fühlen gleichſam die Grenze, an welche ſie auf dem bisher eingehaltenen Wege

gelangt ſind, und ſtreben ſie zu überwinden. Nicht länger befriedigt von dem Erworbenen oder Erreichten, reißen ſie ſich vielmehr davon los; alle Kräfte, bewußt oder unbewußt, arbeiten einen neuen Standpunct zu gewinnen.

Eine ſolche Zeit der Umwandlung, des Überganges von einer Stufe zur andern, und zwar eine der merkwürdigſten entſcheidendſten, die je in dem Leben der europäiſchen Nationen vorgekommen, macht den Gegenſtand dieſes Buches aus.

Daß die hierarchiſche Gewalt, die bisher den Mittelpunct derſelben gebildet, die Normen des Glaubens gegeben, auf alle weltlichen Einrichtungen und Zuſtände beherrſchenden Einfluß ausgeübt hatte, von einem Theile ihrer Gläubigen und zwar in der deutſchen Nation, die ihr immer beſonders ergeben geweſen, verworfen und verlaſſen ward, mußte, wenn es dabei blieb, eine unermeßliche Veränderung im Reiche der Ideen ſo wie in den politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſen, eine neue Welt hervorbringen.

Wir haben geſehen wie ſich dieß Ereigniß vorbereitete und unvermeidlich wurde: wir haben auch nicht verhehlt, welche Gefahr damit eintrat, wie nothwendig es war, daß die Führer der Bewegung mitten in dem Sturme den ſie hervorgerufen, doch nicht weiter giengen, als ihr Vorhaben unbedingt erheiſchte.

Denn darauf wird es in dem Wechſel der Zeiten immer ankommen, daß die einmal gewonnene Grundlage der Cultur unverletzt bleibe, daß die weſentlichen Reſultate, zu denen es die vergangenen Geſchlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem andern überliefert werden.

Die Reformatoren hielten ſich ſelbſt in der Religion, in

Bezug auf den Ritus ſowohl als auf die Lehre, bei aller Abweichung von den Satzungen der Hierarchie, dem Herkömmlichen doch ſo nahe, als es mit den Urkunden des Glaubens, auf die ſie zurückgiengen, nur immer vereinbar ſchien; — auf dem Boden der Bildung und Gelehrſamkeit der lateiniſchen Chriſtenheit überhaupt finden wir ſie nicht allein in theilnehmender, ſondern in eigener ſchöpferiſcher Thätigkeit.

Um ſie her erhoben ſich, — längſt in der Tiefe wirkſam, und nun durch die gewaltige Erſchütterung plötzlich entbunden, — deſtructive Tendenzen in einer für das Jahrhundert beſonders verführeriſchen Vermiſchung religiöſer und politiſcher Formen, und bedrohten die gebildete Welt mit allgemeiner Auflöſung und Umkehr. Die Reformatoren hatten Beſonnenheit und Selbſtbewußtſeyn genug, um ſich denſelben vom erſten Augenblick an zu widerſetzen. Immer ſehen wir Luther ſeine Waffen nach beiden Seiten hin richten, gegen das Papſtthum, das die ſich losreißende Welt wieder zu erobern ſucht, und gegen die vielnamigen Secten, welche ſich neben ihm erheben, Kirche und Staat zugleich antaſten. Auf dem Gebiete des Geiſtes, im Reiche der allgemeinen Ueberzeugung haben die Proteſtanten zur Überwältigung derſelben wohl das Meiſte beigetragen.

Nicht als hätten ſie in dem einen oder in dem andern Falle klüglich erwogen, was ſich erreichen laſſen werde und was nicht: — es iſt vielmehr ihr eigenſtes Weſen, was ſie zu dieſem Verhalten führt. Von der Richtigkeit der dem urſprünglichen Lehrbegriffe der lateiniſchen Kirche zu Grunde liegenden Auffaſſung der heiligen Schrift ſind ſie vollkommen überzeugt, nur die Willkührlichkeiten hierarchiſcher Entſchei-

dungen und Gebote, die derſelben widerſprechen, wollen ſie wegſchaffen. Und wie hätte Luther die Vermiſchung geiſtlicher und weltlicher Elemente, die ihm am Papſtthum faſt am meiſten verhaßt war, auf der entgegengeſetzten Seite wieder um ſich greifen laſſen ſollen? Er hätte damit ſich ſelbſt aufgegeben. Eben darin zeigt ſich der ächte, zur thätigen Theilnahme an der Fortbildung der Welt berufene Geiſt, daß ſeine innere Natur und die verborgene Nothwendigkeit der Dinge zuſammentreffen. Der große Reformator war, wenn wir uns hier eines Ausdrucks unſerer Tage bedienen dürfen, zugleich einer der größten Conſervativen welche je gelebt haben.

In verwandtem Sinne begriffen nun auch die Proteſtanten ihr Verhältniß zum Reiche.

Wir wollen den Widerſtand den ſie fanden nicht auch, wie ſo oft geſchieht, lediglich von Willkühr oder Neigung zur Gewaltſamkeit herleiten. Zu tief waren die hierarchiſchen Einwirkungen in das öffentliche Recht eingedrungen; zu enge waren ſchon ſeit den Zeiten Winfrieds die Biſchöfe des Reiches und ſeit mehreren Jahrhunderten auch die Kaiſer dem römiſchen Stuhle verpflichtet, als daß ſie einem Abfall von demſelben ruhig hätten zuſehen ſollen. Wenn die Reformation ihrerſeits zur Vermehrung der Territorialmacht nicht wenig beitrug, ſo gab es doch auch auf der andern Seite Fürſten die in ihrer Verbindung mit Rom die Mittel zu einem ähnlichen Wachsthum ſuchten und fanden. Die Idee der ungetrennten Einheit der Chriſtenheit, welche die Gemüther Jahrhunderte lang beherrſcht, konnte unmöglich mit einem Mal ſo unwirkſam geworden ſeyn, um gar keinen Anklang weiter zu finden.

Sollte nun aber, wie doch auch nothwendig war, dieſer Widerſtand überwunden werden, ſo würde man die evangeliſchen Stände verkennen, wenn man ihnen die Abſicht beimäße, das Kaiſerthum umzuſtürzen, das Reich zu zerſprengen. Ein Gedanke, der ihnen gar nicht in den Sinn kommen konnte. In dem Reiche ſahen ſie vielmehr eine göttliche Inſtitution, nach dem Propheten Daniel, in ihrer Verbindung mit demſelben die Grundbedingung ihres Beſtehens und ihrer Macht, ihre vornehmſte Ehre. Auch wollte nicht etwa Einer oder der Andere von ihnen die oberſte Würde ſelbſt in Beſitz nehmen: dazu fühlte Keiner die Kraft in ſich, regte ſich in Keinem vielleicht nicht einmal ein vorübergehendes Begehren. Ihr Streben gieng allein dahin, der Reichsgewalt und namentlich dem Kaiſer, welchen ſie, nur mit dem Vorbehalt des unmittelbaren göttlichen Gebots, als ihre Obrigkeit anerkannten, hinwieder die Anerkennung ihrer auf den Grund der Schrift unternommenen Veränderungen abzugewinnen. Hatten ſie doch auch Beſchlüſſe der früheren Reichstage und dadurch ein poſitives Recht für ſich. Sie wünſchen nichts, als in den Frieden des Reiches, aus welchem man ſie in den letzten Jahren geſtoßen, wieder aufgenommen zu werden: wie ſich verſteht, mit Beibehaltung der Reformen die ſie mit gutem Grunde getroffen haben. Hiezu bedarf es einer Modification der Reichsgerichte und der alten oder neuen Geſetze, auf welche dieſelben angewieſen ſind, einer Milderung des Verhältniſſes der Reichsgewalt zu dem römiſchen Stuhle: eben das iſt alles was ſie verlangen.

Wie ſie ſich den deſtructiven Tendenzen überhaupt widerſetzen: wie ſie in kirchlicher und dogmatiſcher Hinſicht nur

das ihnen mit der Schrift im Widerſpruch Erſcheinende entfernen; ſo wollen ſie auch in den Angelegenheiten des Reiches keinen Schritt weiter gehen, als es zur Behauptung eben dieſer Umwandlung unmittelbar erforderlich iſt.

Ein Ehrgeiz der es unternimmt die Welt im Großen umzugeſtalten, ſich von Erfolg zu Erfolge ſtürzt, und bei jedem der Zukunft neue Ausſichten eröffnet, wird den Blick und die Theilnahme des Zuſchauers ſtärker feſſeln; nur ſelten aber, vielleicht nur ein oder zwei Mal, hat ein ſolcher Ehrgeiz große und nachhaltige Wirkungen hinterlaſſen: öfter iſt er vergangen, wie ein Meteor; oder die Beſchränkung die er in ſich ſelber nicht finden konnte, iſt ihm von überlegenen Weltkräften geſetzt worden. Hier dagegen lag die Beſchränkung in dem urſprünglichen Begriff und Willen. Es war immer von unabſehlicher Bedeutung und Folge, wenn der Kreis der Hierarchien welche die Welt umfaßten an irgend einer Stelle durchbrochen ward; damit dieß aber geſchehen konnte, mußten die Gefahren eines allgemeinen Umſturzes, welche dem Widerſtand doppelte Energie gegeben hätten, vermieden werden. Ja erſt dann war die neue Kirchenform, der ausſchließlich auf das Evangelium gegründete Glaube befeſtigt, wenn ſie in der großen Genoſſenſchaft des Reiches Anerkennung und Schutz fanden. Nur mit Ruhe, Selbſtbeherrſchung und Mäßigung ließ ſich dieß erreichen. Ich denke, ein Fortgang auf dieſen Grundlagen iſt auch ein der Aufmerkſamkeit würdiges Schauſpiel.

Eins der Hauptmomente hiebei lag nun aber, da die Proteſtanten der offenen Gewalt zu ſchwach geweſen wären, in dem eigenen Zuſtand und Verhältniß ihrer Gegner.

Zu dem bereits beſchloſſenen Angriff hatten ſich Dieſe doch niemals wirklich vereinigen können.

Dann waren die anderweiten Feindſeligkeiten die der am meiſten zu fürchtende Widerſacher, der Kaiſer, von morgenländiſchen und abendländiſchen Feinden erfuhr, den Proteſtanten trefflich zu Statten gekommen. Ein Anfall der Osmanen hatte ihnen im J. 1532 den erſten Frieden verſchafft, der ſo unzureichend und bedingt er ſeyn mochte, doch als ein großer Schritt angeſehen werden mußte. Wir wiſſen, welchen Werth die Reſtauration von Würtenberg und der Friede von Cadan für ſie hatten: ohne den Rückhalt von Frankreich wäre daran nicht zu denken geweſen. Noch war der Kaiſer dieſer Feindſeligkeiten mit nichten entledigt.

Überdieß aber: auch in der Region der allgemeinen Beziehungen und Gegenſätze der großen Mächte treten dann und wann neue geiſtige Entwickelungen ein, und zwar eben die welche die Welt am gewaltigſten beherrſchen. In den Zeiten worin wir ſtehen, laſſen ſich, wenn ich nicht irre, Momente dieſer Art wahrnehmen, die mit den Beſtrebungen des Proteſtantismus eine lebendige Analogie haben und ihn mittelbar nicht wenig unterſtützen.

Wie früher haben wir vor allem andern unſern Blick auf die allgemeinen Verhältniſſe der großen Mächte zu richten, wodurch wir denn zunächſt in entlegene Weltgegenden geführt werden.

Erſtes Capitel.

Allgemeine politiſche Verhältniſſe. 1534 — 36.

Unternehmung Carls V auf Tunis.

Im Sommer 1534 war Carl V entſchloſſen, die deutſchen Fürſten die ſeinem Hauſe Würtenberg entriſſen, und den König von Frankreich der dieſelben hiebei unterſtützt hatte, dafür zu züchtigen. Seine Geſandten ſuchten die Sache in Deutſchland vorzubereiten; in ſeinem Staatsrath ward in Überlegung gezogen ob es nicht rathſam ſey Marſeille zu überraſchen, um den König von Frankreich bei ſich ſelbſt zu beſchäftigen.

In dieſem Augenblick aber trat ein Ereigniß ein, das ſeiner Thätigkeit und vielleicht ſeinen Ideen fürs Erſte eine andere Richtung gab.

Einem glücklichen Corſaren, Chaireddin, genannt Barbaroſſa, der im Dienſte der alten einheimiſchen Dynaſtien des weſtlichen Africa emporgekommen, war es ſchon früher gelungen ſich in Algier feſtzuſetzen; — mit Freibeutern, die ihr Glück zu machen ſuchten wie er es gemacht, ſüdeuropäiſchen Renegaten, und hauptſächlich ſpaniſchen Morisken, die er ſelbſt herübergeholt, — ſiebenmal, ſagen die osmaniſchen Geſchichtſchreiber, gieng und kam die Carawane, — hatte er einen

barbariſchen Staat gegründet, welcher der Schrecken des weſtlichen Meeres wurde.[1] In fortgeſetztem Kampfe wie mit den einheimiſchen Fürſten ſo mit den chriſtlichen Mächten eines Rückhalts bedürftig, hielt er es für gut ſich an Suleiman anzuſchließen, „deſſen Glorie ſo herrlich wie die des Dſchemſchid." Suleiman, der ſich als den Verfechter des ächten Islam betrachtete, z. B. den perſiſchen Krieg, den er damals (im J. 1533) unternommen, als einen Religionskrieg gegen die Shii anſah, und als er Bagdad eroberte, es eine ſeiner erſten Sorgen ſeyn ließ, das Andenken des großen ſunnitiſchen Lehrers Ebu Hanifeh zu erneuern, deſſen angebliches Grab zu einem allgemeinen Wallfahrtsort zu erheben, — war ſehr empfänglich dafür, daß Chaireddin im fernen Weſten für ihn, den Kalifen von Rom, denn dieſen Titel gab er ſich, das Kanzelgebet abhalten ließ. Er ernannte denſelben dagegen zum Beglerbeg des Meeres. Im Juli 1534 erſchien Chaireddin von Conſtantinopel kommend an den italieniſchen Küſten. Wie erſchrak Neapel, als ſich plötzlich der Stadt gegenüber die hundert Segel des Corſaren entfalteten. Es lag aber dießmal nicht in ſeiner Abſicht, zu einem ernſtlichen Angriff zu ſchreiten. Er begnügte ſich Schiffswerfte an der Küſte zu zerſtören, Caſtelle von geringer Bedeutung zu nehmen und wieder zu verlaſſen, ein paar Meilen weit in das Land zu ſtreifen und Gefangene wegzuführen;

1. In Sandoval I, 87 findet ſich ein Aufſatz Origen de los Barbarrojas, genommen aus einer „Relacion de un Genoves que tratò mucho con Barbarroja"; der über die Unternehmungen des Urutſch, welcher der eigentliche Barbaroſſa iſt, das meiſte Licht verbreitet. Ludovici in ſeiner Relation ſagt von Chaireddin: Non è quel Barbarossa che già qualche tempo era tanto nominato, ma è nipote suo (müßte heißen fratello) e li è nel nome successo.

dann kehrte er plötzlich um: nachdem er noch die Küſten von Sardinien geplündert, warf er ſich auf Tunis, wo die Benihafs regierten und der osmaniſchen Übermacht noch Widerſtand leiſteten. Er nahm den Schein an, als ob er an des regierenden Muley Haſſan Stelle, der ſich durch Grauſamkeit die Gemüther ſeiner Unterthanen entfremdet, deſſen Bruder Reſchid ſetzen wolle: und um ſo leichter eroberte er die Stadt; hierauf aber trug er kein Bedenken für ſich ſelbſt Beſitz zu ergreifen: gegen den Angriff des zurückkehrenden Haſſan wußte er ſich mit ſeinem Geſchütz zu behaupten.[1]

Auch dieß Unternehmen war nun wohl nicht ganz ohne Beziehung zu der Entzweiung zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Frankreich. Fortwährend ſtand Suleiman in gutem Verhältniß mit Franz I. Als ihm Carl in jenem Jahre einmal den Antrag machen ließ in Conſtantinopel im Namen der geſammten Chriſtenheit mit ihm zu unterhandeln, lächelte Suleiman: er wußte wohl, wie wenig die chriſtlichen Fürſten mit Carl Eines Sinnes ſeyen.[2] Franz I hatte dem Papſt Clemens einſt geradezu geſagt, daß er einen Anfall der Osmanen eher hervorzurufen als demſelben zu widerſtehen gedenke. Nicht als ob zwiſchen Suleiman und Franz I der Angriff auf Tunis verabredet geweſen wäre; aber ſie waren einverſtanden, dem Kaiſer ſo viel wie möglich zu ſchaffen zu machen. Wie hätte das aber beſſer geſchehen können als durch dieſe Eroberung. An dem Golf, von welchem einſt die Seeherr-

1. Haji Khalifeh maritime wars, p. 51, bezeichnet die Araber Haſſans als „unable to maintain their ground against cannon and musketry."

2. Enumeratio eorum quae per Duplicium Cornelium Scepperum acta et tractata, audita et visa sunt. Sammlung von Gevay 1534. p. 43.

ſchaft der Karthager ausgegangen, nahm Chaireddin eine noch furchtbarere Stellung ein als jemals früher. In den kaiſerlichen Gebieten von Meſſina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig ſchlafen zu können. Die Spanier fanden es überdieß unerträglich, daß in einem Lande das ſie zwanzig Jahre früher ſchon ſelbſt großen Theils eingenommen, wo ſie ein neues Spanien zu gründen gedacht, ein ſo gefährlicher Feind ſich feſtſetzen ſollte.[1] Und ſo mußte Carl V von jenen feindſeligen Entwürfen gegen das innere Europa für den Augenblick abſehen, und alle ſeine Kräfte gegen Africa richten: er that es nicht allein ohne Widerſtreben, ſondern mit Freude und Begeiſterung; er urtheilte, den räuberiſchen, mächtigen Ungläubigen zu bekämpfen ſey eine des kaiſerlichen Namens beſonders würdige Unternehmung, zu der er mit ganz geſichertem Gewiſſen ſchreiten könne: im Frühjahr 1535 ſehen wir ihn in voller Thätigkeit, dieſelbe auszuführen.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war den Spaniern bei ihren Kämpfen mit den Mauren nicht ſelten die Macht des übrigen Europa zu Hülfe gekommen. Was damals der freiwillige Eifer für die allgemeine Sache der Chriſtenheit, das bewirkte jetzt das Anſehen des Kaiſers, der ſo viele Länder beherrſchte. Nicht allein Italiener erſchienen, theils in ſeinem Solde, theils auch von einigen Großen, z. B. dem Fürſten von Salerno, zuſammengebracht, — ſondern auch 8000 Deutſche, in der Gegend von Augsburg geworben,

1. M. A. Contarini verſichert, der Kaiſer habe den Zug unternommen „sforzato delle molte e quasi continue querele del suo regno.“

unter Maximilian von Eberſtein, und in Genua eingeſchifft; wie man denn ſchon früher einmal die geſchloſſene Schlachtordnung der Landsknechte im Kampfe mit den leichten Arabern ſehr vortheilhaft gefunden hatte. Die Spanier ſelbſt erſchienen noch ganz als die alten: ſie meinten bei dieſem Zug ihre Seligkeit zu verdienen, wie weltlich ſie ſich auch ſonſt aufführen mochten. Es war ſehr in ihrem Sinn, wenn der Kaiſer vor der Abfahrt von Barcellona noch unſrer Frau von Monſerrat einen Beſuch machte, und an einer feierlichen Proceſſion, er wie die Andern mit unbedecktem Haupte, Theil nahm. Die Fahne die auf dem Admiralſchiff wehte ſtellte das Bild des Gekreuzigten dar, neben ihm Johannes und Maria. Wer ſoll unſer Anführer ſeyn? fragten die Großen den Kaiſer: — „Der da," antwortete er, indem er ein Crucifix hervorzog, „und ich bin ſein Fähndrich." Er ſah in dem Crucifix eine Perſonification auch der Waffengewalt der lateiniſchen Chriſtenheit, deren Sache wider den Islam er noch einmal zu führen im Begriff war. [1] Dem Großadmiral Andrea Doria hatte der Papſt einen geweihten Degen geſendet.

Die von beiden Seiten, von Italien und von Spanien her anſegelnden Flotten vereinigten ſich an der ſardiniſchen Küſte, bei Cagliari; von hier nahmen ſie am 14ten Juni 1535 ihren Lauf nach Tunis; die Landung am Golf geſchah ohne alle Schwierigkeit.

Es ſcheint, als habe Chaireddin den Nachrichten die er von der Rüſtung des Kaiſers allerdings empfieng, doch niemals geglaubt. Wenigſtens war er nicht vorbereitet, der

1. Hist. di Guazzo p. 151, eine ſehr devote Beſchreibung, wo aber doch der Strahlen Apollos gedacht wird, die den Tag heraufführen.

Einſchließung ſeines Schloſſes und Arſenales, Goletta, die ſehr langſam und methodiſch vollzogen ward [1], ein ernſtliches Hinderniß entgegenzuſetzen. Nachdem man nur erſt dahin gekommen war, es zugleich von den Schiffen und aus dem Lager zu beſchießen, ward es unverzüglich und ohne viele Mühe erſtürmt. Die Spanier behaupten, von den Kanonen, die ſie da fanden, ſeyen einige mit den franzöſiſchen Lilien bezeichnet geweſen.

Um vieles ſchwieriger war es nun aber, Tunis ſelbſt anzugreifen.

Muley Haſſan war in dem Lager des Kaiſers erſchienen und hatte demſelben Hofnung gemacht, daß ein großer Theil der Eingebornen ſich für ihn, den Verjagten, erheben werde. In der Stadt Tunis unterſchied man vier Parteien, und nicht die geringſte war die, welche ſich zu den Benihafs neigte. Aber die Gegenwart des mächtigen Corſaren hielt alles in Zaum. Die arabiſchen Stämme wurden überredet daß der Kaiſer das Land ſich ſelber unterwerfen und den Islam vertilgen wolle. Selbſt wider ihren Willen folgten die Tuniſier, über 9000 Pferde ſtark, ihrem Gewaltherrn in das Feld.

Am 20ſten Juli, noch vor Tag, war der Kaiſer aufgebrochen, um auch ohne die Hülfe der Eingebornen einen Verſuch auf Tunis zu machen. Er hatte ſich vorgenommen, die

1. Etropius Diarium expeditionis Tunetanae bei Schardius II, p. 326 ſchildert ſie folgendergeſtalt. Milites aggeres exstruere, valla figere, fossam circumducere, castella aggeribus imponere - - quinque dies operi faciundo impensi sunt: nono Kal. Jul. - - castella imponi coepta sunt pro custodia et tuitione castrorum - - Non fuit nostris integrum semel locum castris metandis deligere, sed necesse fuit subinde mutare et paulatim proximius admovere, quod non sine magno labore fieri potuit.

Nacht ein paar Miglien vor der Stadt zuzubringen, bei den Ruinen einer antiken Waſſerleitung, wo man Baumpflanzungen und Brunnen fand.

Er erſchrak doch, als er nach Mittag mit ſeinem durch Hitze und Durſt ſchon ganz erſchöpften Heere in der Nähe dieſes Platzes anlangte, und denſelben von weit zahlreicheren Schaaren der Feinde eingenommen fand.

Was thun wir nun mein Vater? ſagte er zu Alarcone. Herr, antwortete dieſer, wir greifen ſie an, und wir werden ſie ſchlagen, ſo gewiß als Ihr der Kaiſer ſeyd.

Die kaiſerlichen Truppen mochten 26000 Mann betragen; ſehr mühſelig, mit den Armen, hatten die Deutſchen ein paar Stücke Geſchütz herangeſchleppt. Auch Chaireddin hatte Feldgeſchütz und Hakenbüchſen; ſein Heer wird auf 50000 M. angegeben.[1] Es läßt ſich aber leicht einſehen, daß die nach langem Schwanken für ihn gewonnenen Araber und Tuniſier, ſo wie die mit Zwangsgewalt herbeigeführten Mauren von keinem großen Eifer für ſeine Sache beſeelt ſeyn konnten. Nachdem man ſich mit den Geſchützen begrüßt, wobei die Kaiſerlichen ſogleich im Vortheil waren, und ein Anlauf der africaniſchen Reiter von dem ſtarken ſpaniſch-deutſchen Vordertreffen des Kaiſers, das indeß unaufhörlich vorrückte, zurückgewieſen worden,[2] flohen zuerſt die Tuniſier, dann die übrigen Hülfsvölker, ſo daß auch endlich die Türken und Rene-

1. In dem officiellen Schreiben des Kaiſers heißt es freilich 100000 M., ja nach den Angaben der Gefangenen 150000 M. Der Marcheſe Vaſto giebt jedoch in einem Briefe an Jovius Lettere di principi III, f. 32, Tunisi 25 Luglio nur 50000 M. an: usciti in campagna con cinquanta mila di loro e presentatane la battaglia furono ributtati per l'ordine reservato ne' nostri squadroni.

2. „Haben die Spaniſchen und die Teutſchen Knecht den Vor-

gaten, die Chaireddins vornehmſte Stärke ausmachten, deren aber nur bei 8000 M. waren, obwohl zögernd, weichen und ſelbſt einen Theil ihres Geſchützes zurücklaſſen mußten. Wie hätte es auch anders gehen ſollen? Die Eingebornen hatten ſich dem Corſaren beigeſellt, weil er der Stärkere war; bei dem erſten Zuſammentreffen ſahen ſie aber die eigene und weſentliche Macht deſſelben von der kaiſerlichen bei weitem übertroffen; ſie waren nicht gemeint ihr Leben für ihn zu wagen. Ohne viel Mühe war zu gleicher Zeit ein Angriff der Algeriner auf die Nachhut vom Herzog von Alba zurückgewieſen worden. Die Deutſchen reinigten die benachbarten Ölbaumpflanzungen von den herumſchweifenden Berbern.

Wohl nahm nun der Kaiſer die Brunnen ein; jedoch ſah er ſich noch nicht am Ziele.

Das Waſſer das man fand reichte für das Bedürfniß des Heeres nicht zu: und es war doch ſehr zweifelhaft, ob man des andern Tages, ſo unerquickt und ohne Belagerungswerkzeuge, die nicht unbefeſtigte Stadt erobern, oder noch in ſchlimmern Zuſtand gerathen würde; das Lager erſcholl von Verwünſchungen gegen den Muley. Hatte nicht einſt das chriſtliche Heer das mit Ludwig dem Heiligen herübergekommen, nachdem es einen ähnlichen Sieg erfochten, doch die Belagerung der Stadt zu unternehmen Bedenken getragen? Der Kaiſer geſteht, es ſey ein Augenblick geweſen, in welchem er gewünſcht hätte die Sache gar nicht angefangen zu haben. Gott aber, ſetzt er freudig hinzu, half allem Übel ab.

Das Ereigniß war, daß die in der Alcaçava von Tu-

zug gehabt." Aus einem deutſchen Brief in der Flugſchrift: Keyſerlicher Maj. Eroberung des Königreychs Tuniſi. Nürnberg 13 Aug. 1545.

nis eingeſperrten Chriſtenſklaven, bei der Unordnung welche der Verluſt der Schlacht veranlaßte, und vielleicht von einem reuevollen Renegaten unterſtützt, Gelegenheit fanden ſich zu befreien, das Schloß einnahmen, und dadurch Chaireddin nöthigten, mit ſeinen Getreuen Tunis zu verlaſſen.[1]

Dadurch ward zugleich dem Kaiſer der Weg gebahnt. Großherr, ſagte ihm der Muley, als ſich das Heer den nächſten Morgen in Bewegung geſetzt hatte, — Ihr betretet jetzt einen Boden, den noch nie ein chriſtlicher Fürſt berührt hat. Ich denke noch weiter zu kommen, ſagte der Kaiſer, in welchem der glückliche Erfolg das volle Zutrauen zu einer großen Beſtimmung wieder erweckte.

Ohne Widerſtand zog er in Tunis ein: deſſenungeachtet überließ er die Stadt ſeinem Kriegsvolk, wie dieſes forderte, zur Plünderung. Tauſende kamen um; eine noch größere Anzahl ward zu Sklaven gemacht; ſelbſt die Bücherſammlung des Muley ward verwüſtet. Noch waltete in dieſen Chriſten der bittere, gewaltſame, halbbarbariſche Geiſt der Kreuzzüge vor. Als alles vollbracht d. i. alles zerſtört war, hielt man dem Apoſtel S. Jacob zu Ehren, mit deſſen Namen die Spanier von jeher ihre antimuhamedaniſchen Kriegsthaten zu heiligen pflegten, am Tage deſſelben ein feierliches Hochamt in dem Franciscanerkloſter.

Wie bei der Eroberung der ſpaniſchen Städte fand man

1. Über dieß Ereigniß finden ſich ſehr abweichende Erzählungen bei Jovius, Sandoval, Antonio Doria, Sanſovino, bei Etropius und in der ausführlichen franzöſiſchen Relation die demſelben zu Grunde liegt; ja ſogar in den Berichten des Kaiſers ſelbſt iſt eine Verſchiedenheit zu bemerken. Ich denke im Anhang über das Verhältniß der Berichte, beſonders die ausführliche franzöſiſche Relation, die ich in der königlichen Bibliothek im Haag fand, das Nähere beizubringen.

auch hier, da nicht alles Frühere von dem Fanatiſmus der Almohaden vernichtet worden, noch einige Überbleibſel der altchriſtlichen Bevölkerung; der Kaiſer war jedoch ſo weit entfernt, den Verſuch einer Coloniſation daran knüpfen zu wollen, daß er ſie vielmehr nach Neapel überführte.

Das Innere des Landes überließ er dem einheimiſchen Fürſten, der es beruhigen ſollte; ſich ſelbſt behielt er Goletta und die Küſte vor. Muley Haſſan trat ihm ſein Recht an die von Chaireddin noch beſetzten Plätze ab; er war entſchloſſen, es geltend zu machen.

Auf die Stadt Africa (das alte Aphrodiſium), die damals von dem Corſaren beſonders ſtark befeſtigt war, hätte er ſogleich einen Angriff unternommen, wäre er nicht durch widrige Winde abgehalten worden.

Indem er ſich zuvörderſt nach Sicilien begab, verlor er doch dieſe Küſte keinen Augenblick aus den Augen; ja noch viel größere Hofnungen erwachten in ihm, und in der chriſtlichen Welt überhaupt.

Durch Nachrichten von einem Unfall, welchen die Osmanen in Perſien erlitten, beſonders dazu bewogen, ſchickte Papſt Paul III den General der Franciscaner an den Kaiſer, um ihn zu einem umfaſſenden Unternehmen gegen die Osmanen anzutreiben. In den Briefen des Kaiſers ſelbſt iſt zwar zunächſt nur von einem Angriff auf Algier die Rede, von einer Fortſetzung des begonnenen africaniſchen Krieges:[1] aber ein Mitglied ſeines Hofes verſichert mit Beſtimmtheit, auch

1. Al Marques de Cañete, cerca de la Goleta de Tunez bei Sandoval II, p. 290. passaremos a Napoles hazer lo mismo en lo de alli, y guiar y endereçar en lo que convenga en los negocios de la fè y otros publicos de Christiandad.

von einem Zuge auf Conſtantinopel für den nächſten Sommer habe man ihn ſprechen hören.[1] In der Chriſtenheit erneuerten ſich hie und da die alten Weiſſagungen von einem Kaiſer, der die ganze Welt überwinden, die Anbetung des Kreuzes bei Todesſtrafe gebieten, dann aber in Jeruſalem von einem Engel Gottes die Krone empfangen und daſelbſt ſterben werde. In Carl V glaubte man dieſen Kaiſer zu ſehen.

Allein die Angelegenheiten der chriſtlichen Welt lagen nicht ſo einfach, daß alle ihre Kräfte in einer einzigen großen Richtung ſich bewegen, oder gar einem einzigen Oberhaupt ſich hätten unterordnen ſollen.

Wie der Abſicht gegen Frankreich und Deutſchland die Nothwendigkeit, die Osmanen abzuwehren, in den Weg getreten war, ſo ward jetzt die Tendenz gegen den allgemeinen Feind durch die drohende Haltung von Frankreich zurückgedrängt.

Entzweiung und Krieg mit Frankreich 1536.

Wir wiſſen, wie König Franz I, ohne ſich durch den Vertrag von Cambrai für gebunden zu achten, im Namen ſeiner Kinder ſeine alten italieniſchen Anſprüche erneuert, und durch Verſchwägerung mit dem Hauſe Medici verſtärkt, erweitert hatte, wie alle ſeine politiſchen Verbindungen dahin zielten, dieſelben noch einmal durchzuſetzen.

Nur mit großer Mühe war in den letzten Jahren der Friede erhalten worden;[2] der König rechnete es ſich hoch an, daß er nicht während des Tuniſiſchen Krieges losgebrochen war.

1. Conde de Nieva: carta cifrada bei Sandoval II, p. 301.
2. Der Admiral ſagt der Königin Maria: que si el emperador no hazia alguna cosa despues retornado deste viaje de africa por el rey — — que el rey tenia occasion de quedar desesperado.

In dieſem Augenblick aber, eben als der Kaiſer aus Africa zurückkam, ſtarb Franz Sforza von Mailand. Es konnte wohl nicht anders ſeyn, als daß der König hierauf ſeine Anſprüche mit doppeltem Eifer zur Sprache brachte.

Nothwendig mußte dieß die ernſtlichſten Erwägungen des Kaiſers und ſeiner Räthe hervorrufen.

Nach wie vor waren ſie entſchloſſen, dem König für ſeine Perſon keinen Schritt breit nachzugeben. Sie hätten die Umkehr der ſo eben gegründeten Verhältniſſe, den Verluſt ihres Anſehens und einen Einfluß der Franzoſen auf Rom befürchten zu müſſen geglaubt, der ihnen in jedem Bezug widerwärtig und ſchädlich geweſen wäre.

Dabei lag ihnen aber auch alles daran, nicht nur den Krieg zu vermeiden, zumal in einem Augenblick wo ſie die Möglichkeit, das weſtliche Africa von den Osmanen zu reinigen und in erneute Abhängigkeit von Spanien zu bringen, vor ſich ſahen: ſondern dieſe Feindſeligkeit, die ihnen ſelbſt im Frieden bei jedem Schritt entgegentrat, und allen Widerſachern Rückhalt gewährte, gründlich zu beſeitigen. Sie faßten den Gedanken, den König durch eine ſolche Conceſſion die ihnen nicht geradezu ſchädlich werden könnte, zugleich zu befriedigen und an ſich zu feſſeln. [1]

Schriften, die nur unter ihnen ſelbſt gewechſelt wurden, laſſen uns nicht zweifeln daß ſie wirklich geneigt waren, dem dritten Sohne des Königs, Herzog von Angouleme, Mailand zu übertragen. Sie hegten die Meinung, daß ſich Mittel finden laſſen würden, z. B. wenn man die Witwe Franz

1. Discours fait incontinent après le trespas du duc François-Marie Sforce sur la disposition de l'estat de Milan. Papiers d'état du card. de Granvelle II, 395.

Sforzas, Nichte des Kaiſers, mit dem jungen Herzog vermähle, die Politik deſſelben doch auf immer von der franzöſiſchen zu trennen. Auch dieſer ſelbſt aber hofften ſie hiedurch einen andern Charakter zu geben. Da es nur auf den Kaiſer ankomme, Mailand für ſich zu behalten, ſo erblickten ſie in der Übertragung dieſes Landes an einen franzöſiſchen Prinzen ein ſo großes Zugeſtändniß, daß der König dagegen nicht allein die Einwendungen die er noch immer gegen die Friedensſchlüſſe von Cambrai und Madrid erhob, fallen laſſen, ſondern ſich in den großen Angelegenheiten vollkommen an den Kaiſer anſchließen werde. Deren waren beſonders zwei: die kirchliche, und der Krieg gegen die Türken. Gegen die letzteren ſollte ſich der König mit dem Kaiſer zu Angriff und Vertheidigung verbinden. In kirchlicher Beziehung ſollte er verſprechen, zur Herſtellung des Katholicismus, namentlich in Genf und in England, zur Celebration eines Conciliums und zur Ausführung der Beſchlüſſe deſſelben kräftig mitzuwirken. Sie ſchienen nicht zu zweifeln daß der König darauf eingehn würde. Hatte er doch bei den erſten Eröffnungen erklärt, wenn man ſich einige, werde er ſich als Freund der Freunde, und Feind der Feinde des Kaiſers beweiſen, und ihn in allen Dingen zufrieden ſtellen.[1] Die Auskunft mit dem Herzog von Angouleme war von der Königin Leonora von Frankreich ſelbſt vorgeſchlagen worden.[2]

Und wahrſcheinlich hätte ſich dieß erwarten laſſen, wenn nur die Differenz auf der Territorialfrage allein beruht hätte.

Aber ſo wie der Kaiſer durch das Abkommen das er

1. L'empereur à son ambassadeur en France 22 déc. 1535. Papiers de Granvelle II, 420.

2. Sommaire d'une lettre de la reine ib. 411.

vorſchlug die überwiegende Autorität die er in den letzten Kriegen erworben, zu befeſtigen, die Kräfte von Frankreich zu den allgemeinen Zwecken die er ſich geſetzt, herbeizuziehen dachte, ſo war auch der Gedanke, von welchem der König ausgieng, von umfaſſender politiſcher Natur. Die große Stellung hauptſächlich zu Italien, welche er durch das Unglück der Kriege verloren, ſuchte er wiederzugewinnen. Ein Zugeſtändniß das ihn verpflichtet hätte ſeine Waffen gegen Osmanen und Proteſtanten zu richten, konnte ihn nicht befriedigen.

Wir lernen ſein Verfahren hiebei recht eigen kennen.

Er hatte immer geſagt, es komme ihm auf die Erbrechte ſeiner Kinder an. Konnte man leugnen, daß dieſe durch die Auskunft mit dem Herzog von Angouleme ſo weit berückſichtigt worden wären als ſich das bei Streitfragen dieſer Art überhaupt thun läßt? Allein er war nicht damit zufrieden.

Zuerſt trug er darauf an, daß nicht ſein dritter Sohn Angouleme, ſondern der zweite, Orleans, mit Mailand belehnt würde. Sein Grund war, daß derſelbe ſonſt kraft alter Hausverträge Bretagne in Anſpruch nehmen, und dem künftigen König einmal ſehr beſchwerlich fallen werde. Bemerken wir hier auch das Verfahren des Kaiſers. Er antwortete wohl, der Herzog von Orleans dürfte der Krone um ſo gefährlicher werden, je mächtiger man ihn mache; aber die Wahrheit iſt, daß er und ſeine Miniſter ſchon wirklich auf dieſe dereinſt zu erwartende Oppoſition deſſelben gegen ſeinen Bruder und die Krone rechneten. Abſichtlich wollte der Kaiſer ihn nicht anderweit entſchädigen, er wollte dieß um ſo weniger, da Orleans durch ſeine mediceiſche Vermählung ſich auch eigene Anſprüche auf Italien verſchafft hatte. Bei alle

dem hielt er doch eine definitive abſchlägliche Antwort nicht für rathſam; er verſchob die weitere Unterhandlung auf ſeine Anweſenheit in Rom, wo er den Papſt zu Rath ziehen wolle.[1]

Aber indem trat der König mit neuen Forderungen hervor. Wenn Orleans mit Mailand belehnt werde, nahm er für ſich ſelbſt den Nießbrauch des Landes in Anſpruch, und zwar auf der Stelle, ohne allen Verzug.

Schon ließ Granvella verlauten: er fürchte, daß ein Krieg ausbreche, bitterer und heftiger als jemals. Der Kaiſer hielt noch an ſich: er ſagte nur, er könne nicht glauben daß der König auf unausführbaren Dingen beſtehe.

In dieſem Augenblick erhob aber der König bereits eine dritte, noch weiter reichende Forderung.

Schon ſeit längerer Zeit machte er Anſprüche auf die Allodialverlaſſenſchaft ſeines mütterlichen Großvaters Philipp von Savoyen. Er behauptete, in den Pacten von deſſen erſter Ehe, aus der ſeine Mutter Louiſe entſprungen, ſey dieſe Verlaſſenſchaft den Nachkommen aus derſelben vorbehalten worden; den Kindern zweiter Ehe, namentlich dem regierenden Herzog Carl III ſtehe kein Recht daran zu.

Wir brauchen die Rechtsbeſtändigkeit dieſer Behauptungen nicht zu prüfen. Der eigentliche Beweggrund des Königs war ohne Zweifel auch hiebei politiſcher Natur.

1. Die Summe ſeines Auftrags an Hannart iſt in dem Schreiben vom 23 Juni 1535 enthalten: Si veez qu'il n'eust moien quelconque d'encliner ledit S^r roy de venir à traicter pour led. S^r d'Angolesme, en quoy toutesfois, comme il nous semble, à ce que l'on a peu conjecturer des propos dudit ambassadeur, il se condescendra, vous à l'extreme ne romprez la pratique, non pas pour que notre attention soit de besoigner pour le dit duc d'Orleans, mais pour gaigner tems.

Carl III von Savoyen war dem König verhaßt, weil er, nachdem ſein Haus ſich früher faſt immer zu Frankreich gehalten, auf die Seite des Kaiſers, ſeines Schwagers — er hatte ſich mit der Schweſter der Kaiſerin vermählt — übergetreten war; man wollte wiſſen, er habe in Spanien einſt die Loslaſſung des Königs widerrathen. Höchſt empfindlich fiel dieſem, daß der Herzog die Grafſchaft Aſti, die zwar im Frieden von Cambrai abgetreten worden, aber nicht ohne geheime Proteſtation, ſich hatte übertragen laſſen:[1] er betrachtete dieß beinahe als eine perſönliche Beleidigung.

Und welch ein ungemeiner Vortheil war es, durch einen glücklichen Angriff auf denſelben die Zugänge zu Italien einzunehmen! — So eben zeigte ſich die beſte Gelegenheit dazu.

Wir erinnern uns, daß im Jahr 1530, als ſich überhaupt das katholiſche Prinzip in der Schweiz wieder ermannte, auch Genf, ſchon erfüllt mit allen Elementen kirchlicher Neuerung von dem Herzog von Savoyen, unter Connivenz der meiſten katholiſchen Cantone, bedroht ward, aber noch im rechten Augenblicke Schutz und Rettung fand. Seitdem war nun die Reform auch in Genf eingedrungen; der Biſchof war verjagt worden; da dieſer ſich an den Herzog anſchloß, war der Krieg in dem vereinigten Intereſſe der geiſtlichen und der weltlichen Herrſchaft wieder angegangen. Gegen Ende des Jahres 1535 war Genf eingeſchloſſen, und in Gefahr ſich überliefern zu müſſen. Es ſuchte ſich der zur

1. Die Übertragung geſchah an die Herzogin Beatrix „propter singularem affectum quo nos resque nostras prosequitur.“ Urkunde Brüſſel, 20 Nov. Guichenon Histoire de la royale maison de Savoye III, p. 495.

Vertheidigung Untauglichen zu entledigen; aber dieſe wurden von den Belagerern geplündert und in dieſem Zuſtand zurückgeſchickt.

Schon dachte Franz I ſich dieſer Feindſeligkeiten auf eine oder die andre Weiſe zu ſeinem Vorhaben gegen Savoyen zu bedienen; aber eben dieß war ein Motiv mehr für den Rath von Bern, welcher vor vier Jahren das Beſte bei Genf gethan, zu den Waffen zu greifen und den einmal begründeten Zuſtand daſelbſt zu befeſtigen.

Ohne mit Frankreich in beſonderm Bund zu ſtehn, gaben die Berner ihrer Landſchaft zu erkennen, die Ehre Gottes und ihre eigene fordere, Genf nicht untergehn zu laſſen: es würde ihnen zu ewigen Zeiten verweislich ſeyn.[1] Im Dezember 1535 ſchickten ſie dem Herzog ſeinen Bundesbrief zurück. Im Januar 1536 erſchien ein aus den Einwohnern der Stadt und den vier Landgerichten zuſammengeſetztes ſtattliches Heer im Felde, mit den Verbündeten von Neuenſtadt und Neuenburg unter deren eigenen Fahnen. Aus politiſchen Gründen geſellten ſich ihnen Freiburger und Walliſer zu, ſo wenig das auch im Intereſſe ihrer Religion lag. Einem ſo gewaltigen Anfall konnte Savoyen nicht widerſtehn. Nicht allein wurde Genf auf der Stelle befreit: — die Waat, Gex, Romont, Chablais, wurden kraft eines Artikels in dem

1. Ausſchreiben am 29 Dec. 1535 bei Stettler II, 78. Am 26 Januar erſt benachrichtigten die Berner den König von Frankreich von dem unternommenen Feldzug, und baten ihn ihr guter Gevatter zu bleiben; am 9 Februar ließ dann der König den ſchweizeriſchen Feldherrn wiſſen daß er gleichfalls auf einen Krieg gegen Savoyen denke. Schon am 2ten waren aber die Berner in Genf eingetroffen, am 5ten mit den Genfern nach Savoyen vorgerückt; am 7ten unterwarf ſich bereits Villeneuve. Tillier Geſchichte von Bern III, 355.

früheren Frieden, der eine Berechtigung hiezu enthielt, in Beſitz genommen. In Genf ward die Reform auf immer feſtgeſtellt; in der Waat ward ſie zuerſt begründet.

Man hat damals angenommen, erſt durch dieſen glücklichen Erfolg der Schweizer ſey auch der König bewogen worden allem Verzug ein Ende zu machen.[1] Während die Unterhandlungen — der Kaiſer behauptet, ihm ſey ausdrücklich auf dieſe Zeit Stillſtand für Savoyen verſprochen geweſen — durch die beiderſeitigen Geſandten noch fortgeſetzt wurden, brach Franz I im März 1536 daſelbſt ein. Er gab an, der Herzog habe ſein Land dem Kaiſer einräumen wollen, und dem habe Frankreich zuvorkommen müſſen. In Savoyen hielt ſich nur Montmelian einen Augenblick: ohne auf eigentlichen Widerſtand zu treffen, giengen die Franzoſen über die Berge; der Herzog fand auch ſeine Hauptſtadt Turin nicht feſt genug um ſich gegen die Franzoſen zu vertheidigen; am 3 April zogen dieſe daſelbſt ein.

Indem der Kaiſer noch immer an Conſtantinopel dachte, und der Hofnung lebte, durch Nachgiebigkeit und geſchickte Benutzung der Umſtände den König von Frankreich zu befriedigen, ja die Macht deſſelben mit der ſeinen zur Aufrechterhaltung des Katholicismus und zur Bekämpfung der Ungläubigen zu vereinigen,[2] auf dem Wege nach Rom, wo er

1. Z. B. Mémoire remis à l'empereur. Daß der Kaiſer den Herzog nicht geſchützt, wird erklärt: pour non avoir peu conjecturer l'invasion tant subite des Bernois ny d'en penser que le roy de France eust voulsu prendre si malheureuse dampnable et effrontée occasion pour courir sus audit duc. (Pap. de Gr. II, 446.) Der Kaiſer leitet in ſeinem Gegenbericht 1536 Bog. C alles aus dem Neid ab, „den er unſer ſchwagerſchaft halber gegen ihn gefaßt, das er ſich auch als ein gehorſamer Fürſt und Lehensmann gen mir erzeigt."

2. Nach dem Schreiben Hannarts vom 12 Januar ſprach der

alles zu Ende zu bringen dachte, erhielt er dieſe Nachrichten. In denſelben Tagen vernahm man, daß auch Suleiman nach Conſtantinopel zurückgekehrt, Barbaroſſa bei ihm angekommen war. Es leuchtete ein, daß die Osmanen, wie bisher immer, eher Gelegenheit finden würden einen erfolgreichen Anfall auf die Chriſtenheit zu machen als dieſe auf ihn. Die ganze politiſche Lage wandelte ſich um; alle Gedanken und Entwürfe mußten eine andre Richtung nehmen.

Welche Gemüthsbewegung dieß dem Kaiſer verurſachte, ſieht man recht an der Rede die er bei ſeiner Anweſenheit in Rom, 18 April, in dem Conſiſtorium der Cardinäle hielt.

Er ſchilderte ausführlich, was er von jeher, hauptſächlich aber ſeit den Verträgen von Cambrai gethan, um den Frieden zu erhalten: wie vieles er habe hingehn laſſen, was dagegen geſchehen; jetzt aber habe der König offen gebrochen, Savoyen überfallen, und rücke in Italien vor. Nicht zufrieden mit der Ausſicht die einem ſeiner Söhne auf Mailand eröffnet worden, fordere derſelbe den Beſitz und Nießbrauch dieſes Landes unmittelbar für ſich. „Noch immer“, fuhr er fort, „biete ich dem König Frieden an. Vereinigt könnten wir der Chriſtenheit großes Gute erweiſen, ſie in die erwünſchte Ruhe ſetzen. Ich bin noch immer bereit, ſeinem Sohn von Angouleme unter hinreichender Sicherheit den Staat von Mailand zu übertragen. Auch biete ich dem König noch einmal perſönlichen Kampf an. Ich will den Staat von Mailand gegen das Herzogthum Burgund ſetzen, obgleich auch dieß

König damals noch immer von der engen Freundſchaft die zwiſchen ihm und dem Kaiſer beſtehen müſſe. Noch am 23 Januar ſagt Hannart: procura y dessea de venir en mas estrechas alianças de Vras Mdes. (Archiv von Simancas.)

mir gehört. Wer den Andern überwindet, dem ſoll beides zufallen. Will aber der König weder das Eine noch das Andere, nun denn — ſo mag der Krieg ausbrechen: wir werden alles an alles ſetzen; es wird das Verderben des Einen oder des Andern ſeyn; mögen derweile Türken und Ungläubige Herrn der Chriſtenheit werden." [1]

Zwar wurde auch hierauf noch unterhandelt; es liefen Briefe aus Frankreich ein, und der Cardinal von Lothringen, der in Italien anlangte, machte Äußerungen, nach denen es ſich anließ als werde der König auf den Vorſchlag wegen ſeines jüngſten Sohnes am Ende doch eingehn. War das nun aber Irrthum, oder Täuſchung, in Wahrheit drang der König doch nach wie vor auf die Ausſtattung des Herzogs von Orleans ohne ſich um die Sicherheiten zu bekümmern, die ſein Gegner verlangte; deſſen Herausforderung behandelte er wie einen Scherz. Die Anmuthung, die ihm geſchah, Piemont und Savoyen wieder zu räumen, wies er um ſo mehr von ſich, da ſich auf der Stelle zeigte, wie ſehr er durch dieſen plötzlichen Schlag ſein Anſehn in der Welt erneuert hatte. Die italieniſchen Mächte, die Venezianer, der Papſt, fiengen an zu ſchwanken, die florentiniſchen Verjagten regten ſich; — England, einige deutſche Fürſten, die nordiſchen Könige, Alles was gegen den Kaiſer Oppoſition machte, war für ihn; und ſo

1. Die Relationen über dieſe Rede ſind ſehr unzuverläßig. Die beiden gleichzeitigen Flugſchriften: Kaiſer Carln Fridbieten und Handlung, aus einem Schreiben aus Rom 18 April, und Kaiſerlicher Majeſtät Proteſtation wider den König von Frankreich, weichen ganz von einander ab, und ſind beide unrichtig. Aus der letztern ſchöpfte Bellay. In dem Archiv von Simancas zu Paris findet ſich Copia de la carta que S. Md escriviò a su Embaxador 17 Abril 1536 de Roma, welche authentiſchen Bericht giebt, und hier zu Grunde liegt.

eben ſchloß er einen Vertrag mit den Osmanen; er nahm wieder eine Stellung ein, wie er ſie vor dem Frieden von Cambrai beſeſſen, und unmöglich konnte er dieſe gegen eine Verſorgung ſeines jüngſten Sohnes aufgeben, der doch nichts als ein kleiner italieniſcher Fürſt unter dem Einfluß des Kaiſers geworden wäre.

Die kaiſerlichen Räthe waren überzeugt, daß der König nicht allein nichts herausgeben, ſondern immer weiter vordringen werde: es wäre denn daß man ihn mit Gewalt bezwinge. Man müſſe ihn entweder zum Frieden nöthigen oder überhaupt unſchädlich machen.

Von jeher hatten ſie geglaubt, das beſte Mittel, den König von Frankreich zu überwältigen, ſey ein Einfall in Frankreich. Wie oft war früher eine Verbindung von niederländiſchen und oberdeutſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Kräften zu dieſem Zwecke verſucht worden! Auch jetzt meinten ſie, nur damit zu Ende kommen zu können. Antonio Leiva ſoll geſagt haben: ein Raubthier müſſe man in ſeiner Höle aufſuchen.[1]

Man dürfte dem Kaiſer nicht die beſtimmte Abſicht oder Hofnung beimeſſen, Frankreich zu erobern oder etwa einer großen Provinz zu berauben. Seiner Schweſter ſchreibt

1. Bei Bellay zwar heißt es, Antonio Leiva habe ſich wider die Unternehmung erklärt „jusques à se vouloir faire mettre à genoux hors de sa chaire“, XIX, 296. Dagegen wiſſen wir von denen die im kaiſerlichen Lager waren, z. B. dem Biſchof von Foſſombrone, Lettere di principi III, 45, daß Leiva dort im Lager faſt als der Urheber der ganzen Unternehmung betrachtet wurde. Überhaupt verkennt Bellay wie den General ſo auch den Kaiſer: er gefällt ſich darin, den Kaiſer ruhmredig bis zum Aberwitz darzuſtellen, was ſein Fehler ſonſt eben nicht war.

er Anfangs nur, er rüſte ſich darum, um auch an der Spitze eines Heeres unterhandeln zu können wie ſein Gegner. Im Juni 1536 hatte er bereits ein ſtattliches Heer beiſammen. Es beſtand aus 10000 Spaniern, 20000 Italienern, großentheils Einwohnern des Kirchenſtaats, die allen Verboten des Papſtes zum Trotz ihm zugeſtrömt, und 3 großen deutſchen Regimentern, unter Maximilian Eberſtein, Caspar Frundsberg und Franz Hemſtein, 37 Fähnlein, ungefähr 20000 M.[1] Als das frundsbergiſche Regiment nach Aſti kam, ließ es der Kaiſer eine kleine Feldübung machen, vorrücken, zurückziehen, dann ritt er auf den Obriſtlieutenant Caſpar von Waldſee zu, reichte ihm die Hand und nahm ihn an. Eine ſo gewaltige Macht verſchaffte ihm nun auf der Stelle dort das Übergewicht — ſo daß er Foſſan eroberte, der Marcheſe von Saluzzo zu ihm übertrat, — aber ſie nöthigte ihn auch gewiſſermaaßen weiter zu gehen. Der venezianiſche Geſandte verſichert, der außerordentliche Aufwand den das Heer verurſacht, habe den Kaiſer vermocht, zu einer außerordentlichen Unternehmung zu ſchreiten. Indem er fortwährend erklärte, er ſey zum Frieden bereit, wofern ihm der König die für die gegenwärtige Lage der Dinge nöthig gewordenen Sicherheiten gewähre, griff er im Juli 1536 Frankreich mit zwei großen Heeren zugleich im Norden und im Süden an. Er ſelbſt überſchritt am Tage St. Jacob, 25 Juli, was die Spanier für ein gutes Zeichen hielten, die franzöſiſchen Grenzen; beſetzte einige Plätze, vernichtete ein

1. Unſers Hern Kayſers Kriegshandlung in Saffoien im monat Junio 1536. Die 20 Fähnlein des Hern Maxen Regiment acht man auf 9000 ſtark.

kleines Truppencorps unter Montejan und Boiſy, das einzige das ſich ihm entgegenſetzte, und ſchlug gegen Mitte Auguſt ſein Lager bei Aix auf. In dieſen Tagen drang auch das niederländiſche Heer die große Straße, die nach St. Jago von Campoſtella führte, daher, unter dem Grafen von Naſſau, in Frankreich ein und eroberte Guiſe. Der Kaiſer hoffte, der König werde ſeine Streitkräfte theilen müſſen, und auch ſchon aus dem Ehrgeiz, keinen Feind auf franzöſiſchem Boden zu dulden, ihm in offenem Felde begegnen: dann zweifelte er nicht, mit ſeinen krieggeübteren Truppen denſelben zu ſchlagen und zu einem Frieden zu nöthigen, in welchem die Sicherheiten lägen, die er immer gefordert. Den päpſtlichen Geſandten, die zur Vermittelung an beide Fürſten geſchickt waren, erklärte er, er wolle Rechenſchaft fordern über das Betragen des Königs gegen ihn den Kaiſer und gegen ſeine Freunde; er müſſe wiſſen, wie ſie fortan mit einander zu ſtehn hätten, er und der König von Frankreich. Der Vortheil, in welchen der König durch die Beſitznahme von Savoyen und ſeine allgemeine Politik gekommen, war ihm unerträglich; er wollte das Verhältniß des Übergewichtes, das ihm die letzten Friedensſchlüſſe gegeben, erneuern und auf immer befeſtigen; er fühlte ganz richtig, daß er dann erſt gegen andre Feinde freie Hand haben würde.

Allein der König wußte durch Erfahrung, was die Entſcheidung eines Schlachttages auf ſich habe. Er hatte ſich

1. Kriegs Sachen So zwiſchen Keyſerlicher Maieſtat und dem könige in Franckreich ſich zugetragen Im 1536ſten Jahre. Durch Herrn Veit Weidenern Feldt Prediger der vier feinlein Knecht So Kay. May. durch Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen zugeſchicket worden ſeindt, treulich beſchrieben. (Handſchrift zu Gotha.)

in eine ſtattliche Kriegsverfaſſung geſetzt; trotz aller Verbote des Kaiſers waren ihm deutſche, und trotz der Verbote der eidgenöſſiſchen Obrigkeiten ſchweizeriſche Fähnlein in großer Anzahl zugezogen; ſeit undenklicher Zeit zum erſten Mal hatte er den Verſuch gemacht, das franzöſiſche Landvolk zu bewaffnen; der Adel und die Hommes d'Armes umgaben ihn mit gewohntem Eifer; aber durch alles das ließ er ſich nicht bewegen, dem Kaiſer entgegenzugehn. Es war ihm genug, durch zwei feſte Lager bei Avignon und Valence die Ufer der Rhone und der Durance zu ſichern; Montmorency, dem die oberſte Führung anvertraut war, entwickelte alle die Beſonnenheit und Umſicht welche den Vertheidigungskrieg erfolgreich machen können. Die Haltung die der König dergeſtalt annahm erfüllte ihn mit Selbſtgefühl: und lange weigerte er ſich, auf Friedensverhandlungen einzugehn, ſo lange der Feind in ſeinem Reiche, gleichſam in ſeinem Hauſe ſey; ja nur ſeine Bedingungen zu nennen. Als er dieß endlich that, forderte er nichts geringeres als die unmittelbare Überlieferung von Mailand und Aſti; dem Herzog von Savoyen bot er einen Stillſtand von ſechs Monat an, in welcher Zeit der Papſt ihre Streitigkeit in Güte beilegen ſolle. [1]

Natürlich verwarf der Kaiſer dieſe Vorſchläge. Die beiden gewaltigen Heere lagen einander gegenüber, ohne daß

1. La response baillée par le roy de France au légat cardinal Trivulce. Papiers d'état de Granvelle II, p. 485. „que par icelluy traicté - - - luy soit promptement et actuellement rendu et restitué en ses mains l'estat et duché de Millan, ensemble toutes et chascunes les villes et places d'icelluy duché, sans aucune retenir ou réserver, et pareillement le conté d'Ast“ etc. Dort folgen dann noch einige andere treffliche Actenſtücke über die weitere Verhandlung.

und nach ein unerträglicher Mangel. Die Franzoſen hatten weit und breit das platte Land wüſte gelegt, die Vorräthe vernichtet, die Bauern weggeführt. Deutſche Anführer beklagen ſich, daß der Kaiſer untauglichen Leuten, namentlich ein paar italieniſchen Biſchöfen die Sorge für die Zufuhr anvertraut habe. Bald mußten ſich die Landsknechte nur noch von getrockneten Feigen, die ſie in den verlaſſenen Wohnungen fanden, oder von dem Obſte nähren, das eben reifte: man ſah ſie die unreifen Trauben zuſammendrücken, und ſich in ihrer Pickelhaube einen Trank daraus bereiten. Kein Wunder, wenn verderbliche Krankheiten unter ihnen ausbrachen. Schärtlin von Burtenbach erzählt, daß die Hälfte ſeines Haufens zu Grunde gegangen, von ſeinem Geſinde nicht mehr als ein einziger Knecht übrig geblieben ſey.[1] Antonio Leiva, von dem man ſagt, er habe allerdings geglaubt daß er in Frankreich ſterben werde, aber nach erfochtenem Sieg, um in S. Denys begraben zu werden, erlag ſeiner alten Krankheit unter dem epidemiſchen Einfluß des Lagers von Aix.

Auf den Rath Andrea Doria's unternahm der Kaiſer noch eine Bewegung gegen Marſeille, wie es ſcheint in der Hofnung, daß ein Verſtändniß, das er vorbereitet hatte,[2] ihm die Überraſchung dieſes Seeplatzes möglich machen werde, was dann ein großer Vortheil für immer geweſen ſeyn würde;

1. Lebensbeſchreibung p. 44. „Iſt ein jammerlicher Zug geweſt, Hungers halb, ſonſt kein Feind nie an uns kommen.“ Jovius lib. 35, p. 177. Schreiben Pappenheims, citirt bei Seckendorf III, 127.

2. Vita MS di Guasto: Ingannato da Trajano principe di Meſſi, che per dar tempo al tempo gli aveva promesso, purche fusse restituito nello stato, l'impadronirebbe di Marsiglia. Vgl. Authentiſche Nachricht bei Sepulveda lib. 14, c 31.

1537 verabredete der König mit ihnen einen gemeinſchaftlichen Angriff auf den Kaiſer.

Eben an dieſer Stelle aber nehmen wir die ganze Bedeutung des Gegenſatzes zwiſchen dem Kaiſer und dem König wahr.

Allerdings hatten ſich chriſtliche Mächte von niederem Range, Grenzſtaaten der Chriſtenheit, ſchon immer dann und wann in Bündniſſe mit den Ungläubigen eingelaſſen, auch wohl bedeutendere, einſt ſogar ein Papſt: jedoch nur in Momenten großer Bedrängniß, auf kurze Zeit, unter dem tiefſten Geheimniß. Jetzt aber trat eine der größten Mächte der Chriſtenheit, wenn damals nicht die erſte, doch gewiß die zweite, der allerchriſtlichſte König ſelbſt, und zwar nicht in einem Augenblick der Noth, ſondern nachdem er ſich des Feindes ſchon erwehrt und zu einem unleugbaren Übergewicht gelangt war, in Bündniß mit den Osmanen. Eine Zeitlang hatte auch er dieß Verhältniß ſorgfältig verheimlicht: es rief nicht allein allgemeinen Tadel hervor, ſondern ſogar eine Art von Scham; allein jetzt wie geſagt machte er kein Hehl weiter daraus.

Bemerken wir wohl, was darin liegt. Die alte Chriſtenheit des Mittelalters beruhte wahrhaftig nicht allein auf dem Dogma, ſondern ſie bildete eine große militäriſch-politiſche, auf den Grund der Kirche befeſtigte Einheit. Sich davon loszureißen, wie man es auch beſchönigen mochte, thatſächlich, ja ſyſtematiſch von der zuſammenhaltenden Idee der alten Chriſtenheit abzuſehen, war in der That ein nicht viel geringerer Gegenſatz gegen die Sinnesweiſe der frühern Zeiten, als der Abfall der Proteſtanten vom Dogma und den Cerimonien. Man könnte ſagen: es war ein militäriſch-po-

litiſcher Proteſtantismus: — es mag ſeyn, einſeitig, egoiſtiſch und gehäſſig, aber darum doch auch unvermeidlich und von allgemeiner Bedeutung.

Vielleicht von allen Ideen welche zur Entwickelung des neuern Europa beigetragen haben, die wirkſamſte iſt die Idee einer vollkommen ſelbſtändigen, von keiner fremden Rückſicht gefeſſelten, nur auf ſich ſelbſt angewieſenen Staatsgewalt. Im Grunde konnte von Staaten im vollen Sinne des Wortes noch gar nicht die Rede ſeyn, ſo lange der Gedanke der allgemeinen Chriſtenheit vorwaltete und wie es mehrere Jahrhunderte hindurch geſchehen iſt, zu den großen Unternehmungen, an denen ſich alle Staaten verſuchten, den bewegenden Antrieb gab. Das Beſondere ward durch das Mitgefühl des Allgemeinen verhindert ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit auszubilden. Wohl hatte in den letzten Jahrzehnden alles dahin geſtrebt ſich beſſer zu conſolidiren, und vornehmlich in Frankreich war dieß gelungen. Es verſteht ſich aber, daß man doch ſo lange noch weit vom Ziele entfernt war, als der Staat durch politiſche Rückſichten die ihm nicht aus ihm ſelbſt kamen, in ſeiner Bewegung, ſeinen Bündniſſen, ſeiner ganzen politiſch-militäriſchen Thätigkeit gehindert wurde. Die Verbindung Franz des I mit den Osmanen bezeichnet den Moment wo die militäriſche Kraft eines großen Reiches ſich von dem Syſtem der lateiniſchen Chriſtenheit, das bisher vorgewaltet, losſagte und nun erſt ſelbſtändig auftrat. Das Prinzip kam um ſo beſſer zur Erſcheinung, da eine Macht dieß that welche in Rückſicht auf das Dogma katholiſch blieb. Franz I, der dieſen Schritt wagte, und einem mächtigen Gegner, der ihn in den alten Bahnen feſthalten

wollte, mit Standhaftigkeit und Glück entgegentrat, wird immer eine der großen Geſtalten der neuern Geſchichte bleiben.

Und eine noch unumwundner von allem bisherigen abweichende Richtung hatte indeß eine dritte Macht von Europa genommen.

Die kirchlichen Neuerungen Heinrichs VIII von England.

Wenn ſich Frankreich Carl dem V und dem wieder aufkommenden Gedanken eines kaiſerlichen Übergewichtes widerſetzte, jedoch an dem Papſtthum feſthielt, ſo riß ſich England auch von dieſem los, und zwar nicht allein der König, ſondern mit ihm alle conſtituirten Gewalten ſeines Reiches.

Wir erinnern uns der Abſicht Heinrichs VIII, ſich von ſeiner Gemahlin Katharina, Tante des Kaiſers, auf geſetzlich gültige Weiſe zu ſcheiden, und wie der römiſche Hof, ſo lange er mit dem Kaiſer entzweit war, dieß begünſtigte, es aber nicht dulden wollte, nachdem er ſich mit demſelben verſöhnt hatte.

Wäre es dem König allein darauf angekommen ſich zu rächen, ſo hätte er nur den reformatoriſchen Meinungen, die bereits in England vorgedrungen waren, ihren Lauf zu laſſen gebraucht.

Schon 1521, als Aleander [1] die Verbreitung der lutheriſchen Bücher in Deutſchland zu hemmen ſuchte, entgegneten ihm die Buchdrucker, ſie würden ihre Exemplare nach England ſchicken. Nicht allein die gelehrten Schriften der

1. Briefe Aleanders bei Münter, Beiträge zur Kirchengeſch. p. 76.

Reformatoren, ſondern auch die populären, welche der Bewegung in Deutſchland ſo großen Vorſchub gethan, gewannen in England Eingang. Noch ſtanden einander die beiden Nationen in Sinnesweiſe und Bildung ſehr nahe; in England waren die wiklefitiſchen und lollhardiſchen Meinungen niemals ganz unterdrückt worden. Auch dort finden wir denn das Buch vom alten und neuen Gott, die fliegenden Blätter von Otto Brunfels und Simon Heſſus: — eine Schrift, welche der Clerus gradezu für infam erklärt, „vom Begräbniß der Meſſe“ iſt wohl keine andre als Manuels Tod und letzter Wille der Meſſen. Und bald geſellten ſich ihnen originale engliſche Schriften in ähnlichem Sinne bei: z. B. „der unrechte Mammon“, mit welchem Ausdruck man die kirchlichen guten Werke, faſten, Meſſe hören u. ſ. w. bezeichnete: Gott aber fordre nur das Herz, und man müſſe die Gebote erfüllen aus Liebe zu ihm, nicht aus Hofnung auf Belohnung in dieſer oder jener Welt; — „Gehorſam eines Chriſtenmenſchen“: gegen Cölibat, Mönchsgelübde, Mirakel der Heiligen; — „Enthüllung des Antichriſt“, worin die ganze Conſtitution der römiſchen Kirche, den Papſt an der Spitze, für widerchriſtlich erklärt wird.[1] Im Jahre 1529 ſaß ein Parlament, welches ſehr geneigt geweſen wäre, wie man gleich bei den Wahlen bemerkte, eine der Geiſtlichkeit entgegengeſetzte Tendenz einzuſchlagen.

Heinrich VIII war aber nicht allein rachſüchtig und

1. A publick instrument made A. C. MDXXX May 24 containing divers heretical and erroneous opinions considered and condemned. Conc. Magn. Brit. III, 727. Auch die Statuta et ordinationes ib. 719 können unmöglich von 1529 ſeyn, wie dort angegeben wird, da die Confessio exhibita Augustae darin erwähnt wird.

heftig, ſondern er verband mit ſeinen Leidenſchaften eine ganz eigne Umſicht und Berechnung. Es widerſtrebte ihm, den neuen Meinungen, die großentheils gegen ſeine eignen Überzeugungen anſtießen, freien Lauf zu laſſen. Am wenigſten wäre ihm mit einem innern Hader in ſeinem Reiche, der dadurch hätte eintreten müſſen, gedient geweſen; ſein Gedanke war vielmehr von Anfang an ein andrer.

Vor allem lag ihm daran, da er nun wohl ſah daß er in der Eheſcheidungsſache den römiſchen Hof niemals wieder für ſich haben werde, eine ſo viel möglich legale Autorität — denn er wünſchte von ſeiner neuen Ehe legitime, der Nachfolge unzweifelhaft fähige Erben zu bekommen, — in ſeinem Reiche an die Stelle der päpſtlichen treten zu laſſen.

Allein dieß mußte ihn ſogleich noch weiter führen.

Eins der wichtigſten Intereſſen bei der Bildung feſter Staatsgewalten, deſſen man ſich ſchon ſeit zwei Jahrhunderten mehr oder minder bewußt geworden, lag darin, den Einfluß des römiſchen Hofes auf die Landesgeiſtlichkeiten zu beſchränken oder zu vernichten. Concordate, pragmatiſche Sanctionen, ſo wie die Autorität, die man gern einem eingebornen Legaten übertrug, waren darauf berechnet. Wir wiſſen, wie viel auch in Deutſchland der Wunſch, den Eingriffen der Curie zu begegnen, dazu beigetragen hatte, die reformatoriſche Bewegung hervorzurufen: nur war hier die hohe Geiſtlichkeit ſelbſt von der Neuerung verletzt worden, und hatte ſich eben darum dem römiſchen Hofe wieder genähert; eine allgemeine Entzweiung war erfolgt. Wie dann, wenn es einem großen Fürſten, wie der König von England war, gelang eine ſolche Entzweiung zu vermeiden, und ſein Land,

ſchenden corporativen und conſtitutionellen Geiſt kam alles auf eine in dem Clerus ſelbſt hervorzurufende Entſchließung an.

Sehr wohl berechnet aber war das Verfahren das der König hiebei einſchlug.

Er begann damit, die abweichenden Meinungen welche das bisherige kirchliche Syſtem bedrohten, ſtatt ſie zu begünſtigen, vielmehr zu verfolgen; er erklärte, als Vertheidiger des Glaubens könne er nicht geſtatten daß eine böſe Saat geſäet werde die den Weizen des katholiſchen Glaubens überwachſe. Der Clerus, der wohl einſah daß er dieſen Schutz nicht entbehren könne, vergalt denſelben damit, daß er ſich in der Eheſcheidungsſache dem König anſchloß. Die geiſtlichen Lords empfahlen ſie im Vereine mit den weltlichen dem römiſchen Stuhle auf das dringendſte: einmal aus dem nationalen Geſichtspuncte, weil die Regelmäßigkeit der Thronfolge und die Ruhe des Reiches davon abhange; ſodann wegen der Verdienſte des Königs um die Religion. Sie bemerkten, wenn der römiſche Stuhl noch ein gewiſſes Anſehen genieße, ſo ſey dieß allein dem König zuzuſchreiben. Schon blieben ſie aber nicht bei einer einfachen Empfehlung ſtehn: ſie ſagten dem Papſt, wenn er ihnen nicht helfe, ſo würden ſie ſich ſelbſt helfen müſſen. [1]

Auf das engſte verbündeten ſich dergeſtalt die Krone und die höhere Geiſtlichkeit in den beiden großen ſchwebenden Fragen. Sie machten gegen Luther, welcher die Geiſtlichen, und gegen den Papſt, welcher den König angriff, ſo zu ſagen gemeinſchaftliche Sache.

1. Adress of the lords spiritual and temporal, bei Collier Ecclesiastical history of Great Britain II, Records nr. 14.

hören wir. Bald ſollte ſich zeigen wie weit der Clerus damit kommen würde.

In der Sitzung des Parliaments, die im Januar 1532 eröffnet ward, beſchwerten ſich die Communen in einer eigenen Bittſchrift bei dem König, daß der Clerus geiſtliche Geſetze erlaſſe ohne Genehmigung der Krone und Vorwiſſen der Laien, in fremder Sprache, zuweilen in Widerſpruch mit der beſtehenden Geſetzgebung, und zugleich unter der Androhung der Excommunication, welche die Unterthanen zweifelhaft in ihrem Gehorſam gegen den König und die Verfaſſung mache.

Der Clerus ſuchte ſich mit dem unvordenklichen Beſitz der geiſtlichen Gerichtsbarkeit und dem Herkommen in allen chriſtlichen Reichen zu rechtfertigen: er führte ſelbſt eine Stelle aus der Schrift des Königs gegen Luther für ſich an.[1] Bei einem ſo wichtigen Intereſſe aber machten die eigenen frühern Äußerungen auf Heinrich keinen Eindruck mehr. Ein erſtes und ein zweites Erbieten der Geiſtlichkeit, obwohl das letztere ſchon ziemlich weit gieng, that ihm nicht Genüge; er forderte die umfaſſendſten Verpflichtungen derſelben. Nicht allein keinen neuen Canon ſollte ſie machen, ſondern auch nicht einmal einen alten in Ausführung bringen ohne Erlaubniß der Krone. Auf das engſte war er in dieſer Beziehung mit den Communen verbündet. Er ſelber erhob jetzt, und zwar zunächſt gegen den Sprecher des Unterhauſes, Beſchwerde über das Verhältniß des Clerus gegen den Papſt. Der Eid der dieſem von den Biſchöfen geleiſtet werde, ſtehe in offenem Widerſpruch mit dem, welchen er ſelbſt von ihnen

1. Darauf bezieht ſich auch Bishop Gardiners Letter of excuse. ib. 752.

empfange: ſie ſeyen nur halb ſeine Unterthanen. Man kennt den geiſtlichen Lehnseid, den der römiſche Hof den Biſchöfen zu einer Zeit aufgelegt hat, wo man noch nicht wußte ob das geiſtliche oder das weltliche Fürſtenthum die Oberhand in Europa behalten würde: es iſt nicht unwahr daß der Gehorſam gegen die weltliche Gewalt dabei nur bedingt beſtehen kann. Eben in dieſem Zuſammenhang mit einem ſchützenden mächtigen Oberhaupte lag das Geheimniß der ſo oft in dem Innern jedes Reiches geltend gemachten Selbſtändigkeit des Clerus. Jetzt aber war es ſo weit gekommen, daß dieſer Schutz nichts mehr helfen konnte. Einer ernſtlichen Vereinigung des Königs, der weltlichen Lords und des Unterhauſes in wirklich feindſeligem Sinne würde die Geiſtlichkeit unfehlbar unterlegen ſeyn. Sie zog es vor, ſich zu unterwerfen. Die erſte Forderung wurde von der niedern Geiſtlichkeit, welche das Unterhaus der Convocation ausmacht und hier wie an andern Orten der weltlichen Macht einen Schritt näher ſtand, vollſtändig, von der höhern nach einigem Sträuben wenigſtens in Bezug auf die in Zukunft zu erlaſſenden Geſetze bewilligt. [1] Auch in Hinſicht des Eides gaben ſie nach. In den Acten der Sitzung findet ſich ein neuer Eid, kraft deſſen die Biſchöfe alle Zuſagen widerrufen durch welche ſie ſich dem Papſte zum Nachtheil des Königs verpflichtet haben möchten. [2] Als Cranmer den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury beſtieg und dem Papſte den herkömmlichen Eid leiſtete, proteſtirte

1. Instrumentum super submissione cleri coram domino rege 16 Maji 1532, Conc. M. Brit. III, 754, bezieht ſich nur auf die höhere Geiſtlichkeit. Dieſes allein ward dem König übergeben.

2. The oath of the clergy to the king. ib. p. 755. „Your council I shall keep and hold, knowledging my self to hold my bishoprick of you only."

pellationen nach Rom auf; das Parlament von 1534 verbot nun auch, Dispenſe in Rom nachzuſuchen, und übertrug die Ausfertigung derſelben den beiden Erzbiſchöfen unter ihrem Amtsſiegel, jedem in ſeinem Sprengel. Für die Wahl und Einſetzung der Biſchöfe wurden Einrichtungen getroffen, die nur auf einem Zuſammenwirken der Capitel und des Königs beruhten und dem Papſt keinen weitern Einfluß ließen. Der Erzbiſchof von Canterbury ſtrich den Titel: Legat des apoſtoliſchen Stuhles, den er bisher geführt hatte, aus und nannte ſich nur noch Metropolitan. Das Bisthum, auf längſt vergeſſene Rechte fußend, ſetzte ſich dem römiſchen Stuhle wieder ſelbſtändig gegenüber.

Wie die ganze Bewegung von dem Könige angeregt worden, ſo ſchlug ſie auch zu deſſen Vortheil aus. Indem man in der Schrift vergeblich nach einer Begründung der päpſtlichen Macht ſuchte, fand man dagegen die deutlichſten Einſchärfungen des Gehorſams gegen die weltliche Obrigkeit. Man hob hervor, daß nicht die Päpſte, ſondern die Könige von Gott eingeſetzt, deſſen Stellvertreter ſeyen: daß der Biſchof, der Prieſter, der Mönch, nicht minder als der Laie, dem Könige Gehorſam zu leiſten, ſich ſeinem Richterſpruch und ſeiner Strafe zu unterwerfen habe.[1] Die Geſetzkundigen führten aus, daß nur das im Grunde den alten engliſchen Geſetzen entſpreche, daß alle Macht und Gerichtsbarkeit die dem römiſchen Stuhl eingeräumt worden, nur

1. Richardi Sampsonis regii sacelli decani oratio, qua docet hortatur admonet omnes, potissimum Anglos, regiae dignitati cum primis ut obediant, quia verbum dei praecipit: episcopo Romano ne sint audientes, quia nullo jure divino in eos quicquam potestatis habet etc. Strype Eccl. Mem. V, p. 483.

beide als Märtyrer der großen Idee des Mittelalters von der Einheit der Kirche, deren Bekenntniß hier bereits als ein Verbrechen betrachtet wurde. [1]

Hiemit war das Schisma eigentlich vollkommen vollzogen. Die Frage erhob ſich, ob es, wie der König wohl urſprünglich beabſichtigte, dabei ſein Verbleiben haben würde.

Da man bei den Streitigkeiten zwiſchen der königlichen und der päpſtlichen Gewalt auf die Entſcheidung der Schrift zurückgegangen war und dieſelbe günſtig gefunden hatte, ſo folgte von ſelbſt, daß man ſich zu weiterem Studium der heiligen Bücher und zu ihrer Verbreitung unter das Volk aufgefordert fühlte. Schon im Dezember 1534 bat der Clerus von Canterbury den König, einige redliche Männer mit der Überſetzung der Bibel zu beauftragen. Der arme Tyndall, der zuerſt unter unaufhörlicher Lebensgefahr Hand an dieß Werk gelegt, war endlich doch zu Antwerpen, wo er ſich aufhielt, der niederländiſchen Regierung verrathen, feſtgenommen, und auf dem Schloß Vilvorden hingerichtet worden, ſo überzeugt der kaiſerliche Procurator ſich auch zeigte, daß der Angeklagte ein frommer und gelehrter Mann ſey. Sein letztes Wort beſtand in dem Gebet, daß Gott die Augen des Königs von England eröffnen möge. Es ſchien

1. Nach Herbert Fiſher 21 Juni; Moore 7 Juli 1535. In der vaticaniſchen Bibliothek MS nr. 3922 findet ſich eine Schrift unter dem Titel B. Thomae Mori Angli martyrium. Darin wird nun beſonders Rede und Antwort die Moore vor Gericht gegeben, ausgeführt. In ſeiner letzten Antwort merke ich folgende Stelle an. La chiexia tra gli Christiani è una sola, integra et indivisa, nè voi soli havete autorità senza il consentimento de tutti gli altri Christiani di far nove leggi e statuti.

jetzt, als würde daſſelbe erfüllt werden.[1] Nach einiger Zeit ſchickte Cranmer das erſte Exemplar einer engliſchen Bibel, die auf Tyndalls Überſetzung gegründet iſt, dem Könige ein.

Unmöglich konnte man die Schrift ſtudiren, zumal in dieſem Geiſte der Oppoſition gegen das Papſtthum, ohne auch andere Abweichungen von dem herkömmlichen Syſtem nothwendig zu finden.

Schon 1535 erſchien ein Gebetbuch, worin nicht allein jene mit rothen Lettern gedruckten Verſprechungen beſonderer Gnaden weggelaſſen waren, ſondern die Verehrung der Maria ausdrücklich bekämpft wurde.

Noch einmal ſtellte die Convocation im Jahr 1536 ein Verzeichniß falſcher Meinungen zuſammen, in welchem ſich neben anabaptiſtiſchen und lollhardiſchen auch wohl einige lutheriſche finden: zu gleicher Zeit aber publicirte man Glaubensartikel, die ſich doch offenbar an die deutſche Theologie und die augsburgiſche Confeſſion anſchloſſen. Eigentlich in Deutſchland im Exil hatte ſich Cranmer mit den Tendenzen durchdrungen die er als Erzbiſchof von Canterbury durchſetzte. Jetzt war ein Schotte angelangt, Alexander Aleſſe, und hatte eine Ausgabe der Melanchthoniſchen Loci für König Heinrich mitgebracht. Der Biſchof Fox von Hereford und Nicolaus Heyt, die gegen Ende des vorigen Jahres in Sachſen geweſen, ſich dort mit den Theologen über alle Glaubensſätze beſprochen und durchaus einverſtanden erklärt hatten, waren jetzt zurückgekommen, und hatten eine Erläuterung der Con-

1. The life and story of the true servent and martyr of God William Tyndall in Fox Acts and Monuments of martyrs I, p. 361. Mit aller Naivetät und Gläubigkeit des alten Englands erzählt.

feſſion mitgebracht. Die Faſſung des Artikels vom Abendmahl, wo keiner Transſubſtantiation erwähnt wird, ſcheint darauf hinzudeuten, daß dieſe Erläuterung dabei zu Grunde gelegt worden.[1] Auch in dem ſogenannten biſchöflichen Buche „Unterweiſung eines Chriſten", das unter öffentlicher Autorität im J. 1537 bekannt gemacht ward, laſſen ſich Spuren proteſtantiſcher Einwirkung nicht verkennen: z. B. in den Artikeln von der Anrufung der Heiligen oder der Heilighaltung der Feiertage, hauptſächlich wo von der Rechtfertigung durch das Verdienſt Chriſti allein die Rede iſt.

Es verſteht ſich aber, daß die proteſtantiſchen Anſichten nicht in allen Stücken durchdringen konnten.

Einmal war die Bildung der Geiſtlichen die hier zu entſcheiden hatten, noch in dem hierarchiſchen Geſichtskreis befangen. Wir haben Gutachten der zur Berathung über das Buch niedergeſetzten Commiſſion, die aus 7 Biſchöfen und 13 Doctoren beſtand;[2] von allen näherten ſich eigentlich nur zwei den evangeliſchen Meinungen, Erzbiſchof Cranmer und

1. Nach Seckendorf lautet ſie: — quod in sacramento corporis et sanguinis domini vere substantialiter et realiter adsint corpus et sanguis Christi sub speciebus panis et vini, et quod sub iisdem speciebus vere et corporaliter exhibeantur et distribuantur omnibus illis qui sacramentum accipiunt; — in den Articles of our faith that under the forme and figure of bread and wine - - is verily substancially and really contained and comprehended the very selfsame body and blood of our saviour J. Chr. - - and that under the same forme and figure of bread and wine the very selfsame body and blood of Christ is corporally, really and in the very substance exhibited, distributed and received of all them which receive the said sacrament.

2. Strype I, 503 und Appendix nr. 88 zunächſt in Bezug auf das Sacrament der Confirmation, woraus ſich Geiſt und Wiſſenſchaft der Verſammelten ſchon mit Sicherheit ergiebt.

Dr Barbar; die übrigen ziehen ihre Beweiſe aus den falſchen Decretalen oder andern der alten Kirche untergeſchobenen Schriften, die ſie für ächt halten, oder aus der Tradition, die ſie nicht fallen laſſen wollen, und bleiben den gewohnten Anſichten getreu.

Sodann aber, ſollten dieſe Geiſtlichen, die ſich dem Könige angeſchloſſen um von ihm gegen die anticlericaliſchen Tendenzen vertheidigt zu werden, den neuen Meinungen gegen ſich ſelber Raum geben? Mit beſonderer Ausführlichkeit verbreiten ſie ſich in dem Buche über das Sacrament der Weihe, auf welchem ihre eigene Autorität beruht. Sie halten an der Lehre vom Character feſt, bezeichnen es als ein unveräußerliches Vorrecht des Bisthums, die Hierarchie fortzupflanzen, die Prieſter nach Prüfung ihrer Würdigkeit zu ordiniren; den römiſchen Primat beſtreiten ſie mit der Behauptung, daß die heilige Schrift und das erſte Jahrhundert keinen Unterſchied zwiſchen apoſtoliſcher und biſchöflicher Gewalt kenne.[1] Den orthodoxen Clerus zu unterſtützen ſcheint ihnen ein weſentlicher Theil des königlichen Amtes. Bei dem vierten Gebote ſchärfen ſie den Gehorſam auch gegen die geiſtlichen Väter ein, welche die Gewiſſen leiten.

Wir ſehen: haben ſie ſich des Papſtes entledigt, ſo ſuchen ſie doch nach der Seite des Volkes und der Laien hin ihre ganze Stellung zu behaupten. In wie fern es ihnen damit gelingen würde, bei dem freien Gebrauche der Schrift und

1. Certain truth, that neither the scripture nor any father of the apostolical age mention our Saviour's making any distinction or disparity in the apostolical or episcopal character, but that all the apostles and bishops were settled upon a foot of equality. Collier p. 141.

der unleugbaren Einwirkung der deutſchen Meinungen, war nun überhaupt die Frage, auf welcher das Schickſal der engliſchen Kirche beruhte.

Vor Augen lag daß man auf dem gewonnenen Standpunct nicht ſtehen bleiben könne. Als Latimer das Buch, an deſſen Ausfertigung er großen Antheil hatte, an Cromwell überſandte, ſprach er ſeine Hofnung aus, daß der König, wenn noch etwas unrein geblieben ſey, dieſen alten Sauerteig in Zukunft einmal ganz ausfegen werde.[1] Eine der größten Veränderungen des beſtehenden Zuſtandes trat ſogar auf der Stelle ein.

Schon ſeit längerer Zeit war in England die Aufhebung der Klöſter an der Tagesordnung: die königliche Gewalt war hiebei von der päpſtlichen Autorität unterſtützt worden. Nicht allein bedurfte ſie dieſer jetzt nicht mehr: zu den alten Motiven kam auch das neue hinzu, daß ſich eben in den Klöſtern die meiſten Vertheidiger der päpſtlichen Anſprüche fanden. Eine Viſitation, die man angeordnet, war überdieß auf unverantwortliche Mißbräuche und Ausſchweifungen, Greuel ſagt Burnet wie in Sodom, geſtoßen. Und ſo trug das Parlament kein Bedenken zuerſt die kleinern Klöſter aufzulöſen und ihre Güter dem König zu beſſerm Gebrauch, als der in ſo vielen Sünden davon gemacht werde, zu überlaſſen. Es waren ihrer an Zahl 376. Zu der Annahme der Bill mochte es beitragen, daß nur die größern Abteien, die man

1. And yett yf ther be any thynge ether uncerten or unpure, I have good hope that the kynges hynesse wyll expurgare quicquid est veteris fermenti att lestway gyffe sum notte, that yt may appere he percevyth it, thong he doo toleratt it for a hime. Statepapers I, 563.

Mochte auch Franz I die religiöſen Meinungen der Proteſtanten in ſeinem Reiche verfolgen, — politiſch und militäriſch wich auch er von der alten Einheit der Chriſtenheit ab, mit dem vornehmſten Feinde derſelben trat er in offenen Bund.

In noch weit engerer Verwandtſchaft mit dem Proteſtantismus ſtanden aber die Unternehmungen des Königs von England, obgleich er den weſentlichſten Theil der dogmatiſchen Grundſätze deſſelben von ſeinem Reiche noch ausſchloß. Mit der höchſten geiſtlichen Gewalt, deren Abhängigkeit von politiſchen Beziehungen Niemand beſſer kannte als er, trat er eben darum in offenen Kampf: es gelang ihm alle Sympathien, welche dieſelbe in ſeinem Reiche finden mochte, zu erdrücken und eine antirömiſche Conſolidation zu gründen, deren Energie und Stärke den Nachbarn und Feinden Rückſicht gebot.

Nur zwei Fürſten gab es, welche die natürliche Tendenz hatten die alten Ideen aufrecht zu erhalten, den Papſt und den Kaiſer. Die ſpaniſchen Reiche deren Beſitz dem Kaiſer ſeine große Weltſtellung verlieh, wurden nicht allein durch die ſtrengſte Aufſicht, eine Repreſſion jeder Abweichung die ihres Gleichen nicht hatte, dabei feſtgehalten: ſondern die ſcholaſtiſchen Doctrinen die dort eben erſt wahrhaft durchdrangen, die fortgehenden Maurenkriege, die Coloniſation einer entfernten Welt auf den Grund der vor Zeiten angenommenen weltlichen Berechtigungen des heiligen Petrus, erfüllten die ſpaniſche Nation mit einem den hierarchiſchen Jahrhunderten entſprechenden Geiſte der Rechtgläubigkeit und Verfolgung. Überdieß ſtellte das Kaiſerthum in ſich ſelbſt die Eine Seite jener Einheit dar, welche die frühern Jahrhunderte anerkannt. Hätte man nicht glauben ſollen, die beiden Repräſentanten der Einheit, der

Kraft die man einſetzt. Die Momente die den Fortgang der Welthiſtorie bedingen, ſind ich möchte ſagen ein göttliches Geheimniß: der Werth des Menſchen beruht auf ſeiner Selbſtbeſtimmung und Thätigkeit.

Bleiben wir hier nur dabei ſtehn, was in die Augen ſpringt, daß die allgemeine Lage der Angelegenheiten den Proteſtanten unmittelbar förderlich werden mußte.

Daß die Hierarchie eine Unternehmung im Sinne der albigenſiſchen oder der huſſitiſchen Kriege gegen ſie zu Stande bringen ſollte, ließ ſich bei der Stimmung der Zeit nicht mehr erwarten. Der König von England, ſo weit er ſich auch in andern Beziehungen von ihnen entfernte, war doch ihr Verbündeter gegen den Papſt.

Zunächſt hatten ſie es nur mit dem Kaiſer zu thun. Dem wollten ſie, wie wir wiſſen, die rechtliche Anerkennung der Form des Glaubens und Lebens die ſie ergriffen hatten abgewinnen.

Fragen wir nach den Mitteln die ihnen hiebei zu Gebote ſtanden, ſo machten ſie nunmehr allerdings eine anſehnliche Zahl aus, ſie bildeten einen Bund der Aufſehen in der Welt erregte, und hatten die öffentliche Meinung auf ihrer Seite; mit alle dem wurden ſie jedoch bei weitem nicht fähig ſich irgend ein Zugeſtändniß zu erzwingen.

Vielmehr knüpfte ſich auch hier die Hauptſache an die anderweiten Verhältniſſe des Kaiſers, ſey es nun daß ausbrechende Feindſeligkeiten demſelben Rückſicht auf eine deutſche Oppoſition geboten, oder daß ihm aus der Lage der allgemeinen Angelegenheiten die Neigung entſprang ſie zu begünſtigen, der Wunſch ſich ihrer zu bedienen.

deutung hatte, nicht auf, einzelne Stände, welche namentlich in dem Frieden eingeſchloſſen waren, zu beläſtigen.

Seitdem aber waren noch ſo viel andre von der alten Kirche abgewichen: es läßt ſich denken, wie lebhaft und ernſtlich nunmehr dieſe von dem Kammergericht angegriffen wurden.

Auf Anrufen des Abtes von Altencamp z. B. — denn wir müſſen wohl einiger von dieſen Fällen näher gedenken — wurden die Herzoge von Pommern ſehr ernſtlich ermahnt, alles in den alten Stand wiederherzuſtellen:[1] hiedurch glaubte ſich der Abt berechtigt, Prälaten und Ritterſchaft zum Widerſtand gegen die Fürſten aufzufordern.

Die Stadt Hamburg, von ihren Geiſtlichen verklagt, beſorgte täglich, in die Acht erklärt zu werden. Dabei fürchtete ſie nicht ſowohl dieß Urtheil und die Execution deſſelben, als die Rückwirkung die es innerhalb ihrer Mauern haben würde: man glaubte, das Volk werde ſich erheben und alle jene Geiſtlichen tödten.

In Minden war bereits ein Pönalmandat eingetroffen. Die Bürger behaupteten, ihre ganze Schuld beſtehe darin, daß ſie einige Capellen vor den Mauern, die ihnen bei einem etwanigen Angriff hätten gefährlich werden müſſen, abgebrochen, und ein paar Glocken zu Kanonen umgeſchmolzen, allein das Mandat zeige, daß von ihren ehemaligen Prieſtern noch vieles Andre vorgegeben und von dem Gericht als wahr angenommen worden ſey.

1. Vollmacht der Herzoge für B. Schwarten und H. Lerchenfelder, um dem Kammerrichter „den Mangel ſ. liebden angemaſten Gerichtsgewalt in obrurten Sachen anzuzeigen", bei Medem Einführung der evangel. Lehre in Pommern p. 228.

Der Abt des Kloſters Maulbronn verklagte den Herzog von Würtenberg und jeden einzelnen ſeiner Räthe, der an der Reformation dieſes Kloſters Theil genommen, und fand wie ſich denken läßt bei dem Kammergericht mehr Gehör als etwa die zurückgebliebenen Conventualen, welche hinwiederum über den Abt Klage erhoben.

Unmittelbar vom kaiſerlichen Hof, aus Toledo, hatten die Geiſtlichen von Augsburg ein Mandat ausgebracht, worin die Stadt angewieſen wurde, in einer Friſt von zwölf Tagen den alten Zuſtand wiederherzuſtellen, und zwar bei Verluſt aller Regalien und Freiheiten.

Im Gefolge dieſer zweifelhaften Rechtsverhältniſſe erhoben ſich nun aber Eigenmächtigkeiten ohne Zahl.

Nicht allein die Herzoge von Baiern, ſondern auch einzelne Edelleute hielten die Zinſen ein, welche in die Kirchen und Klöſter von Augsburg gehörten. Wolf von Pappenheim mißhandelte einen Augsburger Bürger auf offener Reichsſtraße; er drohte demſelben die rechte Hand abzuhauen und ſie ſeinen Mitbürgern „den ketzeriſchen Buben" hineinzuſchicken. So ſperrten die Burgmannen von Friedeberg den Frankfurtern die Zinſen, die in ihr Barfüßerkloſter gehört hatten. Vielen Andern gieng es nicht beſſer, ſey es nun daß Zinſen und Renten proteſtantiſch gewordenen Städten ſchlechthin vorenthalten wurden, oder auch daß die katholiſchen Stifter, welche bisher eine oder die andre Pfarre zu verſehen gehabt, dieß nicht mehr thaten und die dafür beſtimmten Gefälle in eignen Nutzen verwandten. [1]

1. Aus den Abſchieden der Bundestage, beſonders des frankfurtiſchen von Quaſimodogeniti 1536, und des ſchmalkaldiſchen Oculi

neuern. Die ausgeſprochene Abſicht hiebei war, einen Bundesrath aufzuſtellen, der, keinem ſelbſtändigen Einfluß populärer Elemente unterworfen, jede weitere religiöſe Neuerung verhüten und nichts dulden ſolle, was nicht in dem Frieden von Nürnberg begründet ſey. Zwar ſcheiterte dieſer Entwurf an dem Widerſpruch der niedrigern Stände, [1] aber zwiſchen den Fürſten kam allerdings ein Bündniß in jenem Sinne zu Stande, der ſogenannte neunjährige Bund, von dem man nicht vorausſehen konnte daß er ſo wenig ausrichten würde als er wirklich ausgerichtet hat. [2] Hatten ſich doch ſelbſt proteſtantiſche Stände, wie Nürnberg und das fränkiſche Brandenburg, in eine Erneuerung der Beſchränkungen des Nürnberger Friedens gefügt! Beſonders ſchien die bairiſche Regierung nicht vertragen zu können, daß ſich die religiöſe Neuerung in ihrer Nähe feſtſetze. Der Herzog von Würtenberg behauptet, ſie habe den Gedanken gehabt, ſich bei Gelegenheit einer Reiſe ſeiner Perſon zu bemächtigen. Noch lebhaftern Widerwillen erregte ihr der Übertritt von Augsburg: es iſt gewiß, daß ſie den Kaiſer um eine Ermächtigung erſucht hat, gegen dieſe Stadt zur Gewalt zu ſchreiten.

Bei allen dieſen Maaßregeln herrſcht, wie man leicht ſieht, der Gedanke des gerichtlichen Krieges vor, zu dem ſich die Majorität im J. 1530 entſchloſſen hatte. Das Kammergericht ſollte die Acht ausſprechen, die Verbündeten gedachten

1. Erklärung von Augsburg und Ulm: „wa gepetner maſſen die Religion nit außgenommen oder hierinnen leidenlich mittel vnd weg gefunden wurden, daß Sy in den Pundt auß gemelten beſchwernuſſen nit kumen kunden.“ Abſchied deß Pundtstags zu Lawgingen, auf Miſericordia Domini 35 gehalten, bei Spieß Geſchichte des Kayſerlichen neunjährigen Bunds, p. 156.

2. Auszug aus dem kaiſerlichen Mandat bei Winter II, 22.

die Familien die dadurch reich geworden. Unmöglich konnte in einem Lande, von welchem der Venezianer Cavalli bemerkt, der Adel ſey darin mächtiger als der Fürſt, die Politik ſich von dieſen Einflüſſen auf die Länge frei halten.

Als den erſten Repräſentanten der deutſch-öſtreichiſchen, von den ſpaniſchen und römiſchen Intereſſen nicht geradezu fortgeriſſenen Politik müſſen wir den Rath des Königs Johann Hofmann anſehen, den wir zuerſt als Hauptmann in Neuſtadt, und Schatzmeiſter finden, der aber allmählig am Hof die größte Rolle ſpielte. Längſt war Salamanca gewichen; auch der Biſchof von Trient hielt ſich entfernt, weil er ſah daß er doch nur wenig ausrichten könne; Hofmann, Rogendorf, Dietrichſtein, Leonhard von Fels, enge unter einander verbunden, hatten die wichtigſten Geſchäfte in den Händen. Schon war Öſtreich den Herzogen von Baiern und dem Erzbiſchof von Salzburg nicht katholiſch genug; ſie wollten mit Hofmann nichts zu thun haben; „ſie halten ihn", ſagt Lunden, „für verdächtig in unſerer Religion"; Lunden verſichert, „es gebe wenig Leute am Hof, an denen man nicht einen Geruch der neuen Lehre ſpüre." Noch weniger zufrieden waren die norddeutſchen Katholiken, welche den Abſchluß eines katholiſchen Bundes und die Errichtung eines Heeres, das dann wie gegen die Proteſtanten ſo auch gegen Frankreich gebraucht werden könnte,[1] in Antrag ge-

1. Schreiben des Erzbiſchofs von Lunden 8 April 1535. Optabant ob id, ut notabilis exercitus in Germania M^tis Vestre nomine conscribatur, - - medietatem majestates vestre ambo stipendia exolverent; reliquam medietatem ipsi principes in imperio stabilire atque exigente necessitate exercitum totum contra Francorum regem aut Wayvodam emittere, et eorum opera pro voluntate uti.

bracht, aber damit wie ſich denken läßt kein Gehör gefunden hatten. Wäre ein ſolcher Bund nicht in der That eben das Mittel geweſen, um die Proteſtanten zu einer Vereinigung mit Frankreich, die man vermeiden mußte, vorwärts zu treiben?

Vielmehr näherte ſich der Hof ganz offenbar den Proteſtanten.

Den Verluſt von Würtenberg lernte er allmählig verſchmerzen; als im Frühjahr und Sommer nach einander Landgraf Philipp und Herzog Ulrich in Wien erſchienen, ward ein gutes Vernehmen mit ihnen hergeſtellt. Dem Herzog ward Würtenberg verliehen, zwar als ein öſtreichiſches Afterlehen, aber ohne die ſtrengern Verpflichtungen die man ihm anfangs hatte auflegen wollen. Mit dem Landgrafen ſprachen die kaiſerlichen Räthe ſogar von einem Bündniß; ſie trugen ihm die Vermählung ſeines Erſtgebornen und Erben mit einer Tochter des römiſchen Königs an.

Hierauf bedachte ſich auch Johann Friedrich, der ſchon ſeit einiger Zeit mit Hofmann in vertraulicher Correſpondenz ſtand, nicht länger, ſich im November 1535 nach Wien zu begeben. Die beſte Aufnahme wurde ihm zu Theil. Er empfieng die Belehnung mit der Chur, was ſeine Räthe wohl, in Erinnerung an die allgemeine Bedeutung dieſer Würde, die ſich an die Idee des Kaiſerthums knüpfte, ſelbſt als einen Fortſchritt in der religiöſen Angelegenheit anſahen, als eine neue Anerkennung der Chriſtlichkeit ihres Bekenntniſſes; ſein cleviſcher Ehevertrag ward ihm jetzt wenigſtens von Seiten des Königs beſtätigt. Dagegen gab er einige Schlöſſer an der venezianiſchen Grenze auf, die ihm von Friedrich dem Weiſen

her gehörten; obgleich der Kaiſer noch immer den Frieden von Cadan nicht ratificirt hatte, und er deshalb wohl berechtigt geweſen wäre ſeine Anerkennung der römiſchen Königswürde, die ſich hieran knüpfte, zurückzunehmen, ſo ließ er ſich doch eine neue Erſtreckung des Termines gefallen: der König war höchſt erfreut ihn wider Erwarten ſo nachgiebig zu finden: er meinte, hätte er ihn auf dem Reichstag von 1530 ſo gut gekannt, ſo ſollten die Dinge nicht ſo weit gekommen ſeyn.

Bei dieſer günſtigen Stimmung hatte nun aber der Churfürſt auch nicht geſäumt, die allgemeine Angelegenheit ſeiner Glaubensgenoſſen, auf die es ihm am meiſten ankam, die Erweiterung des Nürnberger Friedens, zur Sprache zu bringen.[1]

Bemerken wir wohl, daß der König einen beſonderen Antrieb hatte, ihm hierin gefällig zu ſeyn.

Der Kaiſer hatte wirklich Anwendung der Gewalt gegen die Stadt Augsburg erlaubt, wofern ſie ſich hartnäckig zeige, wie ſie denn that, und ſchon machten die Herzoge von Baiern Miene, auf dieſen Grund die Stadt anzugreifen. Der Vortheil weder des Königs noch des Kaiſers wäre geweſen, dieſen damals wichtigſten deutſchen Handelsplatz in die Hände von Baiern gerathen zu laſſen,

1. In einem Bedenken für die Zuſammenkunft in Wien im weimariſchen Archiv heißt es: Des Kammergerichtes Fürwendung, es nehme keine Religionsſachen vor, ſey durch den Cadaniſchen Vertrag abgeſchnitten, „indem das ſich Kön. Maj. verpflicht hat, obwol uf berührten Nürnbergiſchen Friden etwas Mißverſtand — welcher Mißverſtand eben des Kammergerichts Gegenfürwendung geweſt — fürgefallen, ſol er doch aufgehoben ſein, jetzt aber komme es auf die Erſtreckung des Nürnberger Friedens, auf die ſpäter zum Evangelium getretenen an, weil ſonſt jeder Beſchwerte auf Bündniß in oder außerhalb des Reiches gedenken werde.“

deſſen Freundſchaft für das Erzhaus nicht eben ſehr ſicher war; Ferdinand ſah es nicht ungern, wenn Augsburg gegen die Macht der Herzoge einen anderweiten Rückhalt gewann. Der Biſchof von Lunden, der ſich damals am Hofe des Königs aufhielt, und ſonſt keineswegs als ein Anhänger Johann Hofmanns erſcheint, ſtimmte ihm doch in dieſer Sache bei: in ſeinen Briefen empfiehlt er Augsburg und Ulm dem Kaiſer, hauptſächlich deshalb, weil die Einflüſterungen franzöſiſcher Emiſſare in dieſen Städten kein Gehör gefunden. Und zu dieſen Rückſichten kam noch eine religiöſe. In Augsburg ſchien ſich der Zwinglianismus feſtzuſetzen; wovon weitausſehende Nachwirkungen zu fürchten geweſen wären; Ferdinand forderte den Churfürſten auf, etwas dagegen zu thun. Der Churfürſt antwortete, vergeblich würde man ſuchen die Anhänger Zwinglis wieder in die Gebote des Papſtthums zu ſchnüren; möglich ſey nur, ſie zur Annahme der Augsburger Confeſſion zu bewegen; aber dazu gehöre vor allem, daß ihnen der nürnbergiſche Friede und der cadaniſche Vertrag zu Gute komme. [1]

Alle dieſe Motive nun, Beſorgniß vor den Tendenzen des Zwinglianismus, vor einer unbequemen Machtvergrößerung von Baiern und vor den noch immer drohenden Er-

1. In Neudeckers Urk. p. 244. „Damit mein Fleiß bei inen eher zu Gedeihen gereichen möchte, — — wil ich verhoffen — wo ſie durch mich vertröſtet würden, das ſie ſich des kayſ. Friedens und auch des Cadaniſchen Vertrages, ſo vil die Religion betrifft, gleich mir und andern ſollten zu erfreuen haben, — E. Kön. Maj. werden ſie deſſelben genießen laſſen." Man darf nicht mit Seckendorf ſagen daß dieß Schreiben von Melanchthon verfaßt ſey. Sein Gutachten iſt jetzt ebenfalls gedruckt (Corpus Ref. II, 781), iſt aber mit dem Schreiben keineswegs identiſch.

Auch ein franzöſiſcher Geſandter war daſelbſt eingetroffen, um ein Verſtändniß ſeines Herrn, der damals jenen Einfall in Savoyen vorbereitete, einzuleiten. Dem Hauſe Öſtreich ward die Nachgiebigkeit König Ferdinands ſofort vergolten. Der Geſandte gab einen Entwurf ein, der in den wenigſt anſtößigen Ausdrücken die er nur finden konnte abgefaßt war. [1] Der Churfürſt und ſeine Verbündeten antworteten mit aller äußern Schonung, ſie wieſen das Verſtändniß nicht mit dürren Worten zurück; aber ſie machten eine Bedingung welche den Zweck des Königs aufhob, ſie nahmen alle Die aus, denen ſie mit Lehen und Huldigungspflichten verwandt ſeyen, namentlich den Kaiſer. [2] Der Geſandte entfernte ſich: von einer Rückantwort des Königs die er verſprach hat er doch nie etwas verlauten laſſen.

Unter dieſen Auſpicien ſchritt man zur Erledigung der innern Geſchäfte des Bundes.

Die alten Mitglieder deſſelben entſchloſſen ſich, ihn auf die folgenden zehn Jahr zu erneuern; ſie wußten ſehr wohl, daß ſie ihrer Verbindung die Freiheit der Religion verdankten die ſie genoſſen.

Hierauf aber, nach den Erklärungen Johann Friedrichs über ſeine Wiener Verhandlungen, trugen ſie auch kein Bedenken, die Schranken zu durchbrechen welche ſie ſich in dem Nürnberger Frieden ziehen laſſen. Hatten ſie ſich doch, wie

1. „So ganz linde geſtellt daß er vermeint hat uns in ſolche Verſtändniß zu bewegen.“ (Erzählung des Churfürſten.)

2. In der offiziellen Antwort hatte Melanchthon, der den Entwurf dazu machte, geſchrieben: Pollicentur se nemini opitulaturos esse contra eum - - in iis rebus quae non pertinent ad Romanum imperium. Dieß war dem Canzler nicht ausdrücklich genug; er ſchrieb: in iis rebus quae non pertinent ad invictissimum imperatorem et Romanum imperium.

geſagt, damals durch keine ausdrückliche Verpflichtung gebunden. Verſichert daß ihr eigner Friede dadurch nicht werde geſtört werden, beſchloſſen ſie, Alle in ihren Bund aufzunehmen die darum nachſuchen und ſich der augsburgiſchen Confeſſion gemäß halten würden. Dieſe Bedingung ſetzte Johann Friedrich an die Stelle einiger allgemeinen Ausdrücke welche früher vorgeſchlagen worden waren. [1]

Eher konnte die Frage ſeyn, ob Denen die den Augsburger Abſchied mit unterſchrieben, das Recht zuſtehe ſich davon loszuſagen. Sie begründeten ein ſolches auf die ungebührliche Verzögerung des Conciliums, welches damals verſprochen worden: — nicht auf immer meinten ſie ſich der Zugeſtändniſſe der alten Reichsabſchiede entäußert zu haben.

Das vornehmſte Intereſſe hiebei war nun aber jetzt, ſo gut wie früher, die gemeinſchaftliche Vertheidigung gegen die Proceduren des Kammergerichts. Die Verbündeten beſchloſſen, die neue Zuſage des Königs demſelben bekannt zu machen. Da es aber nach allem was bisher vorgegangen noch immer zweifelhaft blieb ob das Gericht darauf Rückſicht nehmen würde, ſo kamen ſie überein, wofern daſſelbe dennoch zur Acht ſchreite und deren Vollſtreckung veranlaſſe, dieß als einen Act der Gewalt zu betrachten und ihm mit Gewalt

1. Der erſte Entwurf lautete: „daß zur Erweiterung und mehrerem Troſt alle diejenigen Stände, ſo itzo angeſucht und nachmals darum anſuchen würden, die Gott und ſein heiliges Evangelium lauter und rein bekennen, Friede liebten und ſich als fromme Leute hielten, und ſonſt mit Urſachen nicht beladen, dadurch man ſich ihrer entſchlagen müßte, in ſolche chriſtliche Verſtändniß einzunehmen ſeyn ſollten.“ Nach der Ankunft des Churfürſten wurde aber die Bedingung ausdrücklicher dahin beſtimmt, daß die Aufzunehmenden die Augsburgiſche Confeſſion bekennen und ſich „den andern Einigungsverwandten in allen Puncten und Artikeln gemäß halten ſollten.“

zu begegnen. Denn der Majorität, von welcher das Gericht abhieng, nachzugeben hielten ſie ſich auf keine Weiſe verpflichtet. Hiezu ward ſogleich die erforderliche Hülfleiſtung und zwar auf 20000 M. z. F. und 4000 M. z. Pf. feſtgeſetzt.

Eine Frage, die bei dem Ineinanderfallen geiſtlicher und weltlicher Verhältniſſe unvermeidlich war, was in jedem Falle Religionsſache ſey, mußte nun auch von Bundes wegen in Anregung kommen. Denn nur für die geiſtlichen, nicht für die weltlichen Angelegenheiten war er geſchloſſen. Man kam überein, jedesmal durch Stimmenmehrheit zu entſcheiden ob man ſich einer Sache anzunehmen habe oder nicht.

So weit gelangte man binnen einiger Tage in Schmalkalden: der Abſchied iſt vom 24ſten Dezember 1535.[1] Gegen Ende April des folgenden Jahres trat man aufs neue zu Frankfurt a. M. zuſammen, um zur Aufnahme der neuen Mitglieder zu ſchreiten, die indeß darum angeſucht.

Es waren Herzog Ulrich von Würtenberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, von denen der letztere ſich im Laufe des Winters mit der Schweſter des Churfürſten vermählt hatte, die Fürſten Johann Georg und Joachim von Anhalt: ferner die mächtigen Städte Augsburg und Frankfurt im obern, Hannover und Hamburg im niedern Deutſchland: auch Kempten. Einem jeden ward ein angemeſſener Beitrag für den Fall eines Krieges auferlegt.[2]

1. Abſchied zu Schm. am h. Chriſtabend 1535. Weim. A.

2. Augsburg wurde angeſchlagen auf 5000, Hamburg auf 4000, Frankfurt auf 3000, die beiden Fürſten von Anhalt auf 2000, Kempten auf 900, Hannover auf 767 Gulden; mit Würtenberg, das auf 10000, und Pommern, das wie der Churfürſt von Sachſen angeſchlagen wurde, kam man nicht völlig überein.

Man faßte den Plan, der bald darauf auch ausgeführt worden iſt, in den Bundesrath vier neue Stimmen einzuführen, zwei für die Fürſten, zwei für die Städte, ſo daß ihrer nunmehr dreizehn wurden.

Die Zunahme des Proteſtantismus im Reiche kam hiedurch erſt, wie wir ſehen, dem Bunde zu Stätten.

Nur mußte, ehe man die Sache für abgeſchloſſen halten konnte, auch die Erörterung der religiöſen Differenzen, deren Beilegung zwar angebahnt, aber nicht völlig zu Stande gebracht war, nochmals vorgenommen werden. An jeder Stelle greifen Politik und Theologie in einander.

Unermüdlich thätig war in der Zwiſchenzeit Butzer geweſen. Fünf Wochen lang finden wir ihn in Augsburg: dann in Conſtanz: dann im Würtenbergiſchen: endlich brachte er es ſo weit, daß faſt alle oberländiſche Prediger ſeine vermittelnde Formel annahmen, deren Nachdruck darin liegt, daß Brod und Wein allerdings Zeichen, aber zugleich darreichende Zeichen ſeyen; Brod und Leib ſeyen eins, jedoch ſacramentlich, ohne Vermiſchung. Nicht allein Melanchthon, mit dem Butzer in Caſſel zuſammenkam, ſondern auch Luther hatte ſich damit einverſtanden erklärt, und nur noch eine abſchließende Zuſammenkunft beider Theile in Vorſchlag gebracht.

Zur Seite der weltlichen Räthe verſammelten ſich auch die oberländiſchen Theologen in Frankfurt. An dem Tage an welchem der Abſchied unterzeichnet ward, 10 Mai 1536, brachen ſie ſämmtlich nach Thüringen auf. Es waren Capito und Butzer von Strasburg, Frecht von Ulm, Otther von Eßlingen, Wolffhardt und Mäußlin von Augsburg, Schüler von Memmingen, Bernhardi von Frankfurt, Alber und Schradin von Reutlingen. Luther war durch Krankheit verhindert

in Eiſenach zu erſcheinen, wie er verſprochen hatte, und ſie mußten ſich entſchließen ihn in Wittenberg heimzuſuchen. Auf dem Wege geſellten ſich ihnen einige thüringiſch-ſächſiſche Theologen zu: was den Vortheil gewährte, daß man ſich — und zwar nicht von der Enge einer Conferenzſtube beſchloſſen — näher kennen lernte und von der beiderſeitigen Geneigtheit zum Frieden überzeugte.

Der alte Widerwille, „das trübe Waſſer" ſchien ſich wieder regen zu wollen, da ſo eben der Briefwechſel zwiſchen Zwingli und Oekolampad erſchien, der nicht immer glimpflich lautete. Butzern gelang es glücklicherweiſe ſeine Unſchuld an dieſer Publication darzuthun.

Auch in der Sache trat noch einmal eine bedeutende Differenz heraus.

Luther hatte die Erklärung gefordert, daß der Leib Chriſti im Abendmal nicht allein von den Unwürdigen ſondern auch von den Gottloſen empfangen werde. Die Oberländer gaben jetzt das Erſte zu, nicht aber das Letzte.

Bemerken wir wohl, daß hier noch einmal der Unterſchied der lutheriſchen und der ſchweizeriſchen Auffaſſung zu Tage kam. Jene, an dem Objectiven des Geheimniſſes feſthaltend, nahm die Austheilung auch an die Gottloſen an. Dieſe, die von dem ſubjectiven Moment ausgegangen, konnte allenfalls den Genuß des wahren Leibes bei den Unwürdigen zugeben, vorausgeſetzt daß dieſelben die Kraft des Sacramentes im Allgemeinen anerkennen, nimmermehr aber bei den Gottloſen, die davon vielleicht gar nichts halten. Auf dieſe beiden Worte war jetzt der ganze Streit zurückgebracht, doch enthielt er noch die Verſchiedenheit der urſprünglichen Auf-

faſſung;[1] hätte man hartnäckig ſeyn wollen, ſo würde an dem Einen Wort noch alles haben ſcheitern können. Luther hatte von dem Churfürſten die ausdrückliche Anweiſung, von der erkannten Wahrheit nicht abzuweichen. Was aber Melanchthon bemerkt, daß man durch den Streit mit den Gegnern auch dieſſeit vieles gelernt habe, davon zeigte Luther durch die That daß es auch an ihm wahr ſey. Er ſah wohl ein, daß wenn er ſeinen Ausdruck mit voller Strenge feſtgehalten hätte, auch Türken und Juden Theilnahme an dem Myſterium zugeſchrieben, der Begriff der Impanation, den er ſelber verwarf, hergeſtellt worden wäre. „Nur der Gottloſen halben", ſagte Luther endlich, „ſtoßt ihr euch: darüber wollen wir nicht zanken: wir erkennen euch und nehmen euch an als unſere lieben Brü-

1. Die Verſicherung Butzers, daß er in Wittenberg den Unterſchied zwiſchen Gottloſen und Unwürdigen hervorgehoben, hat man in Zweifel geſtellt, ja ganz verworfen. Planck (III, 380) meint, der Umſtand würde der ganzen Concordie eine andre Geſtalt geben, doch ſey in den übrigen Nachrichten nichts davon zu finden, und wahrſcheinlich habe Butzer einen Unterſchied den er ſpäter machte, anticipirt und in jene Zeit geſetzt. Nun findet ſich aber in einer authentiſchen Relation: Handelung und Vergleichung der Theologen zu Wittenberg (in Luthers W. Altenb. VI, 1045) die Sache doch eben ſo. Da erklärt Butzer: „Das hätte in ihren Kirchen zu viel grob lauten wollen, daß ſie ſolten gelehret haben (man hatte es ohne Zweifel von ihnen verlangt) daß auch die Gottloſen den Leib Chriſti empfiengen." Er fährt dann fort: „Dagegen wolten ſie dem nicht zu wider ſeyn, daß nach dem Spruche Pauli die Unwürdigen auch den Leib und das Blut Chriſti empfiengen." Luther ſagt: „Wir haben gehört daß ihr gläubet, — ſtoſſet euch allein der Gottloſen halben, bekennet aber doch, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn nicht verkehren werden." In der Relation des Myconius ſcheint impius in der Bedeutung von unfromm genommen zu werden; Butzer verſtand aber ohne Zweifel unter impius einen Ungläubigen, und das Argument, auch Judas habe doch im Garten den wahren Leib Chriſti umfaßt, konnte auf ihn wenig wirken. Die Sache ſelbſt erhellt dann noch aus der Articulorum concordiae declaratio quam habuit Bucerus. Corp. Ref. III, p. 80.

Am Himmelfahrtstage 1536 predigte Luther über den Text: Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium allen Heiden. Myconius ſagt: er habe ihn oft predigen hören: damals aber ſey ihm vorgekommen als ſpreche er vom Himmel her in Chriſti Namen.

Und gewiß gab dieſe theologiſche Verſöhnung, zuſammentreffend mit der Erweiterung des Bundes, den Proteſtanten neue Ausſichten auf feſtes Beſtehen und allgemeine Welteinwirkung.

Sie wußten nicht anders, als daß die engere politiſche Vereinigung zu der ſie geſchritten, von dem Reichsoberhaupte gebilligt werde, daß ihr Daſeyn und ihre Bewegung auf geſetzlichem Boden beruhe. Mit dem Kaiſer und dem König glaubten ſie in dem beſten Verſtändniß zu ſtehen. Auf eine Anfrage wegen der Wiener Abrede antwortete König Ferdinand: was er einmal verſprochen, das ſuche er auch zu vollſtrecken: den rechtlichen Stillſtand habe er der letzten Abrede gemäß dem Kammergericht aufs neue geboten.[1] Dagegen zögerte auch Johann Friedrich nicht, eine wahrſcheinlich damals in Wien gethane Zuſage zu erfüllen, und einige Fähnlein zu dem Heere das ſich in den Niederlanden verſammelte, ſtoßen zu laſſen. Seiner Sache ſicher gab er denſelben einen Feldprediger mit, um mitten im kaiſerlichen Lager das reine Gotteswort zu verkündigen.[2] Kein Wunder

1. Insbruck 8 Aug. „Was ſich Kön. Mt einmal in Handlung einläßt, das iſt J. Mt zu vollſtrecken gnädiglich geneigt, wie denn J. Mt auf die jungſt Wieniſch beſcheen Handlung den Stillſtand bei dem kaiſerl. Kammergericht erneuert und verſchaffen hat.“

2. So heißt es ausdrücklich in der angeführten Beſchreibung dieſes Feldzugs von der Hand des Feldpredigers Veit Weidener.

Heinrich einverſtanden. Dieſer ſelbſt vielmehr und der Landgraf von Heſſen trugen bei, daß ſich der Erzbiſchof mit einer Geldzahlung Chriſtians III zufriedenſtellen, alle weitere Feindſeligkeit fallen ließ. So geſchah daß Kopenhagen am 29ſten Juli 1536 an den neuen König übergieng. Wir erwähnten bereits, welche Veränderung Dieſer in dem Reiche vornahm. Es liegt am Tage, daß die Einführung der evangeliſchen Lehre in Dänemark, die Befeſtigung eines mit den meiſten proteſtantiſchen regierenden Familien in alter Verwandtſchaft ſtehenden Hauſes auf einem nordiſchen Throne den proteſtantiſchen Intereſſen überhaupt neuen Rückhalt gab.

Gerade in dieſer Zeit eines durch inneres Verſtändniß, Fortgang nach außen und politiſches Glück erhobenen Selbſtgefühles mußte es nun ſeyn daß den Proteſtanten eine Einladung zugieng, die zuletzt dahin zielte ſie wieder in das alte Verhältniß zur römiſchen Kirche zurückzuführen.

Ankündigung eines Conciliums.

Vom erſten Augenblick ſeiner Verwaltung an hatte ſich Paul III, nicht ohne mißbilligenden Rückblick auf ſeinen Vorgänger, entſchloſſen erklärt, das Concilium, von dem ſchon ſo lange die Rede war, zu Stande zu bringen.

In Rom wollte man es zwar auch ihm nicht glauben:[1] denn er habe eine Unterſuchung der Mittel und Wege, durch die er emporgekommen, nicht viel weniger zu fürchten

1. Soriano: Li suoi più intimi cardinali tengono che la voce sia vana, che se bene dice et ha detto di volerlo, che tutto sia finto nè voglia S. Stà in modo alcuno.

als ſein Vorgänger. Der Unterſchied war jedoch, daß wenn Clemens ein Concilium nur gefürchtet hatte, Paul III beſſer einſah, wozu es dem römiſchen Stuhle wohl auch nützlich werden könnte. Noch im Jahr 1535 ward ein Nuntius, Vergerio, nach Deutſchland geſchickt, um zunächſt wenigſtens den Ort wo es ſich verſammeln ſollte — der Papſt beſtimmte Mantua — aufs Reine zu bringen.

Auf dem Wege durch Norddeutſchland kam der Nuntius auch nach Wittenberg, wo man ihm unerwartete Ehre erwies, z. B. im churfürſtlichen Schloß Wohnung gab: es iſt wie eine Berührung zwei verſchiedener Welten, daß er hier eines Morgens Luther bei ſich ſah.

Er wünſchte, ſeinem Herrn von der Perſönlichkeit dieſes größten aller ſeiner Gegner berichten zu können.

Auch auf Luther machte es Eindruck daß er einen Abgeordneten der höchſten geiſtlichen Gewalt — von der er einen ſo großen Theil der Welt losgeriſſen — nach langer Zeit zum erſten Mal wieder ſehen ſollte. Er legte ſeine beſten Kleider an, das Kleinod das er bei feierlichen Gelegenheiten um den Hals trug, und ließ ſich ſchmücken. Denn er wolle, ſagte er ſcherzend, jung erſcheinen, als Einer der wohl auch in Zukunft noch etwas ausrichten könne. Doctor Bugenhagen begleitete ihn. „Da fahren", ſagte Luther, als ſie beiſammen im Wagen ſaßen, mit ironiſchem Selbſtgefühl, „der deutſche Papſt und Cardinalis Pomeranus." Ernſter werdend fügte er hinzu: „Gottes Werkzeuge."

Der Nuntius hatte einen andern Begriff von Papſt und Cardinälen. Wie die meiſten Italiener, vermißte er in Luther die Äußerlichkeiten einer imponirenden Gegenwart, Ab-

gemeſſenheit des Betragens. Er nahm es übel daß Luther, als er der Zeit gedachte wo er in Rom Meſſe geleſen, ſich ein unwillkürliches Lächeln entſchlüpfen ließ, daß er in einem Augenblick wo das Geſpräch ſtockte, mit der Frage hervorkam, ob man ihn nicht in Italien für einen trunkenen Deutſchen halte. Dabei wurden aber doch die wichtigſten Dinge berührt: die engliſche Angelegenheit: worüber ſich Luther nicht ohne Zurückhaltung äußerte, eigentlich das Einzige an ihm, was auf den Nuntius einen guten Eindruck machte; — die Einrichtungen der neuen Kirche: Luther ſagte, da man jenſeit ihre Prieſter nicht mehr weihen wolle, ſeyen ſie ſelbſt zur Ordination geſchritten, er zeigte auf ſeinen Begleiter als einen ſo geweihten Biſchof; — hauptſächlich das Concilium. Luther erklärte, er glaube nicht daß es in Rom mit dieſem Vorhaben Ernſt ſey: wenigſtens werde man auf einer vom Papſt veranſtalteten Verſammlung von nichts anderm als von clericaliſchen Nebendingen handeln: und doch wäre ein freies gemeines chriſtliches Concilium höchlich von nöthen: „nicht für uns,“ ſagte er, „die wir aus dem lautern Gotteswort die geſunde Lehre bereits haben, ſondern für Andre welche Eure Tyrannei noch feſſelt.“ „Bedenke was du ſagſt,“ verſetzte der Nuntius; „du biſt ein Menſch und kannſt irren.“ „Nun wohl, antwortete Luther, habt ihr Luſt dazu, ſo beruft ein Concilium, ich will kommen, und ſolltet ihr mich verbrennen.“ „Wo wollt ihr das Concilium haben?“ fragte der Nuntius. „„Wo es euch gefällt, in Padua, Florenz oder Mantua.““ „Würdet ihr auch nach einer päpſtlichen Stadt kommen, wie Bologna?“ „„Heiliger Gott, hat der Papſt auch dieſe Stadt an ſich geriſſen? aber ich werde kommen.““ „Auch

der Papſt würde zu euch nach Wittenberg kommen.“ „„Er komme nur her: wir wollen ihn gern ſehen.““ „Wie wollt ihr ihn ſehen, allein, oder mit einem Kriegsheer?“ „„Wie es ihm beliebt, wir wollen beides erwarten.““[1]

In Einem Moment fliegen die verſchiedenſten Möglichkeiten, die im Dunkel der ſich vollziehenden Ereigniſſe ruhen, dem Geiſt vorüber.

Das zunächſt Bemerkenswerthe iſt, daß es Luthern wirklich um die Malſtatt nicht zu thun war. Auch ſeinem Fürſten gab er das zu erkennen: und dieſer, auf ſeiner Reiſe in Prag von dem Nuntius angeredet und dann in Wien weiter dahin gedrungen, hat dort wirklich in die Berufung nach Mantua gewilligt.

Aber dabei, wie ſich verſteht, war weder des Fürſten noch Luthers Meinung, von den Bedingungen einer freien und unparteiiſchen Erörterung nur im mindeſten zurückzutreten. Eine ſolche hervorzurufen, war die urſprüngliche Abſicht geweſen; man hatte dabei die reformatoriſchen Beſtrebungen des letzten großen Concils in Baſel im Auge gehabt, und die Freiheiten desſelben nur noch zu vermehren gedacht. Der vorwaltende Gedanke in dieſem Augenblicke war, daß unter dem Schutze des Kaiſers eine Anzahl von gelehrten und frommen Männern erwählt werden ſolle um die wichtigſten Streitfragen zu entſcheiden. Luther ſtudirte

1. Aus dem Berichte des Nuntius nach Rom hat Pallavicini einen Auszug. In einer Schrift an Johann Friedrich berichtet der Nuntius noch einiges andre. Luther glaubte ſich anfangs zum Schweigen verpflichtet; vgl. ſein Schreiben an Juſtus Jonas IV, p. 648: Egi Lutherum ipsum tota mensa. Das Wichtigſte iſt immer die Nachricht wie Vergerius zu Wittenberg ankommen ꝛc. Bei Walch XVI, 2293.

und verhieß ſie wieder drucken zu laſſen, denn auf dieſe Puncte komme es jetzt vor allem an. Faber hatte ihn aufmerkſam gemacht, wie ſchädlich es werden könne, wenn man der Verſammlung die Bücher Luthers und ſeiner Anhänger mittheile, wie dieß leicht eine weitere Verbreitung der ketzeriſchen Meinungen zur Folge haben dürfte.[1] Der Papſt billigte, daß dem Concilium blos ein Auszug ihrer Behauptungen vorgelegt würde, und zwar jeder Satz ſogleich mit einer katholiſchen Widerlegung verſehen. So wenig dachte er daran, eine freie Erörterung zuzulaſſen. Nur über abgeriſſene Sätze ſollte geurtheilt werden, ohne Rückſicht auf ihre Begründung.

Und ſelbſt die Zurückhaltung, die Vergerio empfohlen, beobachtete der Papſt nur einen Augenblick. In einer Bulle über die Reformation des Hofes, die er in dieſer Zeit erließ, ſagt er unverholen, er habe das Concilium zur Ausrottung der verpeſtenden lutheriſchen Ketzerei angekündigt.[2]

Unter dieſen Umſtänden konnten die Proteſtanten wohl nicht zweifelhaft ſeyn, ob ſie das Concilium annehmen ſollten oder nicht. Sie ſahen mit Beſtimmtheit voraus, daß der Papſt es in ſeinem Sinne einrichten, ſie darin verdammen laſſen werde. Jenes Verſprechen Johann Friedrichs

1. Formidandum est vehementer quod multi ex aliis nationibus, si totos libros haereticorum in concilio legerent, non modo non illos impugnarent, verum potius inde Lutherani et haeretici redderentur.

2. Rainaldus Tom. XXI, 40. Man muß ſich hier vor einem ſonderbaren Mißgriff des Rainaldus hüten. Er theilt p. 18. ein ausführliches Schreiben des Papſtes Pauls III an den Kaiſer vom 31 Juli 1535 mit, welches aber nichts iſt als die Überſetzung eines Schreibens Clemens VII von demſelben Tag, aber im J. 1530.

wegen der Malſtatt konnte ſie nicht irren. Es war an die Beſtätigung der jülichſchen Erbverträge geknüpft, welche niemals eingetroffen ſind; ohne Mühe entſchloß ſich Johann Friedrich, die Verbindung ſeiner perſönlichen und der allgemeinen Angelegenheiten überhaupt fallen zu laſſen.[1]

Die Frage war nur, wie man ſich bei der Verwerfung zu verhalten habe.

Die Gelehrten riethen, das Ausſchreiben des Papſtes nicht geradehin zurückzuweiſen, da er ſich darin doch nicht förmlich als Richter bezeichne, jeder Verhandlung in der befürchteten Weiſe aber durch die Forderung einer vorläufigen Aufſtellung von unparteiiſchen Richtern zu begegnen. So viel als möglich wollten ſie ſich im gewohnten Wege der Ordnung halten.

Auf der Verſammlung der verbündeten Stände in Schmalkalden im Februar 1537 kam vor allem dieſe Frage in Berathung: und einige Stimmen erklärten ſich auch hier im Sinne der Theologen. Aber die Meiſten ſahen doch mehr die Thatſachen an als die Form: ſie fanden daß dieß Concilium eigentlich das Gegentheil von dem ſeyn würde was ſie gewünſcht, durchaus in den Händen des römiſchen Hofes, von welchem ſie abgefallen, von dem ſie ſchon ſo gut als verurtheilt ſeyen. Sie erklärten ſich für die einfache Recuſation, die am Ende allgemein beſchloſſen ward.[2] Die Einladungsſchreiben des Papſtes verſchmähten ſie auch nur anzunehmen. Es ſchien ihnen als würde ſchon durch die

1. „Seine göttliche Allmächtigkeit würde es doch mit der Jülichſchen Sache nach ſeinem Willen wohl machen.“ Eben darum wird des Wiener Vertrags, den man auf keiner Seite weiter urgirte, ſpäterhin nur wenig Meldung gethan.

2. Schmalkaldiſcher Abſchied Oculi 1537.

Annahme allein das Recht, die kirchliche Hoheit des Papſtthums anerkannt. Überraſcht und durch die allerdings etwas linkiſche Weiſe wie man dabei verfuhr, beleidigt, zog ſich der päpſtliche Nuntius zurück.

Eine eigentliche Antwort gaben ſie nur dem Kaiſer, der das Concilium ebenfalls empfahl. „Er möge ſich erinnern," ſagen ſie darin, „daß in den Jahren 1523 und 1524 ein gemeines freies Concilium zur Ausrottung der in der Kirche eingeriſſenen Irrthümer und Mißbräuche verſprochen, dieſe Zuſage auch noch in dem Frieden von Nürnberg wiederholt worden ſey. Damit aber habe man nicht ein Concilium in den Formen der früheren gemeint, noch auch ein ſolches wie es der Papſt jetzt in Ausſicht ſtelle, von dem er ſelbſt erkläre, er berufe es zur Ausrottung der lutheriſchen Ketzerei. Unmöglich ſey es ihnen, eine Verſammlung dieſer Art zu beſuchen, am wenigſten in Italien. Vielmehr ergehe ihre Bitte an den Kaiſer, daß er ihnen ein wahrhaft freies Concilium ohne alle parteiiſche und verdächtige Handlungen in deutſchen Landen verſchaffen möge.[1]

Die Frage über die Prärogativen des Papſtthums, die man früher in den Bekenntnißſchriften anzuregen vermieden hatte, nahm man nun erſt ernſtlich vor. Die Artikel welche Luther bei dieſer Zuſammenkunft in Schmalkalden abfaßte und alle anweſende Theologen unterſchrieben, ſind, wie der Abſchied dieß auch ausdrücklich bemerkt, in der Hauptſache nichts als eine Wiederholung der in Confeſſion und

1. Der Chriſtlichen Confeßionsverwandten, Churfürſten ꝛc. Antwort auf Kayſerl. Majeſtät Antragen, ſo viel das Concilium anlangt. Datum Schmalkalden Sonnabend am Tage Matthiä 1537. Bei Walch XVI, 2333.

Apologie aufgeſtellten Lehre. Nur über den päpſtlichen Primat hatte man für gut gehalten ſich näher zu verſtändigen. Man kann nicht zweifeln ob Luther denſelben verwarf. Seine Gründe waren erſtlich, wie er ſchon einſt in Leipzig auseinandergeſetzt, daß die heilige Kirche lange Jahrhunderte ohne Papſt geweſen, daß die griechiſche Kirche ihn noch nicht kenne und dennoch chriſtlich ſey; — ſodann daß ſich der Papſt nicht an dem einfachen Inhalt der chriſtlichen Lehre genügen laſſe: er fordere, daß man ihm gehorche, ſo werde man ſelig. [1] Darin ihm nachzugeben hätte er für einen Abfall von Gott und Chriſtus gehalten. „Wir wollen es nicht thun," ruft er aus, „oder darüber ſterben."

Bei dem Widerſtreit der Stellung welche die Proteſtanten einnahmen, und der Anmuthungen die man ihnen machte, ſtieg ihnen vielmehr ein ganz andrer Gedanke, weiteſter Ausſicht, auf.

Johann Friedrich meinte, man müſſe dem päpſtlichen Concilium ein andres entgegenſetzen, ein wahrhaft freies allgemeines chriſtliches Concil. In eine nahmhafte, in Europa bekannte Reichsſtadt, etwa nach Augsburg, könne es berufen und hier durch eine von den Bundesverwandten aufzubringende, Jahr und Tag im Felde zu erhaltende Kriegsmacht beſchützt werden. Doctor Martin Luther, mit ſeinen Nebenbiſchöfen, oder auch vielleicht die Stände ſelbſt ſollten es ausſchreiben. Man müſſe dafür ſorgen, daß die Zuſammenkommenden, — Biſchöfe, Eccleſiaſten, Pfarrer, Prediger, Theologen, auch Juriſten, — doch ungefähr dritthalbhundert

1. Schmalkaldiſche Artikel, 4ter Artikel, vom Pabſtthum, bei Walch XVI, 2340.

ſeyen, damit es ein Anſehen habe. Man müſſe Engländer und Franzoſen, überhaupt aber einen Jeden einladen, der des Glaubens halben aus der heiligen Schrift etwas vorzutragen habe. Denn nur nach der Schrift, ohne alle Rückſicht auf menſchliche Satzungen wolle man verhandeln. Das werde ein heiliges Concilium ſeyn, das über die Lehre entſcheiden dürfe. Johann Friedrich hegte die Hofnung, der Kaiſer werde entweder durch ſeine Bevollmächtigte oder ſogar auch in Perſon daſelbſt erſcheinen. [1]

Nur ſelten erheben ſich die Proteſtanten, die immer um ihr Daſeyn kämpfen müſſen, zu ſo kühnen und allgemeinen Entwürfen. Die Minorität, die bisher nur an dem ihr ſelber durch die früheren Reichsabſchiede verliehenen Rechte feſtgehalten, hätte ſich hiedurch auch als Vollſtreckerin derſelben in ihrem allgemeinen Inhalt aufgeſtellt. Sie hätte ſich als die Repräſentation einer zu ihren urſprünglichen Grundſätzen zurückkehrenden univerſalen chriſtlichen Gemeinſchaft conſtituirt.

Es war aber wohl dafür geſorgt, daß es ſo weit nicht kam. Viele wurden ſchon von dem Ungewohnten erſchreckt: ſie meinten, es werde ſcheinen als wolle man ſich, ſelbſt mit den Waffen, noch einmal wider die ganze Welt ſetzen. Für eine Stadt wie Augsburg, die ſo eben ihre Exiſtenz in Gefahr geſehen, war es ein zu kühner Gedanke, eine Verſammlung von ſo allgemeiner Beſtimmung in ihren Mauern

1. Gedenk Zeddel von was Artikel zu reden und zu handeln ſeyn will des Concilii, auch andrer Sachen halben, Corp. Ref. III, 139. Das Actenſtück iſt nicht datirt. Ich möchte es nicht mit dem Herausgeber in den Auguſt, ſondern eher in den Dec. 1536 ſetzen. Der 18te Jan. 1537 wird als der Termin angegeben, wo die Artikel fertig ſeyn ſollen, und zwar nicht ohne den Ausdruck der Eile. „Do es der Doctor mit ichte thun (fertig bringen) könnte.“

aufzunehmen. Dazu kam, daß derjenige Mann, der durch das Anſehen das er genoß, allein fähig geweſen wäre eine große Verſammlung zu leiten, ihre Einheit zu erhalten, Martin Luther, eben dort zu Schmalkalden von einer ſchmerzhaften Krankheit heimgeſucht ward, die ihn dem Tode nahe brachte; er trat überhaupt in das Lebensalter, wo die Kräfte abnehmen und die Beſtrebungen einer unmittelbar eingreifenden Wirkſamkeit minder lebhaft werden.[1]

Wir ſehen wohl, wie dieſe Dinge ſtanden.

Das alte verfaſſungsmäßige Mittel, kirchliche Irrthümer und Mißbräuche abzuſtellen, das die Evangeliſchen einſt ſelbſt aufgerufen, ein Concilium, ſollte jetzt wider ſie angewendet werden, ungefähr eben ſo, wie innerhalb des Reiches die Jurisdiction des Kammergerichts ein Werkzeug in der Hand ihrer Gegner geworden war. Sie vermochten nicht, dieſen Inſtituten die Geſtalt zu geben, welche ſie für die rechtmäßige, in den früheren Abſchieden begründete hielten, obwohl ſie das nicht aufgaben: es blieb ihnen nichts übrig, als die abgeſonderte Stellung zu behaupten, die ſie dem einen und dem andern gegenüber einmal eingenommen.

Was nun das Concilium anbetrifft, ſo ward die Entſcheidung einer andern Zeit vorbehalten: es iſt die Frage an welche ſich die großen Ereigniſſe der ſpäteren Zeit knüpfen. Fürs Erſte war davon wenig die Rede; rechter Ernſt war es doch auch dieß Mal nicht geweſen; noch war die Zeit nicht gekommen, welche Paul III erwartete.

1. „Mit mir iſt es aus," ſagt Luther auf der Rückreiſe zu Butzer — „hilft mir Gott auch dieß Mal, ſo habe ich doch keine Kraft mehr. Laßt Ihr Euch die Kirche befohlen ſeyn." Heß Bullinger I, 272.

Dagegen brachte der kaiſerliche Vicecanzler und Orator, Doctor Matthias Held, der mit Vorſt nach Schmalkalden kam, die Reichsangelegenheiten nochmals in einem ihnen feindſeligen Sinne zur Sprache, und fand dabei eine Unterſtützung welche plötzlich wieder eine allgemeine Gefahr herbeiführte.

Nürnberger Bündniß.

Vor allem nahm Doctor Held das Verfahren des Kammergerichts in Schutz. Der Kaiſer, ſagte er, habe demſelben Befehl gegeben, in allen Dingen Gerechtigkeit auszuüben und nur die Religionsſachen aufzuſchieben, und ganz ſo verfahre es denn auch. Natürlich aber müſſe es ſelbſt ermeſſen was in jedem Falle Religionsſache ſey. Wollte der Kaiſer den Proteſtanten überlaſſen, dieß zu beſtimmen, ſo würde er die Regel nicht allein des Rechts, ſondern auch des Evangeliums verletzen, nach welcher auch der andere Theil gehört werden müſſe. Die Proteſtanten wandten ein, die Religionsſachen zu unterſcheiden ſey keine Sache der Willkühr: alle die ſeyen dafür zu erklären, die nicht ausgemacht werden könnten, ehe die Entzweiung im Glauben beigelegt worden. Allein darauf nahm er keine Rückſicht. Er ſuchte den Standpunct jenes erſten Beſcheides vom Jahr 1533, der wahrſcheinlich ſein eigenes Werk geweſen, wieder zu gewinnen. Der Friede von Cadan, die Abrede von Wien exiſtirten für ihn nicht. Und eben ſo entſchieden verwarf er auch die Aufnahme neuer Mitglieder in den ſchmalkaldiſchen Bund. Der Kaiſer, ſagte er, könne denen, die ſich durch ihr Wort und ihr Siegel verpflichtet, die Reichsabſchiede zu

halten, unmöglich geſtatten, eigenmächtig davon abzuweichen: er werde die Zuſage geltend zu machen wiſſen die ihm geſchehen ſey; wolle jemand zurücktreten, ſo müſſe ein ſolcher erſt die Genehmigung des Hofes dazu nachſuchen. Genug, dem Gerichtshof, von dem die Proteſtanten ausgeſchloſſen waren, und in welchem der Mittelpunct der ſie bedrohenden Feindſeligkeiten lag, ſuchte er die ganze Freiheit des Verfahrens vorzubehalten, welche dieſe beſchränken wollten. Es ſollte ihm überlaſſen bleiben, in welchen Sachen, gegen welche Stände es die alten Rechte geltend machen wolle. Da ſeinen Ausſprüchen die Reichsacht folgen mußte, wäre keinen Augenblick weiter an ein ruhiges Beſtehen zu denken geweſen. [1]

Die Proteſtanten, die ſich auf den Frieden von Cadan, die Abrede zu Wien, das Schreiben von Savigliano verließen, hätten eine Erklärung dieſer Art nimmermehr erwartet. „Wir ſind alle ganz erſchrocken geweſen," ſagt der Landgraf, „wir waren wie vor den Kopf geſchlagen." „Wir hatten uns," ſagt ein ſächſiſcher Geſandter, „einer Bekräftigung des kaiſerlichen Friedens verſehen, nicht dieſes Untroſts."

Auch wir unſres Ortes, nachdem wir die friedliche Haltung wahrgenommen, die der Kaiſer und nicht einmal freiwillig jetzt einhielt, müſſen vor allem die Frage aufwerfen, ob eine Erklärung wie dieſe wirklich ſeinen Abſichten entſprach.

1. Die einzige einigermaßen authentiſche gedruckte Notiz über dieſe Verhandlungen findet ſich bei Schmidt Theil VIII, p. 374, wo ſich jedoch ſonſt über die Heldiſche Angelegenheit gar viele Irrthümer kund geben. Von um ſo größerem Werthe war mir ein Actenſtück im Brüſſeler Archiv ohne Titel im 4ten Bde der Documens relatifs à la reforme, Piece 85, das die Verhandlungen über Concil, surséance d. i. das Kammergericht, und novi adhaerentes d. i. den Nürnberger Frieden, Vortrag, Antwort, Replik und zweite Antwort enthält.

Wir können ſie glücklicherweiſe mit ziemlicher Sicherheit beantworten.

Nach dem mißlungenen franzöſiſchen Feldzug hatte Carl V die nunmehr zu ergreifende Politik ſorgfältig in Erwägung gezogen,[1] und ſich am Ende entſchloſſen, auf neue Unterhandlungen mit Frankreich einzugehn, und zwar zunächſt wieder in Bezug auf Mailand. Er und ſeine Räthe hielten daran feſt, daß in einem Abkommen mit Frankreich die erſte Bedingung einer freien Bewegung nach jeder andern Seite hin liege; aber dabei verbargen ſie ſich doch auch nicht, wie ſchwer es ſeyn werde, zu einem ſolchen zu gelangen: und ſeinem Bruder wenigſtens ließ der Kaiſer melden, daß er es mit nichten hoffe: ohne Zweifel werde der König die Entzweiung in Deutſchland ferner zu ſeinen Zwecken nähren, einen neuen Angriff der Osmanen veranlaſſen; vielleicht habe er ſchon den Papſt gewonnen. Der Kaiſer gab die Beſorgniß zu erkennen, daß der Papſt und zwar aus Rückſicht auf Frankreich das Concilium gar nicht mehr wolle.[2]

Und unter dieſen Umſtänden hätte er ſeinen Abgeordneten angewieſen, eine Sprache zu führen welche die Entzweiung in Deutſchland erſt recht entflammen, die Proteſtanten in ihr altes Mißtrauen gegen ſeine Abſichten zurückwerfen und den Einflüſterungen des Königs von Frankreich Gehör verſchaffen mußte?

1. Im Anhang denke ich dieß Gutachten, das ſich im Brüſſeler Archiv in der originalen Geheimſchrift befindet, mitzutheilen.

2. est besoing - - - adviser ce que sera de faire en cas que le pape, par induction dudit roy de France ou pour craincte que ledit sainct pere a de perdre son auctorité ou royaume de France, qu'il ne voulsit entendre a la celebration dudit concille soubz couleur de ladite guerre dentre nous et ledit Roy de France.

So ſchlecht verſtand Carl V ſeine Sache nicht.

Im Brüſſeler Archiv findet ſich die Inſtruction die er dem Doctor Held im October des Jahres 1536 nach Deutſchland mitgab. Darin nun beauftragt er denſelben, ſeinem Bruder zwar nochmals zu verſichern daß er trotz der obwaltenden Bedrängniſſe und der zweideutigen Haltung des Papſtes nichts zu bewilligen gedenke was der Subſtanz des Glaubens und der Kirche zuwiderlaufe; ihm aber zugleich vorzuſtellen daß man Deutſchland doch auch nicht in noch größere Verwirrung gerathen laſſen dürfe: leicht möchte man ſonſt Kirche und Kaiſerthum zugleich zu Grunde richten. Held ſollte den römiſchen König fragen, ob ſich in Deutſchland das Concilium nicht vielleicht durchſetzen laſſe auch in dem Falle daß der Papſt es nicht wolle. Wie aber wenn das dem König, wie vorauszuſehen, unmöglich ſchien? Der Kaiſer ſpricht ſich darüber unumwunden aus: dann, ſagt er, muß man auf ein anderes Mittel denken, entweder indem man die Abgewichenen auf immer vor Anwendung der Gewalt ſichert, unter der Bedingung daß ſie den Landfrieden halten und ſich an uns anſchließen dem Nürnberger Frieden gemäß, oder indem man eine neue Abkunft zu Stande bringt nach den Verhältniſſen die ſeitdem eingetreten ſind. Selbſt den Gedanken eines Nationalconciliums, der ihm früher ſo verhaßt geweſen, weiſt er jetzt nicht mehr entſchieden von ſich.[1]

1. Faudra adviser s'il y aura quelconque expedient autre, soit d'asseurer pour toujours les devoyez de la foy, quant a la force, moyennant qu'ils se conforment sincerement avec les aultres membres de la Germanie pour observer la commune paix et se joindre tous avec notre dit frere et nous, soit en ensuyvant ce traité de Nuremberg ou en faisant ung autre de nouvel

Ferdinand ſoll bedenken, daß man, da alles auf dem Spiel ſteht, auch alles daran ſetzen müſſe.

Dergeſtalt hegte der Kaiſer doch wirklich die Geſinnung welche die Proteſtanten in ihm vorausſetzten: er war in der That geneigt die Nürnberger Zugeſtändniſſe zu erweitern, die Proteſtanten vor Anwendung der Gewalt zu ſichern. Wir können ſagen, unter dieſen Bedingungen wäre der Friede auf immer befeſtigt geweſen: die Evangeliſchen wünſchten nichts weiter: ſie wären damit vollkommen beruhigt worden.

Statt dieſer Zuſicherungen aber trug nun Held eine Erklärung vor, welche wenn nicht dem Wortlaut, doch der Tendenz nach das grade Gegentheil von dem enthielt was ihm aufgetragen worden.

Nothwendig erheben wir die zweite Frage wie dieß auch nur möglich war. Nicht mit ſo vieler Beſtimmtheit wie die erſte können wir ſie beantworten, aber die Sache iſt doch wohl zu erklären.

Doctor Matthias Held war früher ſelbſt Beiſitzer am Kammergericht geweſen, und durch die unaufhörliche Renitenz der Proteſtanten gegen die Autorität dieſes Gerichtshofes mit Bitterkeit und Haß gegen ſie angefüllt worden. Er war ein kleiner heftiger Mann, nicht eben von moraliſch-reiner Haltung. Seine unechten Kinder machten ihm viel zu ſchaffen, und wir finden wohl daß er den jungen Viglius, den er am Kammergericht beförderte, dafür mit ſeiner natürlichen Tochter verheirathen wollte.[1] In ſeinen

selon que l'on verra et ce que depuis est succedé en aura baillé l'occasion --- Die ganze Inſtruction, ebenfalls im Brüſſeler Archiv befindlich, folgt im Anhang.

1. Vita Viglii. Anal. Belg. II, 1, 97.

Briefen, deren gar manche übrig ſind, theilt er zuweilen als die unzweifelhafteſte perſönliche Kunde Nachrichten mit, die ſich dann als falſch ausweiſen: und in eine Menge zweideutiger Händel läßt er ſich ein. Jetzt war er als Vicecanzler an den kaiſerlichen Hof gezogen worden: kein Wunder, wenn er nun auch da die Geſchäfte mit jener Leidenſchaft gegen die Proteſtanten angriff, die er überhaupt nährte. Die Verbindungen in denen er ſtand, beſtärkten ihn darin. Während des franzöſiſchen Feldzugs hatte er vertrauliche Bekanntſchaft mit Heinrich von Braunſchweig gemacht, ihm beim Abſchied ermuthigende Zuſchriften an die katholiſchen Fürſten mitgegeben, und dieſelben bald in Perſon mit dem Worte des Kaiſers zu beſtätigen verſprochen. Herzog Heinrich hatte dann die Hofnungen ſeiner Freunde auf Held gerichtet: aus ſeinen Briefen ſehen wir, wie ſehnlich er deſſen Ankunft erwartete, mit welcher Sicherheit er davon eine Rückwirkung gegen die halblutheriſche Politik der königlichen Räthe verſprach. Hätte nun Held das Vertrauen ſo vieler deutſcher Fürſten, deren Gunſt ihm ſehr nützlich werden konnte, täuſchen ſollen? er würde alle ſein Anſehen verloren haben. Sein Ehrgeiz war, als eine Säule des Reichsrechtes und der mit demſelben verbündeten kirchlichen Ideen zu erſcheinen, die andersgeſinnten Räthe des Kaiſers und des Königs zu beſchämen, und hauptſächlich, Recht zu behalten. In der allgemeinen Politik des Kaiſers hatte doch auch ſeine Tendenz eine gewiſſe Nothwendigkeit: die Lage dieſes Fürſten war nun einmal zweifelhafter Natur. Er mag ſich darauf verlaſſen haben, daß er ein Prinzip verfechte das niemals ganz verleugnet werden könne, und einen oder den andern Tag wieder ergriffen werden müſſe. Er hatte ſogar münd-

liche Äußerungen, eventuelle Zuſicherungen für ſich. Genug er entſchloß ſich, die Anweiſung die er empfangen nicht weiter zu berückſichtigen, den juridiſchen Geſichtspunct auch gegen den momentanen Willen des Kaiſers zu verfolgen. Er vermied es, ſich erſt mit König Ferdinand zu berathen; unter dem Vorwand, durch die Kürze der Zeit dazu genöhigt zu ſeyn, eilte er die gerade Straße nach Schmalkalden fort, und führte nun hier die Sprache deren wir gedachten.

In dem Grade nun, in welchem Eröffnungen wie ſie der Kaiſer beabſichtigte, alles befriedigt hätten, mußten die, welche wirklich geſchahen, alles aufregen und in widerwärtige Bewegung bringen. Die Proteſtanten konnten nicht anders als das, was ſie vernahmen, für den wahren Ausdruck des kaiſerlichen Willens halten. Sie glaubten mit Händen zu greifen daß man ſie bisher nur habe täuſchen wollen.

Es verſteht ſich daß ſie die Haltung der Oppoſition, die ſie bereits aufgegeben, auf der Stelle wieder ergriffen. Wie hätten ſie auch geneigt ſeyn ſollen, zur Erhaltung eines Gerichts, in dem ſie ihren gefährlichſten Feind ſahen, Beiträge zu leiſten, oder wozu der Orator ſie aufforderte, die Türkenſteuer zu erlegen. Sie meinten, nicht in den Osmanen liege die Gefahr die ihnen furchtbar ſey, ſondern dieſſeit in der Chriſtenheit. Sie ließen Held wiſſen, nach allem was er geſagt, müſſe ihnen der Friede der bisher beſtanden, aufgehoben ſcheinen. [1]

Der ganze Zwieſpalt, der 1532 vorläufig beſeitigt wor-

1. Réponse des princes: „que la proposition et declaration du Docteur Matthias donne ung tel sens par le quel icelle paix seroit non seulement tournée en mesintelligence, mais aussi totalement abolie.“

den, und den man ſeitdem auch in den bedenklichſten Fällen nicht wieder zum Ausbruch kommen zu laſſen die Mittel gefunden, trat aufs neue hervor und nahm ſogleich die gefährlichſte Geſtalt an.

Unmittelbar nach der Schmalkaldner Zuſammenkunft folgte eine andere zu Zeitz, wo die Erbvereinigung der Häuſer Sachſen, Brandenburg und Heſſen erneuert, nach dem Tode Joachims I die beiden jungen Markgrafen Joachim II und Johann in dieſelbe aufgenommen werden ſollten. Es gieng aber ungefähr wie bei der Erneuerung der Bünde in der Schweiz. Das Bundesverhältniß brachte die Entzweiung vielmehr zum Ausbruch. Johann Friedrich wollte die alte Formel nicht wiederholen: „der h. römiſchen Kirche zu Ehren": er wollte nicht mehr wie bisher den Papſt unter denjenigen nennen, gegen welche dieß Bündniß nicht gelten ſolle; Herzog Georg dagegen drang auf die Beibehaltung dieſer Clauſel. Man machte dem Erſtern den Vorſchlag, ſie in dem Tractat ſelbſt zuzulaſſen, und dann in einem beſonderen Inſtrument dagegen zu proteſtiren; er erwiederte, den Nachkommen möchte dann leicht nur der Tractat bekannt werden; er war ſchon eiferſüchtig auf ſeine evangeliſche Ehre, und wollte immer gerade aus gehen. Nur dann wollte er die Nahmhaftmachung des Papſtes zugeben, wenn ausdrücklich dabei bemerkt werde, daß dieſelbe der Antwort nicht nachtheilig ſeyn ſolle, die dem kaiſerlichen Orator in Schmalkalden wegen des Conciliums ertheilt worden ſey; aber eine Einſchaltung dieſer Art wollte wieder Herzog Georg ſich nicht gefallen laſſen.[1]

1. Beibrief und Erbeinigung zu Zeitz Sonnabend nach Lätare

Man ſchied aus einander, ohne eine Vermittelung gefunden zu haben.

Nachdem das päpſtliche Concilium abgelehnt, das Kammergericht von der einen Partei zu einem Werkzeug ihrer Feindſeligkeit gemacht, von der andern verworfen war, brach auch die auf Verwandtſchaft der Fürſten und der Länder gegründete locale Vereinigung auseinander.

Ja eben aus dieſer, aus der Mitte von Deutſchland ſtieg die Gefahr des Krieges auf.

Schon öfter hatten die Mitglieder des halliſchen Bundes die Abſicht gehabt, ihre Kräfte durch das kaiſerliche Anſehen zu verſtärken; doch war es ihnen noch immer mißlungen. Wann aber konnte je ein günſtigerer Moment dazu eintreten als der damalige, wo ein kaiſerlicher Orator die nemlichen Anſichten und Forderungen aufgeſtellt hatte, welche immer die ihren geweſen waren?

Wir wollen nicht erörtern, in wem zuerſt der Gedanke dazu entſprungen ſeyn mag, in Dr Held oder den Fürſten. Dort in Zeitz hatte man geheime Zuſammenkünfte zwiſchen Herzog Heinrich und dem Orator in der Abtei bemerkt; und wenn wir in den Briefen Helds an den Herzog auf die Verſicherung ſtoßen, daß er der Sache fleißig obliege „ihrer Abrede gemäß“, ſo können wir nicht zweifeln daß eben zwiſchen ihnen die entſcheidenden Beſprechungen Statt gefunden haben. Und gewiß ließ es Held an Eifer nicht fehlen. Nachdem er das Kammergericht beſucht,[1] eilte er weiter, von einem

1537, und überhaupt die einzige genügende Relation darüber in Müllers Reichstagstheater unter Maximilian Th. II, p. 659 *f.*

1. Viglius ad Hermannum 14 Maji 1537. Anal. Belg. II, 241.

katholiſchen Hof zum andern. Überall ſtellte er vor, daß man den Fortſchritten der Proteſtanten nur durch einen ſtarken und ſchlagfertigen Bund Einhalt thun könne. Endlich an dem Hof des römiſchen Königs, wo er länger verweilte, trat er mit dem Entwurf eines ſolchen Bündniſſes hervor, welchen er zunächſt mit einem andern Mitgliede der Zeitzer Verſammlung, Herzog Georg von Sachſen, berathen hatte.

Und ſehr entſchieden und weitausſehend, wie ſich das nach der Stimmung der Urheber nicht anders erwarten läßt, lautete nun dieſer Entwurf.

Das Bündniß ſollte ſo gut für die weltlichen wie für die geiſtlichen Angelegenheiten gelten:[1] damit man nicht bei jedem Fall erſt zu unterſuchen brauche, ob er zu den einen oder zu den andern gehöre. Alle Städte, auch die fürſtlichen, ſollten wo möglich zum Beitritt vermocht werden. Werbungen im Reiche ſollten nur den Mitgliedern des Bundes geſtattet ſeyn.

Man ſieht dieſem Entwurf ſeinen Urſprung an. Die territorialen Intereſſen des Herzogs von Braunſchweig gegen die benachbarten Städte, die ihm im Wege waren, der albertiniſchen Linie gegen die erneſtiniſche, des Erzbiſchofs von Magdeburg gegen den Burggrafen von Magdeburg — eine Würde die Johann Friedrich wieder geltend machte — wären dadurch mit den allgemeinen Angelegenheiten der Religion zuſammengeworfen worden; ein energiſcherer Bund

1. Fertigung und Inſtruction von Joachim von der Heiden gegen Speier uf den 4ten Tag Martii. Dresden 20 Februar. Der Geſandte „ſal es alſo dahin arbeiten daß es uf die Religion, Prophan und alle andern ſachen ane allen Unterſcheid vollenzogen werde.“

als der ſchmalkaldiſche, überdieß durch die Autorität des Reiches verſtärkt, hätte ſie in Schutz genommen.

Es iſt wohl ſehr deutlich, daß eben deshalb der katholiſchen Sache im Allgemeinen damit nicht gedient ſeyn konnte.

Hie und da hatte Held ſelbſt an geiſtlichen Höfen nur eine ſchlechte Aufnahme gefunden. Der Churfürſt von Trier erwiederte ſeine Anträge mit der Drohung, dem Landgrafen davon Meldung zu thun.[1] Im März 1538 ward zwar wirklich eine Zuſammenkunft zu Speier gehalten, um über ſeinen Entwurf zu Rathe zu gehn: außer den norddeutſchen Verbündeten hatten Baiern, Salzburg und König Ferdinand ihre Abgeordneten geſendet: eben die am eifrigſten katholiſchen Fürſten des Reiches: aber zur Annahme ſeiner Vorſchläge waren ſie nicht zu überreden. Durch die mancherlei Ausſtellungen welche ſie machten, fühlte ſich Dr Held faſt beleidigt.

Eben ſo leicht iſt es aber auch zu begreifen, daß der Antrag der Norddeutſchen nicht völlig zurückgewieſen ward. König Ferdinand hatte ſich auf das ernſtlichſte beklagt daß Held ihn vorbeigegangen und ſo gefährliche Pläne in Gang gebracht habe, „den Geſchäften des Kaiſers trefflich ſchädlich". Nachdem es aber einmal geſchehen, wäre es auch nicht rathſam geweſen, ſich denſelben geradezu entgegenzuſetzen: man hätte ſich dadurch leicht auch die katholiſchen Fürſten entfremden können. Und hatte nicht der Kaiſer ſelbſt ſchon vor mehreren Jahren an einen ähnlichen Bund ge-

1. Summarie Verzeichniß was an uns Philipſen --- der Erzbiſchof und Churf. zu Trier von wegen S. Liebden anpracht und geworben hat. (Weim. Arch.)

dacht? auch jetzt hatte er ſeinen Abgeordneten wenigſtens mündlich ermächtigt darüber zu unterhandeln, freilich nur, wie Königin Maria verſicherte, um zu erfahren, weſſen er ſich im Nothfall zu den katholiſchen Fürſten zu verſehen habe. [1]

Am 10ten Juni 1538 ward wirklich zwiſchen den am eifrigſten katholiſchen Fürſten, den norddeutſchen, Georg, Albrecht, Heinrich und Erich, und den ſüddeutſchen, Salzburg, Baiern, König Ferdinand, zugleich im Namen des Kaiſers, ein Bund geſchloſſen: doch nicht in dem anfangs vorgeſchlagenen Sinn noch Umfang. Er kann eigentlich nur als eine Nachbildung des ſchmalkaldiſchen angeſehen werden. Er ſollte ſich ebenfalls nur auf Religionsſachen erſtrecken, wenn nicht etwa der auch dort vorgeſehene Fall eintrete, daß man ihretwillen, aber unter anderm Scheine angegriffen werde. Er ſollte auf gleiche Weiſe in zwei Provinzen zerfallen, eine ſächſiſche und eine oberländiſche: in jener ſollte Herzog Heinrich von Braunſchweig, in dieſer Herzog Ludwig von Baiern die Hauptmannſchaft verwalten, beide mit Zuziehung von Bundesräthen. Es ward eine ähnliche Kriegsverfaſſung verabredet; die Geldbeiträge wurden auf verwandte Weiſe beſtimmt. Kaiſer und König ließen ſich nicht höher anſchlagen als andere Mitglieder; beide zuſammen verpflichteten ſich, auch nur eben ſo viel zu leiſten wie die Herzoge von Baiern; der Kaiſer nahm ſeine Niederlande ausdrücklich aus.

1. Relation vom niederländiſchen Hof an Landgraf Philipp im weimariſchen Archiv. Königin Maria ſetzte hinzu, der Kaiſer habe mehr Beſorgniß angegriffen zu werden, als Neigung anzugreifen. An Kriegsabſichten konnte in der That nach obiger Inſtruction nicht gedacht werden.

Wir ſehen, auf dieſe Weiſe erlangte der Bund bei weitem nicht die Energie die man urſprünglich ihm zu geben beabſichtigt: noch weniger gelang es, ihn ſo allgemein zu machen, wie man gedacht: — Churfürſt Albrecht konnte nicht einmal ſein Capitel zu Mainz zum Beitritt bewegen.

Nichts deſto weniger erfüllte er die kriegsluſtigen Fürſten mit neuem Selbſtgefühl.

Ganz ruhmredig meldet Heinrich von Braunſchweig dem Churfürſten von Brandenburg, daß er in Nürnberg geweſen und nach abgeſchloſſenem Bund glücklich wieder nach Hauſe gekommen ſey, trotz aller Gefahren die er auf der Reiſe beſtanden, aller Feinde die auf ihn gelauert.[1] „Wir wiſſen nun ihre Meinung," ſagt er, „ſie nicht die unſre, ſollen ſie aber bald erfahren."

Und zu verkennen iſt nicht, daß doch auch hiemit eine große Gefahr eintrat. Sie liegt hauptſächlich darin, daß die Verbündeten nur den Nürnberger Frieden anerkannten, und kein Hehl daraus machten, wenn ein kammergerichtliches Urtel ergehe, daſſelbe vollziehen, das erlangte Recht vertheidigen zu wollen,[2] — die Proteſtanten aber eben hiegegen ihren Bund anfangs geſchloſſen und zuletzt erneuert hatten.

Da ſo viele Proceſſe ſchwebten, deren Entſcheidung nicht zweifelhaft ſeyn konnte, ſo war nichts anders zu erwarten, als ein feindliches Zuſammentreffen der beiden Bündniſſe bei der erſten Gelegenheit. Ja faſt ſchien es, als werde es einer ſolchen Gelegenheit nicht einmal bedürfen, um die Fehde zum Ausbruch zu bringen.

1. „wiewol des hin und wieder alle lücken woll beſtellt geweſen, das die leute meinen es ſolle uns ſolches gefeilet haben."
2. Carlowitz an Philipp, Neudecker Urkk. 316.

Wie auch in andern Fällen ſo oft, jeder Theil vermuthete von dem andern das Ärgſte; es gab Leute, die das Feuer zu beiden Seiten ſchürten.

Im Dezember 1538 ſchrieb Matthias Held den Herzogen von Baiern: er habe gewiſſe Kunde, daß der Landgraf im nächſten Frühjahr zum Angriff ſchreiten werde: anfangs nur mit der Hülfe des Herzogs von Würtenberg, ſpäter, wenn die Sache glücklich gehe, mit Unterſtützung des ganzen ſchmalkaldiſchen Bündniſſes: er denke auf dieſe Weiſe der geſammten deutſchen Nation mächtig zu werden.[1] Der vertrauteſte Rath Ludwigs von Baiern, Weißenfelder, ſchrieb hierauf an Herzog Heinrich von Braunſchweig: auch er glaube, der Krieg werde ausbrechen: beſſer man greife die Sache bei Zeiten an, als daß man ſich überraſchen laſſe; es muß, fügte er hinzu, doch einmal ſeyn.[2] Auf der andern Seite erhielt Landgraf Philipp aufreizende und bei dem Schein des Rechts und der Friedfertigkeit bedrohende Briefe. Es ſchien faſt, als habe eine Cabale heftiger Eiferer es darauf abgeſehen, die reizbaren Nachbarn an einander zu bringen. Einſt waren Landgraf Philipp und Herzog Heinrich die vertrauteſten Freunde und Cameraden geweſen. Man hatte Herzog Heinrich wohl ſagen hören, er werde Leib und Gut, Haut und Haar bei dem Landgrafen aufſetzen; ſollte einer ſeiner Söhne ſich nicht dankbar gegen denſelben beweiſen, den werde er ſelbſt umbringen. Die Verſchiedenheit der Religion hatte ſie an ſich noch nicht getrennt: in der würtenbergiſchen, in der däniſchen Angelegenheit waren ſie

1. Schreiben aus Neuhauſen bei Worms. Bei Hortleder I, 891.
2. München. Bei Hortleder I, 883.

verbündet geweſen. Aber mit der Religionsſache durchdrangen ſich ſo viel andre Intereſſen des Eigennutzes und Machtbeſitzes, daß der Hader immer bitterer und widerwärtiger wurde. Für Herzog Heinrich war es unerträglich, daß Städte wie Braunſchweig und Goßlar, mit denen er von jeher in Streit lag, und gegen die ihm ein kammergerichtliches Urtel doppelte Rechte gegeben haben würde, durch den ſchmalkaldiſchen Bund vor ihm geſchützt werden ſollten. Er empfand es übel, daß der König von Dänemark, um den auch er Verdienſte hatte, dem Bunde beitrat. Eben bei Gelegenheit der zu dieſem Beitritt nach Braunſchweig angeſetzten Verſammlung hat ſich die Feindſeligkeit des Herzogs zuerſt offen gezeigt. Er verſagte dem Landgrafen das ſichere Geleit zur Reiſe; als dieſer dennoch fortzog und mit ſeinem Gefolge vor Wolfenbüttel vorüberritt, ließ er das Geſchütz der Feſte über ſie hin abgehn.[1] Seitdem war nun an kein Verſtändniß weiter zu denken; den kriegeriſchen Rathſchlägen gab eben Herzog Heinrich am meiſten Gehör. Auf jene Nachrichten Weißenfelders forderte er unverweilte Berufung der Kriegsräthe und jede ernſtliche Anſtalt. In dem Schreiben hierüber drückte er ſich über ſeinen alten Freund mit der gehäſſigſten Wegwerfung aus: wie derſelbe keine Ruhe mehr finde als auf der Jagd, des Nachts nicht mehr ſchlafen könne: der wunderliche Mann werde noch toll werden.

Der Zufall wollte nun, daß der Secretär welcher dieſe Briefſchaften bei ſich trug und ſeinen Weg durch das Heſſiſche nahm, dem Landgrafen, der eben auf die Wolfsjagd

1. Lauze Heſſiſche Chronik II, 333.

ritt, begegnete, ihm verdächtig vorkam und von ihm feſtge-
nommen ward. Es läßt ſich denken, welchen Eindruck es auf ihn machte, als er jene Papiere fand, und zu leſen bekam was darin von ihm geſchrieben ſtand. Von dem Momente an faßte er eine tödtliche Feindſchaft gegen Heinrich.

Auch auf der proteſtantiſchen Seite fieng man nun an zu rüſten.

Wie ſehr es auch der Kaiſer von Anfang an zu vermeiden geſucht, wie viel Mühe ſich der König gegeben hatte, dem von Seiten der Fürſten in Gang geſetzten Bunde ſeine feindſeligen Tendenzen zu nehmen, ſo ſchien es nun doch durch den Gegenſatz der Religion, nachbarliche Eiferſucht, den Einfluß erhitzter Rathgeber und perſönliche Beleidigungen, zwar nicht zu einem Krieg auf Leben und Tod, aber wohl zu einer allgemeinen, blutigen Fehde kommen zu müſſen.

Glücklicherweiſe trat jedoch auch dießmal eine entgegengeſetzte Wirkung der allgemeinen Verhältniſſe ein.

Nach manchen Abwandlungen hatten dieſe doch wieder eine Geſtalt angenommen, wo eine innere Bewegung in Deutſchland dem Kaiſer ſo wie dem König Ferdinand nicht weniger unwillkommen geweſen wäre als früher.

Bündniß gegen die Osmanen.

Im Frühjahr 1537 war geſchehen was man erwarten mußte: der König von Frankreich und ſein Verbündeter, der türkiſche Sultan, nachdem ſie in den letzten Jahren die Angegriffenen geweſen, hatten nun auch ihrerſeits einen Angriff auf die Gebiete des Kaiſers unternommen.

Der König widerrief ſeine Verzichtleiſtung auf die Oberherrlichkeit über Artois und Flandern feierlich, machte einen Angriff auf die Niederlande und nahm Hesdin ein.[1]

Im Juli 1537 ſetzte eine osmaniſche Heeresabtheilung von Avlona nach Apulien über und eroberte Caſtro. Neapolitaniſche Ausgewanderte erſchienen in ihrem Gefolge. Obwohl nicht daran zu denken war, daß die Eingebornen ſich denſelben angeſchloſſen hätten, — die Grauſamkeit der Osmanen machte jede Annäherung unmöglich, — ſo mußte man doch geſchehen laſſen daß ſie Beute hinwegtrieben und Tauſende von Menſchen in die Sklaverei abführten.[2]

Im September 1537 machten die Franzoſen auch im Piemonteſiſchen wieder Fortſchritte: ihre Armee beſtand großentheils aus Deutſchen, die ſich zwar ſchwer in Zaum halten ließen, aber übrigens die beſten Dienſte leiſteten.

Mit dem allen war jedoch die Macht des Kaiſers noch keineswegs erſchüttert; dieſe Angriffe ſtießen noch auf hartnäckigen Widerſtand. Im Neapolitaniſchen hatte der Vicekönig Toledo im Ganzen ſo gute Anſtalten getroffen, daß die Osmanen nicht feſten Fuß faſſen konnten; von den Niederlanden her fielen die Kaiſerlichen auch wieder ins franzöſiſche Gebiet ein und trugen kleine Vortheile davon; in Oberitalien hielten ſich die beiden Heere wenigſtens das Gleichgewicht.

Hatte der Kaiſer während dieſer ganzen Zeit friedliche Erbietungen gemacht, ſo wurde durch dieſe Erfolge nun auch der König beſtimmt, darauf einzugehn.

1. Auszug aus den Schreiben der Königin Maria z. B. v. 26 April. (Anhang.)

2. Guazzo p. 198. menarono di quei paesi più di X^{m} anime.

Es war hauptſächlich das Verdienſt des Connetable Montmorency [1] auf der einen, und der Königin Maria von der andern Seite, daß zunächſt für die Niederlande und hierauf im November auch für Italien ein Stillſtand geſchloſſen ward.

Als Grund giebt der König an, daß es ihm unmöglich geweſen ſey, zugleich eine große Armee im Felde und die feſten Plätze in Piemont in gutem Stande zu erhalten, bei der allgemeinen Verwüſtung des Landes. [2]

Ein anderer Grund möchte ſeyn, daß er jetzt in Italien Fuß gefaßt und dadurch ſeinem Ehrgeiz fürs Erſte genug gethan hatte. Der Waffenſtillſtand ließ jedem Theile die Plätze welche er bis dahin eingenommen. Die Dinge hatten einen Punct erreicht, auf welchem ſie eine Weile bleiben ſollten.

Überdieß aber: der im Bunde mit Frankreich unternommene Anfall Suleimans hatte nach andern Gegenden hin Erfolge, die das ganze ſüdliche und öſtliche Europa und den

1. Franceſco Giuſtiniano, Rel^{ne} di Francia 1537, erwartet alles von der „persuasione dell' Illmo Contestabile, il quale si come può tutto con S. M^{à}, così conosce che con la pace si può conservare in questa sua grandezza." — Vgl. ein Schreiben der Königin Maria an Ferdinand 6 Aug. „que le grand maistre de France (Montmorency ward im Anfang 1538 Connetable) desire que la paix se traicte et enfin la treve de Bomy a esté faicte."

2. Lettre de François I à Mr Castillon, Amb^{r} en Angleterre. Encore que mon armée fust grosse et puissante et qu'il m'eust été aisé et facile de reculer mes ennemis dedans les villes et places fortes du duché de Milan, toutesfois estant ja l'hiver commencé et qu'il ne m'estoit facile par un même moyen soutenir la grosse armée que j'avois et advitailler et pourvoir les villes que je tiens en Piemont pour le gros gast de vivres que les dits ennemis y avoient fait, il m'a convenu pour cest effet choisir le moyen de la dite treve. (MS zu Paris.)

König ſelber erſchreckten. Da gegen den Kaiſer wenig auszurichten war, wandte ſich die Seemacht des Sultans gegen die ihm bequemer gelegenen venezianiſchen Beſitzungen. Corfu ward wenigſtens geplündert (die Lebensbeſchreibung Chaireddins will 140 zerſtörte Dörfer daſelbſt zählen); alle die altberühmten Eilande des Archipelagus aber, Skyros, Pathmos, Aegina, Paros, Naxos, an die ſich die Erinnerung der Anfänge der abendländiſchen Cultur, der profanen wie der kirchlichen, knüpfen, fielen jetzt in die Hände der Barbaren.[1] Indeſſen erneuerten die Paſchas von Bosnien und Semendria den Krieg an den ungariſch-ſlawoniſchen Grenzen: Katzianer, der ihnen Einhalt thun ſollte, erlitt bei Eſſek eine jener Niederlagen welche das Heer, das ſie erfährt, zugleich vernichten. Nicht allein die ferdinandeiſchen Gebiete ſtanden hierauf dem Feinde offen, ſondern der König-Woiwode Johann, der ſchon ſeit mehreren Jahren in Conſtantinopel verdächtig und verhaßt geworden, fieng an ſich zu fürchten.

Dadurch geſchah zunächſt, daß die gefährdeten Grenzſtaaten bei der größeren Macht des Hauſes Öſtreich Rückhalt ſuchten. Unter Vermittelung des Papſtes traf Venedig mit dieſem und dem Kaiſer ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß wider die Osmanen, bei welchem man ſogar die Zerſtörung ihres Reiches in Ausſicht nahm und der Kaiſer ſich die Krone von Conſtantinopel ausdrücklich vorbehielt. Am 24ſten Februar 1538 ſchloß Johann Zapolya einen Vertrag mit Carl und Ferdinand, in welchem er allen ſei-

1. Antonio Longo commentarj della guerra del 1537, 38, 39. MS Venet.

nen bisherigen Bündniſſen, namentlich dem mit den Türken entſagte, ſich die Unterſtützung der beiden öſtreichiſchen Brüder, unter andern zur Wiedereroberung von Belgrad, verſprechen ließ, und dagegen einwilligte, daß nach ſeinem Tode auch derjenige Theil von Ungarn den er im Beſitz habe, möge er nun Kinder hinterlaſſen oder nicht, an Ferdinand fallen ſolle.[1]

Dieſe Verbindungen aber machten auch wieder einen großen Eindruck in Frankreich. Der venezianiſche Geſandte verſichert, als die Nachricht von dem Abſchluß der Ligue zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſt und der Republik Venedig am franzöſiſchen Hofe ankam, habe Jedermann ſeine Augen auf den König gewandt, und ihm ſtille Vorwürfe gemacht. Der Chriſtenheit Verluſte verurſacht zu haben, an einer Unternehmung nicht Theil nehmen zu können, die auch in der franzöſiſchen Nation ein ſtarkes Mitgefühl für ſich hatte, war die mißliche Seite der von Franz I ergriffenen Politik. Er durfte darin nicht zu weit gehn.

Unter dieſen Umſtänden nun gelang es dem Papſt Paul, eine Zuſammenkunft zwiſchen dem König und dem Kaiſer zu Stande zu bringen, im Mai 1538, zu Nizza, die freilich noch nicht zum Ziel führte. Nicht von Frieden, ſondern nur von einem längeren Waffenſtillſtand war zuletzt die Rede. Der König hätte einen zwanzigjährigen gewünſcht, hauptſächlich um Piemont ſo lange als möglich in Beſitz behalten zu können; der Kaiſer, der ſeinen Schwager nicht ſo lange beraubt ſehen wollte, dachte nur einen dreijährigen zu bewilligen; dem Papſt gelang es einen Stillſtand auf zehn Jahre

1. Friedensvertrag bei Katona XX, II, 1077.

zu vermitteln. Ich möchte nicht ſagen, daß ein ſo langer Stillſtand einem Frieden gleich zu ſchätzen geweſen wäre: vielmehr blieben die alten Differenzen dabei noch immer unausgeglichen und gewiſſermaaßen vorbehalten; allein es bedeutete doch etwas, daß es dazu gekommen war, und allmählig mußte ſich nun ein beſſeres Verhältniß bilden.[1] In Nizza hatten die beiden Fürſten einander perſönlich nicht geſehen: erſt als der Kaiſer auf der Rückkehr die franzöſiſche Küſte berührte, zu Aiguesmortes, geſchah dieß. Sie haben die Meſſe mit einander gehört, zuſammen geſpeiſt; der lebhafte König wenigſtens hat ſich mit aller möglichen Genugthuung über den Eindruck den der Kaiſer auf ihn gemacht habe, ſo wie über das gute Verſtändniß das zwiſchen ihnen geſchloſſen ſey, geäußert.[2]

In dieſen beiden Verſammlungen iſt nun aber nicht allein von den franzöſiſchen und osmaniſchen, ſondern auch von den kirchlichen und den deutſchen Angelegenheiten die Rede geweſen.

Wir ſind zwar hierüber nicht ſo vollſtändig unterrichtet wie wir wünſchten: über die vornehmſten Momente liegen uns aber unzweifelhafte Urkunden vor.

Aufs neue verſchob der Papſt das angekündigte Concilium.

1. Relatione del clar[mo] Nic. Thiepolo dell'abboccamento di Nizza, abgedruckt bei du Mont IV, II, p. 172, ſo wie im Thesoro politico.

2. An Caſtillon 18 Juli, und hierauf 28 Juli. Princes ne se departirent au plus grande amitié. Entendez que la fiance et seureté que nous avons prises entre nous deux, est si grande que je vous puis dire, qu'il n'y a celui de nous qui ne soit pour dores n'avant estimer et reputter les faits de son compagnon comme les siens propres. (Melanges de Colbert, XIII. Bibl. zu Paris.)

Unter den Gründen, die er dafür angiebt, iſt auch der, daß man erſt die in Deutſchland ausgebrochenen kirchlichen Streitigkeiten zu beruhigen ſuchen müſſe, wozu ſowohl von dem Kaiſer als dem römiſchen König Hofnung gemacht werde.[1]

In der That übernahm der Kaiſer, feſthaltend an den weſentlichern Tendenzen ſeiner Politik, und zwar, wie er verſichert, mit Einwilligung des Papſtes, noch einen Verſuch zu machen, um die vom Glauben Abgewichenen in Güte herbeizubringen, und hierin ſo weit zu gehn wie möglich, ſo viel Mühe darauf zu wenden wie möglich. Er fügt hinzu, auch König Franz ſey in Aiguesmortes dieſem Beſchluſſe beigetreten.[2]

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dagegen vorläufige Verabredungen gegen König Heinrich VIII getroffen worden.

Zunächſt jedoch gieng die große Intention wider die Osmanen: Franz I nahm an derſelben noch nicht Theil; aber auch ſchon dadurch war etwas erreicht, daß er ſich entſchloß ſie nicht zu hindern.

Als ſich Suleiman im Sommer 1538 erhob um Peter Nareſch zu züchtigen, der nicht übel Luſt zu haben ſchien ſich an die chriſtlichen Mächte anzuſchließen und Zapolya hierüber ſchon für ſich ſelbſt zu fürchten anfieng, eilten deutſche und ſpaniſche Truppen herbei um ihn zu unterſtützen.[3]

1. Causae propter quas S. D. prorogat celebrationem Concilii. Bei Ribier I, 169.

2. Inſtruction an Lunden: „selon que avez entendu la resolution prinse tant a Nyce avec nre st. pere que depuis en Aiguesmortes avec le roi tres chretien nre très cher et bon frere, qu'est en effect de retirer par doulceur les dits devoyez si avant que faire se pourra et y travailler jusqu'à l'extreme du possible.“

3. Hammer III. Iſthuanffius, lib. XIII, p. 137.

Indeſſen erſchienen auch die vereinigten Flotten in See; doch waren die Erfolge ihrer Waffen dieß Mal nicht beſonders glücklich. Im September 1538 ſehen wir Andrea Doria aus den Gewäſſern von Sta Maura weichen. Die drei Fahnen der Verbündeten hatten einen Augenblick auf Caſtelnuovo im Meerbuſen von Cattaro geweht: den türkiſchen Anſtrengungen gelang es jedoch dieß Caſtell wieder zu erobern.

Eben darum aber fühlte man die Nothwendigkeit um ſo dringender ſich zuſammenzunehmen. Der Kaiſer erklärte im November, daß er im nächſten Frühjahr mit wenigſtens 60000 M. im Felde zu erſcheinen denke, von welchen die Hälfte aus Deutſchen beſtehen ſollte. Die kaiſerlichen Miniſter gaben die Hofnung nicht auf, den König von Frankreich zu ernſtlicher Theilnahme herbeizuziehen.

Und in dieſem Augenblick nun, wo ein begonnenes gemeinſchaftliches Unternehmen mit allgemeiner Anſtrengung durchgeſetzt werden ſollte, — brachte der unüberlegte Eifer eines ſelbſtſüchtigen Dieners jene Streitigkeiten in Gang, welche die deutſchen Kräfte, auf die man vorzüglich rechnete, in ſich ſelbſt aufzureiben, ja eine allgemeine Entzweiung herbeizuführen drohten.

Anſtand zu Frankfurt.

Ein ſehr beſonderes Schwanken, Hin und wieder-wogen, das wir überhaupt in dem politiſchen Leben jener Jahre bemerken. Es ſind ſo viele eigenthümliche Gegenſätze vorhanden, — der abendländiſchen Chriſtenheit und der Osma-

nen, der Krone Frankreich und des Hauſes Öſtreich, der Proteſtanten und der römiſchen Kirche, noch immer auch des Papſtthums und des Kaiſerthums, der geiſtlichen und der weltlichen Gewalt, — minder bedeutender zu geſchweigen, — und jede Macht hat ſo viel Antheil an ihrem Streit, daß es der Politik und dem Willen der Einzelnen faſt unmöglich wird, ſich in einem conſequenten, nach allen Seiten wohl erwogenen Gange zu bewegen. Den verſchiedenen Tendenzen wird zuweilen freier Lauf gelaſſen, oder ſie ſind ſtark genug, ſich ſelber Bahn zu brechen, die Werkzeuge der höchſten Gewalt unter ihren Einfluß zu bringen.

Eben hiedurch geſchah es, daß die Politik des Kaiſers und des Hauſes Öſtreich in einen inneren Conflict gerieth, der die größten Gefahren in ſich ſchloß, und aus dem man ſchlechterdings herauszukommen ſuchen mußte.

Zuerſt empfanden dieß die beiden dieſſeitigen Regierungen, in Öſtreich und den Niederlanden.

König Ferdinand durfte nicht nur auf keine Hülfe deutſcher Fürſten rechnen, wenn zwiſchen ihnen der Krieg ausbrach, ſondern er hätte in denſelben thätig eingreifen müſſen. In dieſem Falle würde auch König Franz ſich ſchwerlich ruhig verhalten haben. Wenigſtens der Landgraf ſprach noch immer von Erbietungen die man ihm von Frankreich aus mache; er meinte, bei der Unſicherheit der Verhältniſſe welche die Äußerungen Helds kund gegeben, und der Gefahr vom Kaiſer angegriffen zu werden, könne man ihm nicht verdenken, wenn er die franzöſiſchen Anträge nicht ganz von der Hand weiſe.

In den Niederlanden ſah man ein, welche Gefahr ein

zuſammentreffender Angriff von Frankreich und von Niederdeutſchland her in ſich ſchließen würde. Königin Maria nannte Held einen Buben und Heuchler: ſie fragte über das Verfahren deſſelben bei dem Kaiſer an, der dann antwortete, er wiſſe nichts davon; ſie ſäumte nicht, dem Landgrafen von Heſſen beruhigende Eröffnungen zugehn zu laſſen.

Den beiden Regierungen kam es nun, wie man denken kann, in hohem Grade erwünſcht, daß ſich in der Mitte der kriegsbereiten Parteien doch auch eine Tendenz zum Frieden und zur Verſöhnung erhob.

Sie gieng von den Mitgliedern der bisherigen Majorität aus, die troß dem daß ſie das waren, an dem Verfahren des Kammergerichts kein Wohlgefallen fanden und dem Bunde von Nürnberg nicht anhiengen.

In Oberweſel ward eine Zuſammenkunft der rheiniſchen Churfürſten gehalten, auf welcher die gemäßigte Meinung das Übergewicht behauptete und eine Vermittelung beſchloſſen wurde. [1] Indeſſen kam der junge Churfürſt von Brandenburg, Joachim II, ſeiner böhmiſchen Lehen halber zu Bauzen mit dem römiſchen König zuſammen. Er hatte ſich ſo eben in zweiter Ehe mit einer polniſchen Prinzeſſin vermählt, und war dadurch der Schwager des König-Woiwoden Zapolya geworden. Keinem Reichsfürſten konnte ſo viel wie ihm an der Aufrechthaltung des zwiſchen Zapolya und dem Hauſe Öſtreich geſchloſſenen Verſtändniſſes und der Unterſtützung beider durch die Macht des Reiches liegen. [2] Er

1. Schreiben der Verſammelten an Churfürſt Joachim vom 12 Auguſt. Auch der Cardinal von Mainz war geneigt, wenn man ihn nur wolle.

2. Wie enge dieſe Dinge zuſammenhängen, zeigt das Schrei-

machte dem König das Anerbieten eine Ausgleichung in dieſer Angelegenheit zu verſuchen, und dieſer gieng mit Freuden darauf ein.[1] Mit Einwilligung der Proteſtanten ward ein Tag zu Frankfurt am Main feſtgeſetzt,[2] wo Joachim II und Churfürſt Ludwig von der Pfalz zu dieſem Werke ſchreiten ſollten. König Ferdinand fand es täglich dringender, nothwendiger. Nachdem der Churfürſt von Brandenburg die Reiſe nach Frankfurt ſchon angetreten hat, ſchickt er ihm noch einen ſeiner Räthe nach, um ihn aufzufordern, keinen Augenblick zu verlieren, ſondern nach Frankfurt fortzueilen: ſchon ſeyen Heſſen und Würtenberg in Waffen; an andern Orten beginne man ſich zu rüſten; was laſſe ſich von einem Ausbruch des Krieges anders erwarten als Zerrüttung und Verderben der deutſchen Nation und Verſtärkung ihres Erbfeindes, des Türken.

Die Entſcheidung aber mußte, wie ſich verſteht, vom Kaiſer ausgehn.

Schon in Bezug auf ſein Verhältniß in Deutſchland gerieth der Kaiſer durch die Verhandlungen Helds in die größte Verlegenheit.

Könnte man denn wirklich glauben, daß ihm an der

ben von König Sigmund von Polen an Ferdinand, Cracau 7 Sept. 1539: Neque prius eo adducta est S. Maj. Regia (Sigismundus) ut ser. filiam suam ser. D° Hungariae regi elocaret, quam majestatem ejus pacem concordiam amicitiam cum ser. Romanorum inivisse certo accepisset.

1. Schreiben Ferdinands an Joachim vom 28 Juni 1538, worin er nur die Beſorgniß ausdrückt, daß der Kaiſer in dieſer „hochwichtigen Sache Macht zu ſchließen nicht geben werde."

2. Die Geſandten Joachims, Trott und Schlieben, unterhandelten mit den Räthen Philipps und Johann Friedrichs im Auguſt zu Eiſenach.

Ausführung des rechtlichen Krieges, wie ihn die ſüddeutſchen und norddeutſchen Feinde der Proteſtanten beabſichtigten, ernſtlich etwas gelegen hätte? Der Vortheil wäre doch im Fall des Sieges den Ständen ſelbſt zu Gute gekommen, die ſich dann leicht einmal mit dem Papſt zu ſeinem Nachtheil verbünden konnten.

Darum durfte er die Verhandlungen ſeines Agenten jedoch nicht gradehin für unbefugt und ungültig erklären. Offiziell als Reichsoberhaupt und Vogt der römiſchen Kirche konnte er ſich von dem kirchlich geſinnten Theile der Stände, deſſen gute Meinung und Beiſtimmung ihm in tauſend Rückſichten unentbehrlich war, ſo wenig trennen wie ſein Bruder das gewagt hatte.

Noch viel weniger aber durfte er den Krieg ausbrechen laſſen, in dem Augenblick wo ein großes Vorhaben gegen den Erbfeind, wozu er vor allem des innern Friedens bedurfte, ins Werk geſetzt werden ſollte.

Unter dieſen widerwärtigen Umſtänden verfuhr er wie ſeine Natur es mit ſich brachte. Er mißbilligte das Verfahren ſeines Geſandten nicht in ausdrücklichen Worten: aber er hütete ſich fürs erſte, die Nürnberger Einung zu beſtätigen; erſt ſpäter hat er dieß gethan, als der gefährliche Augenblick vorübergegangen war. Zu nicht geringem Erſtaunen gereichte es damals dem Herzog Georg, der in allem Ernſte der beſte Verbündete des Kaiſers zu ſeyn glaubte, daß die Mandate nicht erſcheinen wollten, welche Held aufs beſtimmteſte angekündigt. Zugleich aber that der Kaiſer doch das, was die vorliegenden Umſtände, der Gang ſeiner Politik nothwendig machte. Er entzog dem Dr Held ſein Vertrauen,

ſchen Reichsſtädte hindert ihn nicht mit denſelben in Verbindung zu treten. Er zeigt ſich ſchon in ſeinen Briefen ein wenig geſchwätzig: im Geſpräch bei den deutſchen Gelagen, die er liebte, ſoll er dieß in hohem Grade geweſen ſeyn; aber zugleich finden wir ihn immer thätig, immer bei der Sache, und dem Winke ſeines Herrn gehorſam.

Der Lage der Dinge entſpricht es nun ſehr gut, daß der Kaiſer dieſen Mann zur Unterhandlung in Frankfurt abordnete.

In ſeiner Inſtruction ward er mit Bezugnahme auf die zu Nizza und Aiguesmortes getroffene Abrede angewieſen, einen Stillſtand mit den Proteſtanten zu treffen. Es verſteht ſich, daß er ſo günſtige Bedingungen zu erhalten ſuchen ſollte wie möglich. Die Beurtheilung dieſer Möglichkeit aber und deſſen was überhaupt geſchehen könne, ward ihm ſelbſt überlaſſen. [1]

Am 23 Februar 1539 traf der Erzbiſchof von Lunden in Frankfurt ein. Den Tag darauf, dem Geburtstag des Kaiſers, zogen die beiden Fürſten welche die Vermittelung übernommen, mit aller Feierlichkeit zu ihm auf den Römer. Die Verhandlungen wurden eröffnet.

Anfangs aber waren die beiden Parteien noch weit von einander entfernt.

Die Proteſtanten, die ſich an den letzten Verwirrungen unſchuldig fühlten, und jetzt den Vortheil hatten, angegangen, aufgeſucht zu ſeyn, trugen nicht länger Bedenken mit den Forderungen hervorzutreten, deren Gewährung ihnen die

1. Que la chose se conduyse selon le tems et l'exigence des termes ou savez et entendez que les affaires publiques sont et que trouverez l'etat de ceux de la Germanie.

volle Wohlthat eines ſicheren Beſtehens verſchaffen ſollte: ſie verlangten einen „beſtändigen, wahrhaftigen, undisputirlichen Frieden“, der durch kein Concilium, keine Reichsverſammlung wieder rückgängig gemacht werden könne, auch für die gültig welche die Confeſſion erſt in Zukunft annehmen würden. Ferner brachten ſie, wovon zunächſt alles abhieng, die Beſetzung des Kammergerichts mit Mitgliedern von ihrem nicht minder als dem andern Bekenntniß in Antrag. Um für dieſen Fall eine Unzahl von Streitigkeiten von vorn herein abzuſchneiden, ſchlugen ſie vor, daß ſich kein Theil um die Kirchengüter in fremden Gebieten zu bekümmern habe. Der König von Dänemark, der Herzog von Preußen, die Städte Riga und Reval, auch der Herzog von Liegnitz ſollten in dieſen Frieden eingeſchloſſen ſeyn. [1]

Lunden kam dagegen anfangs wieder auf die nürnbergiſche Abkunft zurück; ſo durchgreifende Änderungen wie die vorgeſchlagenen, wies er ganz von der Hand. Ferdinand hatte erklärt, er betrachte ſie als unverträglich mit den Pflichten gegen die Religion; Lunden fügte hinzu: auch mit den Pflichten gegen die Reichsſtände, ohne deren Genehmigung Dinge dieſer Art nimmermehr vorgenommen werden könnten. [2]

Die Unterhandlung war eine Zeitlang ſo gut wie abgebrochen. [3]

1. Unvorgreifliche Fürſchläge, Irrungen in Religion Sachen zu Friede zu bringen, ſchon am 14 Dec. Joachim übergeben. Eingabe Sonnabend nach Invocavit, 1 März, im weim. Arch.

2. Reminiſcere, 3 März, Berl. Arch.

3. Mittel und Vorſchläge der beiden Churfürſten, Mittwoch nach Oculi, 12 März. Sie bemerken, daß die Meinungen beider Theile ſo weit von und gegen einander daß an keine Ausſöhnung zu denken ſey.

Es verſteht ſich, daß dann auch Niemand etwas gegen die Türken zu thun geneigt war: weder die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, ſagt Lunden, noch auch ihre Gegner; ſie hatten nur Luſt ihre Kräfte gegen einander zu meſſen.

Und indem liefen neue Nachrichten von den Fortſchritten der Türken, einem großen im nächſten Sommer zu fürchtenden Anfalle ein.[1] Hierauf durch ein Schreiben der Königin Maria noch beſonders dazu aufgefordert, entſchloß ſich Lunden endlich, den Proteſtanten einen Schritt näher zu treten.[2]

Am 25 März meldet er dem Herzog Georg: er habe ſich alle mögliche Mühe gegeben, diejenigen abzuſondern, die nach dem nürnbergiſchen Vertrag zu den Proteſtirenden getreten: ſolle aber Friede bleiben und Hülfe gegen die Türken geleiſtet werden, ſo müſſe er auf dieſe Beſchränkung Verzicht leiſten. „Wir thun nicht wie wir können," ſagt er, „ſondern wie wir müſſen."

Eben dieß iſt das große Zugeſtändniß, zu welchem er ſich verſtand. Er bewilligte Anſtand und Suspenſion der Proceſſe auf 18 Monat, für alle die, welche ſich jetzt zur augsburgiſchen Confeſſion hielten.

Auch dieß Mal giengen die Proteſtanten nur ſchwer daran, ein ſolches Jetzt ſich gefallen zu laſſen; ſie entſchloſſen ſich endlich dazu, aber nur unter der Bedingung, daß

1. Copi den 24 Mertzen zu Venedig.

2. „Montag nach Judica (24 März) iſt dieſer Fridſtand abermals von dem keyſ. Orator und den Unterhendlern beider Churfürſten übergeben worden." (Berl. Arch.) Dieſe Vorſchläge ſind die Grundlage des ganzen Friedens und ſo weit ſie nicht abgeändert worden, wörtlich darin aufgenommen.

Schriftwechſel welcher der Zuſammenkunft vorhergieng, hatte auch Joachim II die Hofnung und den Wunſch einer definitiven religiöſen Vergleichung durchblicken laſſen.[1]

Und mußte es nicht den Proteſtanten höchlich erwünſcht ſeyn, daß der Kaiſer, der ſich unaufhörlich wiederholenden Verzögerungen müde, jetzt ſelbſt des Conciliums das ſie verworfen nicht mehr gedachte, ſondern eine Vereinigung der Stände unter ſich in Ausſicht ſtellte?

In Frankfurt war die päpſtlich-geſinnte Partei eigentlich gar nicht repräſentirt. Zwiſchen Männern der gemäßigten, vermittelnden Geſinnung und den Proteſtanten wurden alle Verabredungen getroffen.

Und ſo beſchloß man denn, daß auf einer noch im nächſten Sommer zu haltenden Verſammlung der Stände ein Ausſchuß gelehrter Theologen und verſtändiger Laien, beides Männer von Gottesfurcht und Friedensliebe, ernannt werden ſolle, um „auf eine löbliche chriſtliche Vereinigung zu handeln.“ Kaiſerliche und königliche Bevollmächtigte ſollten daran mitarbeiten. Was der Ausſchuß beſchließen würde, ſolle anweſenden und abweſenden Ständen mitgetheilt und vom Kaiſer ratificirt werden.

Und nicht allein war hiebei auf die Selbſtändigkeit des clericaliſchen Prinzipes keinerlei Rückſicht genommen: als die Frage aufgeworfen ward, ob ein päpſtlicher Nuntius bei den Verhandlungen zugelaſſen werden ſolle, verweigerten dieß die

1. In einer Schrift betitelt: Vorſchläge aus dem Cadaniſchen Vertrage gezogen, an Philipp von Heſſen gerichtet: „Da ſolches geſchaffen, werden die Wege zu finden ſeyn, einmal zu Vergleichung und einmüthigem Verſtand der chriſtlichen Religion zu kommen.“

Proteſtanten: die Vermittler erklärten nichts weiter als: es ſolle in dem Willen des Kaiſers ſtehen. [1]

Dahin vereinigte man ſich am 19ten April 1539 zu Frankfurt am Main; und obgleich es dadurch nun nicht zu dem definitiven Frieden gekommen war, den man anfangs beabſichtigt, obgleich namentlich die Städte ſich beklagten, daß ſie noch immer nicht von den Anfechtungen der geiſtlichen Gewalt befreit würden, ſo leuchtet doch ein, welch ein großer Fortſchritt für die Proteſtanten in den Frankfurter Verabredungen lag.

Ihre Abſicht war, ſich der beiden aus der bisherigen Conſtitution hervorgehenden feindlichen Gewalten, des im Sinne ihrer Gegner eingerichteten Kammergerichts, und des zwar noch lange nicht zu Stande gebrachten, aber doch angekündigten und von ihnen verworfenen päpſtlichen Conciliums zu entledigen.

Sie hatten jetzt, zwar nur vorläufig, aber doch bis auf einen gewiſſen Grad beides erreicht.

Die Proceſſe, mit denen namentlich die ſpäter eingetretenen Mitglieder ihres Bundes bedroht worden, hörten jetzt wirklich auf gefährlich zu ſeyn. Der Bund der zur Ausführung der ergehenden Achtserklärungen geſchloſſen worden, hatte wenigſtens den Kaiſer nicht mehr auf ſeiner Seite.

Auch von einem Concilium ſprach man fürs Erſte nicht mehr. Einer einheimiſchen deutſchen Verſammlung ſollte die Entſcheidung der ausgebrochenen Irrungen vorbehalten bleiben.

Eine Modification der öffentlichen Gewalt und des Rechtes, unter ihrer eigenen Theilnahme, durch welche ihr Beſte-

1. Abſchied von Frankfurt § 11 — 14.

hen in ihrem gegenwärtigen Zuſtand aller Gefahr überhoben würde, ſchien nicht länger vorenthalten werden zu können.

Aus alle dem Getriebe widerſprechender und zweifelhafter Bewegungen, das wir begleitet, erhob ſich doch zuletzt ein großes Reſultat: der Bund von Schmalkalden erfocht einen entſchiedenen Sieg über den Bund zu Nürnberg.

Es verſteht ſich wohl, daß dieß nun nicht ohne die größten weiteren Folgen bleiben konnte.

In dem innern Deutſchland mußte das Vertrauen zur proteſtantiſchen Sache unermeßlich wachſen. Zugleich aber ließ ſich vorausſehen, daß die gefaßten Beſchlüſſe an dem Hofe zu Rom, dem ſie entgegengeſetzt waren, Widerſtand und Gegenmaaßnahmen der entſchiedenſten Art hervorrufen würden.

Betrachten wir erſt das Eine, dann das Andre.

Drittes Capitel.

Weitere Ausbreitung der Reformation in den norddeutſchen Gebieten.

Reformation in dem albertiniſchen Sachſen.

Noch immer herrſchten hier, bereits hoch in Jahren, die beiden Söhne Herzog Albrecht des Beherzten, Georg und Heinrich.

Selten mag es Brüder von entgegengeſetzteren Eigenſchaften gegeben haben als dieſe beiden.

Georg, der bei weitem den größten Theil der Lande inne hatte, zeigte ſich allezeit als ein Mann von buchſtäblicher Geſetzlichkeit, herbem Eigenſinn und durchgreifender Thatkraft. In ſeinem Lande hielt er ſtrenge Ordnung, kein Übergriff der Mächtigen wäre geduldet worden; dagegen ließ er auch dieſen ihre Rechte, nirgend war das ſtändiſche Weſen weiter ausgebildet, höher geachtet: der Herzog wußte dabei doch ſeinen Willen durchzuſetzen, ſeine Geldforderungen, wie ſtark ſie auch ſeyn mochten, wurden in der Regel bewilligt. Herzog Georg war in allen Dingen pflichtgetreu; die Vormundſchaft über Anhalt führte er, nachdem er ſie einmal übernommen, mit muſterhafter Sorgfalt; auf die Erfüllung deſſen was er verſprach, konnte man allezeit zählen.

Georg meinte, nach dem Spruche der Schrift, daß die Eltern den Kindern und dieſe wieder den ihren ſagen ſollten, was ihnen von Gott und dem Geſetz bewußt, ſo wolle auch er des Glaubens, den er einſt von ſeinem gnädigen Herrn Vater und ſeiner herzlieben Mutter gelernt, leben und ſterben. [1] Die Lehre Luthers von der alleinſeligmachenden Kraft des Glaubens ſchien ihm ohnehin verderblich, denn ſie mache ruchloſe Leute. Er kam nie darüber weg, daß Luther ein ausgetretener unkeuſcher Mönch ſey. Bei jedem ſeiner Vettern, die nach einander zur Regierung gelangten, machte er einmal einen ernſtlichen Anlauf, um denſelben zu ſtürzen. Da dieß zu nichts führte, ſo beſchloß er wenigſtens ſelbſt dem Irrthum zu widerſtehn „mit allen Kräften, — wie er ſich einmal ausdrückt — allem Vermögen, aller Macht, bis in den Tod.“ Nirgends fand die neue Lehre größern Beifall als in ſeinem Lande: fiel doch ſelbſt ein Kloſter, zu dem er mit eigner Hand den Grundſtein gelegt, und das er mit den zuverläßigſten Leuten beſetzt zu haben glaubte, zu derſelben ab; nirgend aber ward ſie auch mit anhaltenderer Strenge verfolgt. Wir haben die Edicte, die Jahr für Jahr dagegen ergiengen; man las ſie an großen Tafeln, die auf den Landſtraßen aufgeſtellt, an den Wirthshäuſern angebracht waren, und ohne Rückſicht wurden ſie gehandhabt. Neigte ſich ein vornehmerer Landſaſſe dahin, ſo wurden ſeine Unterthanen von ihren Pflichten gegen ihn freigeſprochen; war es ein Beamter, ſo ſollte ſein Ende am Rabenſtein ſeyn; ein Prieſter, der in Luthers Sinn geſchrie-

1. Briefwechſel mit Georg von Anhalt: Beckmanns Anhaltiſche Geſchichte Bd VI.

ben, ward gezwungen (kaum überwindet man ſich es zu erzählen) ſein Buch aufzueſſen; Gemeine wurden mit allem Schimpfe, den die bürgerliche Gewalt anzuthun vermag, aus dem Lande gejagt.[1] Georg mochte damit eine Pflicht zu erfüllen glauben, doch war er auch von Natur geneigt, der Welt ſeinen Sinn mit Gewalt aufzuzwingen.

Dagegen war nun an dem Freiberger Hofe nicht daran zu denken, daß man dem reformatoriſchen Elemente Einhalt gethan hätte. Gar bald wurden die Faſten gebrochen; evangeliſche Prediger erſchienen: eben die welche von Georg vertrieben worden, fanden dieſſeit Aufnahme und erwarben ſich zuweilen, wie Anton von Schönberg, vorwaltenden Einfluß am Hofe. Die Herzogin, Catharina von Meklenburg, nahm daran den Antheil einer eifrigen Bekennerin. Der Herzog ſelbſt ward allmählig auch gewonnen und überzeugt. Kein Wunder, wenn er ſich überhaupt, dem feindlichen Bruder gegenüber, näher an die erneſtiniſchen Stammesvettern anſchloß; er trat endlich in den erweiterten ſchmalkaldiſchen Bund.

So ſtellten ſich in dem albertiniſchen Gebiete die beiden Meinungen, welche Deutſchland entzweiten, einander auf das ſchroffſte gegenüber. Auf der einen Seite ſtand der bei weitem mächtigere Fürſt, von ergebenen Räthen, den gewaltigſten unter den Landſaſſen und einigen heftigen antilutheriſchen Schriftſtellern umgeben, mit aller Kraft der Staatsgewalt ausgerüſtet. Auf der andern der kleine Freiberger Hof, Zufluchtsort der Verjagten, aber durch die allgemeine ſtille Hinneigung des Landes doch nicht unbedeutend. In Leipzig ſah man noch an dem Palmſonntag 1537 den Her-

1. Vgl. Gretſchel: Kirchliche Zuſtände Leipzigs p. 221.

Mitglieder des halliſchen Bundes, welche die Schlichtung derſelben übernahmen und dem ältern Bruder Recht gaben, beeinträchtigt, beleidigt. Unwillig entfernte er ſich von einer in dieſer Sache nach Halle berufenen Tagſatzung; mit ſeinem Schwiegervater Heinrich von Braunſchweig hielt er noch einmal eine beſondre Zuſammenkunft, auf dem Wege zwiſchen Naumburg und Weißenfels; aber auch mit dem allein konnte er ſich nicht verſtändigen. Nun war Johann von den evangeliſchen Meinungen ſchon längſt ergriffen: man hatte wohl noch bei ſeines Vaters Lebzeiten bemerkt, wie er ſich von dem Hochamt, zu dem ihn dieſer mitnahm, heimlich entfernte; allmählig ward er von der Wahrheit nicht einer und der andern Lehre, ſondern des ganzen Syſtems, wie es in Wittenberg gepredigt ward, durchdrungen. Darf es uns Wunder nehmen, wenn er einem Bunde nicht mehr angehören wollte, von dem er ſich in geiſtlichen Dingen beſchränkt, in weltlichen nicht beſchützt ſah? Er war in alle ſeinem Thun entſchieden bis zum Eigenſinn, durchgreifend und muthig: er wollte auch etwas ſeyn, und den Weg einſchlagen den er für den rechten hielt. Und ſo riß er ſich nicht allein von dem halliſchen Bunde los, ſondern er trat zu dem entgegengeſetzten, dem ſchmalkaldiſchen über. Er that dieß, wie er ſagt, weil er keine andre Möglichkeit ſehe, bei dem göttlichen Wort und der einmal erkannten Wahrheit zu bleiben. Was er ſchon begonnen, der veränderten Religion in ſeinem Landestheile — der Neumark mit Cottbus und Peitz — Raum zu machen, das ſetzte er, auf dieſen Rückhalt gelehnt, nunmehr um ſo nachdrücklicher fort.[1]

1. In dem Berliner Archiv finden ſich die Briefe die Mark-

weitem überſtiegen: wie es denn überhaupt nicht ſein Talent war Geldgeſchäfte zu führen. Unaufhörlich finden wir ihn bauen, Schlöſſer in den Städten, Jagdhäuſer in der Tiefe der Gehölze, an den breiten Gewäſſern die hie und da dem Lande eine gewiſſe Anmuth verleihen, Kirchen und Dome mit hohen Thürmen und weitſchallenden Glocken darauf: er wollte Gott nur an würdiger Stätte ſo wie mit Ehrfurchterweckenden Cerimonien verehren. An der religiöſen Bewegung der Zeit nahm auch er, auf ſeine Weiſe, innerlich Theil.

Sie berührte ihn vielleicht zuerſt im Geſpräch mit dem vertriebenen Dänenkönig Chriſtian II, ſeinem Oheim, der ſich lange am brandenburgiſchen Hofe aufhielt; dann durch ſeine Mutter, die ihrem Gemahl entflohen eine Freiſtätte in dem erneſtiniſchen Sachſen gefunden, Luthern zuweilen bei ſich ſah, oder wohl ein paar Wochen in ſeinem Hauſe zubrachte. Eine entſchiedenere Hinneigung zeigte er, als ein italieniſcher Gelehrter, der am römiſchen Hofe gut bekannt war, ihm erzählte, Papſt Clemens VII, dem man eines Tages ſeine uneheliche Geburt vorgeworfen, habe lachend erwiedert, er theile dieß Schickſal mit Chriſtus. Empört über dieſe Blasphemie ließ der junge Markgraf Luthern einen gnädigen Gruß entbieten. In dem Innerſten ſeiner Seele bereiteten ſich Abneigung und Hinneigung vor. Beſonders die Lehre von der Rechtfertigung allein durch Chriſtus machte auf ihn einen großen Eindruck. Er ſelbſt hat geſagt, er habe hauptſächlich aus den alten Kirchengeſängen, für die er eine beſondere Vorliebe hegte, und aus andern Denkmalen des kirchlichen Alterthums die Überzeugung geſchöpft, daß Luthers Auffaſſung

die reformatoriſchen Ideen einen großen Theil der Bevölkerung ergriffen: in den Ständen aber, offiziell, hatten ſie im September 1538 noch keine Repräſentation gefunden.

Jetzt erſt, im Februar und März 1539, während der Fürſt in Frankfurt war, traten in einzelnen, aber eben den bedeutendſten Mitgliedern der Stände unzweifelhafte Manifeſtationen der Hinneigung hervor.

Am 13ten Februar wurde die Bürgerſchaft von Berlin und Cölln zuſammenberufen, um ein Verbot fremder Kriegsdienſte zu vernehmen. Dieſe Gelegenheit ergriff ſie, um ihren Wunſch auszuſprechen, in den nächſten Oſtern das Sacrament unter beiderlei Geſtalt zu genießen. Bürgermeiſter und Räthe beider Städte ſäumten nicht, dieß Geſuch zu dem ihren zu machen und es ſo an ihren Herrn zu bringen, der die Erfüllung deſſelben ſchon hatte hoffen laſſen.[1]

Lag darin vielleicht ein Grund mit, weshalb ſich der Biſchof von Brandenburg um die öſterliche Zeit nach Berlin verfügte? Als er auf dem Rückwege nach Teltow kam, erſchienen die Edelleute des Landes in dem Hauſe des dortigen Erblehnrichters von Schwanebeck in ziemlicher Anzahl, und drückten ihm ihren Entſchluß aus, „die reine göttliche Lehre anzunehmen und ſtandhaft zu bekennen.“

Das Außerordentlichſte war nun, daß dieſer Biſchof ſelbſt, Matthias von Jagow, ſich entſchloß die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Er fand, daß das im Grunde die Bedeutung ſeines biſchöflichen Amtes ſey. „Da ſey ihm

1. Geſuch der Rathmanne zu Berlin und Cöln an den Churfürſten, wegen Veränderung des Gottesdienſtes, 15 Febr. 1539. Bei Fidicin, Beiträge zur Geſchichte der Stadt Berlin, II, 336.

gen zurück, nur den Urkunden des Glaubens erkannte man fortan religiöſes Anſehen zu. Der Werth der kirchlichen Werke und der ganze bisher gebotene Dienſt fielen in ſich ſelbſt zuſammen.[1] Mochte dann auch manche andre Äußerlichkeit beibehalten werden, wie es hier geſchah, ſo war doch die Hauptſache gethan: die reformatoriſche Bewegung ward ihrem Weſen nach aufgenommen.

Joachim fühlte ſich glücklich, daß er ſo weit gekommen. „Wir wollen Gott bitten," antwortete er auf ein glückwünſchendes Schreiben des Fürſten Georg von Anhalt, „daß er uns in dem angefangenen Werke Beſtändigkeit verleihe, bis auf unſre letzte Stunde."[2] Die Art wie er von dieſer Tugend redet, „damit er nicht wie ein leichtes Rohr von den Winden hin und her geweht werde," zeigt faſt eine Beſorgniß an daß es geſchehen könnte. Aber ich denke, ſie bürgt auch um ſo mehr für die Reinheit der Motive aus denen der Entſchluß hervorgieng.

Sein Standpunct überhaupt und der Grund, aus welchem er ſeine Befugniß zu dieſem Verfahren herleitet, erhellt aus den Vorreden zu den verſchiedenen Theilen der Kirchenordnung, die er unverzüglich zu Stande brachte.[3] Er geht

1. Mit großer Naivetät drückte ſich über den Sinn des Evangeliſchwerdens der alte Prediger aus, deſſen Schmidt (Brandenburg. Reformationshiſt. p. 185.) aus Scultetus gedenkt.

2. Schreiben des Churfürſten vom 30ſten Nov. in dem anhaltiſchen Archiv zu Deſſau.

3. Kirchen Ordnung im Churfurſtenthum der Marcken zu Brandemburg, wie man ſich beide mit der Leer vnd Ceremonien halten ſol. M. D. XL. Bei der Abfaſſung derſelben iſt unter andern auch Georg von Anhalt zu Rathe gezogen worden. Die Lehrartikel ſind faſt durchweg aus der fränkiſch-brandenburgiſchen Kirchenordnung herübergenommen.

beſaß, auf dem linken Elbufer zu den reformatoriſchen Einrichtungen ſchritt, ſich auf dem rechten, wo er das nicht konnte, an den Biſchof von Brandenburg gehalten haben würde, hätte dieſer nur nicht die ihm präſentirten verheiratheten Candidaten zurückgewieſen. Nunmehr aber war dieſer Biſchof, Matthias von Jagow, den Ideen der Reform ſelber beigetreten. „Gelobt ſey Gott," ſchreibt ihm Fürſt Georg, „der Ew Liebden ſeine Gnade verliehen hat, den vornehmſten Theil ihres biſchöflichen Amtes nun in der That ausüben zu können." Der Biſchof weigerte ſich nicht länger, den anhaltiſchen Candidaten die Weihen zu geben. Fürſt Georg, der eben auch die hierarchiſchen Gebräuche, bei denen er hergekommen, nur ungern fallen ließ, konnte jetzt wieder nach ſeinen urſprünglichen Abſichten verfahren.

In weiterer Entfernung fühlte ſich durch das Beiſpiel der brandenburgiſchen Brüder auch die Schweſter, die Herzogin Eliſabeth von Braunſchweig Calenberg, vorwärts getrieben: nach einem Beſuch Markgraf Johanns in Münden entſchloß ſie ſich bereits im Frühjahr 1538 mit einigen ihrer Jungfrauen und Mägde das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu empfangen.[1] Ihr Gemahl Erich war anderer Geſinnung, doch hinderte er ſie nicht: er ſagte wohl, da ſie ihn in ſeiner Religion nicht irre, wolle er ſie auch in der ihren nicht beunruhigen.[2] Er ſah ihre Meinung noch durchaus als Privatſache an. Eine ganz andre Bedeutung bekam dieſelbe aber, als Erich bald nachher ſtarb, und mit der

1. Es war Sonntag Judica, 7 April: Havemann Herzogin Eliſabeth p. 38.

2. Rehtmeyer Braunſchw. Chronicon T. II, p. 790.

hervorbrachten. „Möchte ich mich täuſchen,“ ruft Cardinal Poole aus, „aber nach meinem Dafürhalten iſt es nicht der König von England, von welchem die Kirche die größten Nachtheile zu beſorgen hat: noch mehr wie einſt Cato fürchte ich die, die ſich mit nüchternem Bedachte zur Zerſtörung der Republik anſchicken.“ [1] Vor kurzem hatte Paul III den ſchon lange vorbereiteten Kirchenbann gegen den König von England ausgeſprochen und den Kaiſer zur Vollſtreckung dieſer ſeiner Sentenz aufgefordert: jetzt mußte er beſorgen daß dieſer Fürſt vielleicht ſelbſt auf ein Schisma denke.

Natürlich verſäumte er nichts, um den Kaiſer zur gewohnten Ergebenheit zurückzuführen. Der Nuntius Ricci, der eben wegen andrer Geſchäfte nach Spanien gieng, ward zu energiſchen Proteſtationen ermächtigt: die Inſtruction die er empfieng mag leicht eine der heftigſten ſeyn welche vom römiſchen Hof in dieſer Angelegenheit ausgegangen. [2] Der Erzbiſchof von Lunden wird darin wie ein lügneriſcher Verräther behandelt: die Summe wird genannt, mit welcher er von den Proteſtanten beſtochen worden ſey. Die Schweſter des Kaiſers, Königin Maria, wird unumwunden beſchuldigt den Proteſtanten insgeheim beizuſtehn, ſie zu ermuntern. Der Kaiſer wird auf das dringendſte ermahnt, die Frankfurter Abkunft zu vernichten und dagegen den katholiſchen Bund zu beſtätigen: wo nicht, ſo werde es ſcheinen als wenn er, der erſtgeborne Sohn des apoſtoliſchen Stuhles, ſelbſt von demſelben abweiche.

1. Lettere del C[l] Polo 8 Giugno 1539 bei Quirini II, 158.

2. Rainaldus XXI, 102: jedoch unvollſtändig; vollſtändig in Quirini Lettere di C[l] Polo III, CCIX; eine Überſetzung in Münters Beiträgen zur Kirchengeſchichte, 108.

Vor dieſem antiproteſtantiſchen Intereſſe verſchwand das osmaniſche. Der Papſt trug kein Bedenken die Unterhandlungen der Venezianer gut zu heißen. Er war ſehr zufrieden, daß Franz I ſeine Verbindung mit dem Großherrn benutzte um auch für die übrigen Mächte des Bundes Unterhandlungen anzuknüpfen. Dem franzöſiſchen Geſandten, der ſich zu dieſem Zwecke nach Conſtantinopel begab, ſagte er, der König werde ſich damit das Lob Gottes und der Menſchen verdienen. [1]

Hatte er bisher eben um des osmaniſchen Krieges willen das gute Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer und dem König herzuſtellen geſucht, ſo ſtieg ihm nun der Gedanke auf, den Kriegskräften der beiden Fürſten eine gemeinſchaftliche Richtung gegen die von der römiſchen Kirche Abgewichenen zu geben: beinahe wie einſt in den hierarchiſchen Jahrhunderten die Päpſte die Waffen der Gläubigen bald gegen die Saracenen, bald gegen die Ketzer ins Feld geführt haben. Mit großem Eifer brachte Paul III die Friedensunterhandlungen und zunächſt die alten Vorſchläge über die Abtretung von Mailand wieder in Gang. Er ließ ſich vernehmen: wenn der Kaiſer noch immer verweigern wolle darauf einzugehn, ſo würde er beweiſen daß er zum Verderben der Chriſtenheit geboren ſey. Unter dem Wort-Chriſtenheit verſtand er das geſchloſſene Syſtem der römiſchen Kirche, und er behauptete nicht ohne Grund, daß dieß durch die Connivenz des Kaiſers in dieſem Augenblick höchlich gefährdet ſey.

Wir wiſſen in welchen Schwankungen die Politik des

1. Le protonotaire Monluc au roi 20 Oct. 39. Ribier I, 476.

und dringend Johann Friedrich von Sachſen die Beſtätigung ſeiner jülichſchen Heirathsverträge — ſeine Gemahlin Sibylla war die Schweſter des Herzog Wilhelm — gefordert hatte: ſie gaben ihm eventuelle Anſprüche auf alle dieſe Länder. Das hatte nun aber mehr zu bedeuten als jemals früher, da der Churfürſt von Sachſen an der Spitze des ſchmalkaldiſchen Bundes ſtand. Schon wollte man am kaiſerlichen Hofe wiſſen, der Herzog ſelbſt ſey in förmliches Bündniß mit den Proteſtanten getreten.

Wenigſtens trug derſelbe kein Bedenken auf ein anderes dem kaiſerlichen Hofe nicht minder widerwärtiges Verhältniß einzugehn.

Man kennt die Ehe König Heinrichs VIII mit Anna von Cleve: ſie hat nicht wenig dazu beigetragen, ihm ſchlechten Ruf zu machen. Eben unter dieſen Umſtänden ward ſie geſchloſſen, ſie war durchaus politiſchen Urſprungs. In einem Augenblick wo zwiſchen den katholiſchen Mächten über einen Angriff zugleich auf England und die deutſchen Proteſtanten unterhandelt ward, hatte es für Heinrich Bedeutung und Werth, ſich mit einem Hauſe zu verbinden, welches dem Kaiſer an ſeinen Grenzen Widerſtand leiſtete und mit dem Haupte des ſchmalkaldiſchen Bundes in ſo enger Beziehung ſtand.[1] Wohl ward die junge Prinzeſſin gewarnt, namentlich von ihrer Mutter: aber eine Krone tragen zu können, hatte für ſie, ſo geſetzt und gehalten ſie ſonſt auch war,

1. Auch über eine Vermählung der Prinzeſſin Maria mit dem Herzog von Cleve ward am ſächſiſchen Hofe unterhandelt. Aus den Depeſchen Marillac's vom J. 1539 ergiebt ſich, wie ernſtlich Heinrich VIII in Gefahr zu ſeyn glaubte: die Flotte ward auf 150 Segel gebracht, in dem ganzen Lande ward Muſterung gehalten.

die auf die engſte Vereinigung mit dieſen Stiftern, welche dann nichts als eine Art von Oberherrlichkeit werden konnte, hinzielten, die auf Münſter, ja auf Bremen ähnliche Abſichten zu hegen ſchien, die Aufmerkſamkeit und den Widerwillen der Reichsſtände erregt. Sie waren nicht geneigt, auch Geldern, auf das Cleve wenn nicht über allen Zweifel erhabene, doch auch nicht zu verwerfende Anſprüche beſaß, ohne Weiteres an Öſtreich kommen zu laſſen. Ich weiß freilich nicht, ob den Erklärungen des unglaublich verſatilen bairiſchen Rathes Leonhard von Eck voller Glaube beizumeſſen iſt: aber höchſt merkwürdig iſt doch die Antwort, die er auf die Anfrage was es zu bedeuten habe daß man in Baiern ſo viel Kriegsvorbereitungen treffe, Anfang 1540, dem Landgrafen Philipp gab. Wahrhaftig nicht gegen die Proteſtanten, ſagte er, ſetze man ſich in Verfaſſung, ſondern vielmehr gegen den Kaiſer, deſſen Bündniß mit Frankreich der deutſchen Freiheit Gefahr drohe. Die Fürſten ſeyen uneinig, die Städte weder gerüſtet noch entſchloſſen, die ganze Nation ſtecke — ſo drückte er ſich aus — bis an den Hals im Moor. Erſt den Einen, dann den Andern werde der Kaiſer vornehmen; auch von Baiern ſey mancherlei geſchehen, was er werde rächen wollen.[1] Und ſehr verbreitet waren dieſe Anſichten: man meinte faſt, das Haus Burgund denke die alte Freiheit ganz und gar zu vernichten; in dem Augenblick daß der Kaiſer anlangte, beſchloſſen die Churfürſten, nach der alten Weiſe der Churvereine eine Zuſammenkunft zu Gelnhau-

1. Eck an den Landgrafen Philipp 8 Jan. 1540. Copei was Dr Eck mit dem guten Freunde (wahrſcheinlich Gereon Sailer) und hinwieder der gute Freund mit ihm geredt.

Treuloſigkeit nicht frei zu ſprechen? Wir behalten den Verſuch dieſes pſychologiſche Problem zu löſen uns vor. Hier bemerken wir nur die Thatſache, daß ſeine politiſchen Abſichten ſich allmählig ganz umwandelten.

Zunächſt machte er dem König von Frankreich noch einen Vorſchlag der ſich ſehr gut hören ließ: noch einmal erbot er ſich, ſeine Tochter mit dem Herzog von Orleans zu vermählen, und alsdann dieſem Paare die Niederlande und die Grafſchaft Burgund zugleich mit Geldern und Zütphen, wenn dieß gewonnen werde, zu übertragen; er erinnerte daß dieſe Lande ein Königreich vorſtellen könnten, daß er durch dieß Erbieten die größte Probe ſeiner Freundſchaft für Frankreich ablege. Dagegen ſollte der König nicht allein die alten Verträge von Madrid und Cambrai beſtätigen, — wir ſehen, die mailändiſche Combination fiel hiedurch weg,[1] — ſondern er ſollte auch Savoyen herausgeben, und dafür ſorgen daß die von dieſem Lande durch die Schweizer abgeriſſenen Bezirke dem Herzog zurückgeſtellt würden; er ſollte ſich überhaupt verpflichten das Haus Öſtreich zu unterſtützen, ſowohl in Ungern gegen die Türken als in den Niederlanden gegen den Herzog von Cleve. Zugleich wollte man feſtſetzen, was der König auch in den Sachen des Glaubens, d. h. gegen die Proteſtanten leiſten ſolle.

Und wäre nicht auch dieſer Vorſchlag für Frankreich ſehr annehmbar geweſen? die Abtretung ſo großer und reicher Provinzen, unter welchen Bedingungen ſie auch immer

1. Granvella entſchuldigt dieß mit „muy grandes consideraciones con el rey de Romanos como tan bien de los dichos reinos y paises“: noch immer aber wolle er „indissoluble paz entre las casas, hijos y successores.“ 16 April. (Arch. von Simancas.)

Gerſon habe einſt hundert Mängel der kirchlichen Verfaſſung aufgezählt: von denen ſey keiner gehoben, und viele neue ſeyen hinzugekommen. Ein eifriger Gegner der Proteſtanten, der Auguſtinerprior Johann Hofmeiſter, bemerkt doch, daß man noch fortfahre die unwürdigſten Prieſter zu weihen, daß die höhere Geiſtlichkeit ſich noch immer den kirchlichen Functionen entziehe, auf die Herſtellung der geiſtlichen Güter einen ganz unverhältnißmäßigen Werth lege. Er warnt bereits, an den Gegnern nicht etwa Lehren zu verdammen, welche die alten Väter vorgetragen.[1] Ganz allgemein erhob ſich aus dem Innern der bei dem alten Glauben verharrenden Länder, noch einmal im Sinne der alten Zeit, der Wunſch einer Reformation der Kirche. Ich finde ihn in Dedicationen fremdartiger Bücher, z. B. der Kaiſer-Biographien von Cuspinian, Carl dem V ans Herz gelegt. Jacob Spiegel drückt dem Coadjutor zu Wien, Friedrich Nauſea, die Hofnung aus, ihn auf dem nächſten Reichstag an das Werk der Kirchenreformation Hand anlegen zu ſehen; dann will auch er die ſchöne und geräumige Behauſung die er ſich erbaut, verlaſſen, herbeieilen und an der Arbeit Theil nehmen.[2]

Auch deshalb eröffnete es eine ſo weite Ausſicht daß ſich der Kaiſer bewogen fühlte, Hand an dieß Werk zu legen. Merkwürdig, er hatte die Verabredungen von Frankfurt nicht formell beſtätigt, aber er ſetzte ſie in Vollziehung. In Hagenau ward verabſchiedet, daß von beiden Theilen

ipse in lingua germanica non erat adeo perfectus, et deinde suum judicium indicaret.

1. Epp. ad Nauseam p. 302, 282.
2. Epp. ad Nauseam 15 Nov. 1540 p. 288.

daß der Beſchluß hiezu ſchon im Jahr 1524 gefaßt war. Daß er rückgängig wurde, darin lag der nächſte Anlaß zu dem Zerwürfniß der Nation, zu den Provincialeinrichtungen welche einzelne Stände unternahmen. Aber auch dieſe waren ſo raſch und großartig fortgeſchritten, daß man nun obwohl auf einem ganz andern Standpunct doch jenen Gedanken nothgedrungen wieder ergriff.

Geſpräch zu Worms.

Im November des Jahres 1540 kamen die Abgeordneten der verſchiedenen Stände in Worms zuſammen.

Die Proteſtanten hegten die Hofnung, in einem freien Geſpräche die Oberhand zu behalten und ihren Meinungen im Reiche weitere Bahn zu eröffnen. Schon im Voraus zeigten ihnen die beiden Abgeordneten des Kaiſers, welche unmittelbar von deſſen Hoflager anlangten, Naves und Granvella, Gunſt und Geneigtheit. Der erſte verſicherte, von der Herſtellung der geiſtlichen Güter ſolle dießmal nicht die Rede ſeyn: er gab zu, daß man erſt unterſuchen müſſe welche Partei dieſelben ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß verwende, und ergoß ſich in Ausrufungen gegen das Kammergericht, von deſſen Händeln der Kaiſer nichts wiſſe. Granvella, der etwas ſpäter eintraf, hob den Gedanken einer Reformation der alten Kirche hervor, und empfahl die Vereinigung auch aus dem Grunde, weil die Spaltung ja doch nur dem Papſte nützlich ſey. Der päpſtliche Nuntius genoß ſein Vertrauen mit nichten. Unter anderm legte ihm dieſer einſt ein angeblich von den Proteſtanten ausgegangenes ſehr anzügliches

einer neuen Widerlegung der augsburgiſchen Confeſſion arbeiten, und bald brachte Eck über die erſten Artikel eine Formel zu Stande, von der er wohl ſagte, eine beſſere werde man in beiden Indien nicht ausfindig machen.

Damit aber drang der Nuntius doch nicht durch. Brandenburg, Pfalz und Cleve verwarfen nicht allein das ihnen mitgetheilte Gutachten, ſondern ſie widerſprachen, ſo wie die Proteſtanten, dem ganzen Verfahren.[1] Endlich erklärte auch Granvella, er ſey beauftragt ein Geſpräch zu veranſtalten und könne dieß nicht von einem Schriftwechſel ſondern nur von mündlichen Conferenzen verſtehen. „Ich war ganz erſchüttert," ſagt Morone, „da ich ſah daß es nun doch zu einem öffentlichen freien Geſpräche, einem Abgeben der Stimmen kommen ſolle."

Granvellas Vorſchlag gieng jetzt dahin, daß zwar für jeden Theil nur ein Theolog ſprechen ſolle, aber mit dem Vorbehalt für die andern, ſpäter ihre Meinung ebenfalls zu ſagen. Eine Form, die der Abſicht einer freien Conferenz eben auch nur ſehr unvollkommen entſpricht. Aber Morone erklärte, er werde es nimmermehr bewilligen: Etwas hinzuzufügen könne nur dann erlaubt werden wenn die Mehrheit jeder Partei es nothwendig finde. Um keinen Preis wollte

1. Vorlauff Colloquii Vormatienſis im brandenburgiſchen Archiv, die beſte Nachricht die ſo viel ich weiß von dieſem Geſpräch exiſtirt, berichtet von Verſuchen die auf die abweichenden Glieder der Majorität gemacht wurden. Beim 20 Dez. „Und diſen tag kegen abent iſt der pfalzgrefiſche Theologus, Mag. Henricus Stol, predicant zu Heidelberg, von den vier verordenten furgenumen, Iſt aber nichts außgericht, dann die propoſition, das man allein durch den glauben für Gott gerecht wirt, und ſonderlich die exclusiva ſola hat Pfalz in kein weg begeben noch davon abſtehn wollen."

Angeſichts dieſes Abſchied zu nehmen und die Parteien auf den in Regensburg bevorſtehenden Reichstag zu laden.

Und ſo gelang es dem römiſchen Stuhl doch wirklich, den Verſuch der Deutſchen, in ſich ſelbſt eine Vereinbarung zu treffen, auch dießmal zu vereiteln: wenigſtens in der gefährlichen Combination, in welcher derſelbe in Worms auftrat: der Nuntius nahm nur darum an der Verſammlung Theil um die Erreichung ihres Zweckes zu verhindern.

Noch war die Sache jedoch nicht zu Ende. Im Character des Kaiſers lag es überhaupt nicht, was er einmal unternommen ſobald wieder aufzugeben. Es war ſehr ſein Ernſt, daß die Verhandlungen in Regensburg wieder erneuert werden ſollten.

Schon genug aber, daß ſich die Curie einer Zuſammenſetzung von Abgeordneten entledigt hatte, durch welche ſie in Gefahr gerathen wäre, in der Minorität zu bleiben.

Es mußte ſich nun zeigen wie weit es der Kaiſer bringen würde.

Religionsgeſpräch auf dem Reichstage zu Regensburg.

Am 23ſten Februar 1541 langte der Kaiſer in Regensburg an: prunklos wie er es liebte, und mit geringem Gefolge:[1] erſt am 5ten April waren Fürſten und Botſchafter genug beiſammen, um den Reichstag eröffnen zu können.

Die katholiſchen Stände verſammelten ſich in des Kaiſers Wohnung: von da ritten ſie nach der Domkirche, wo

1. Curt von der Schulenburg an Joachim II 1 März. (Berl. Archiv.)

ſatz: keiner einzelnen Perſon, womit man doch auf Niemand anders als auf den Papſt deute, zugeſchrieben werde.[1] Aber auch die Proteſtanten fanden Vieles zu tadeln. Sie wollten der Übereinſtimmung der jedesmaligen Kirche und den Concilien die bindende Gewalt nicht zuerkennen, welche der Entwurf ihnen zuſchrieb: es ſey wohl vorgekommen, daß der größte Theil der Kirche irre gegangen, wie damals, als der heil. Auguſtinus erweckt worden. Die Zeiten waren vorüber, in denen man dieß ſchlechthin abzuleugnen gewagt; die Gegner zogen ſich jetzt auf den Satz zurück, daß Concilien die im heil. Geiſt verſammelt worden, in den zum Heile nothwendigen Dingen doch gewiß nicht irren würden.[2] Die Proteſtanten wandten ein, leider trotze jedes Concilium, wenn es auch in einem ganz andern als dem heil. Geiſt verſammelt ſey, auf jene Verheißung: wer wolle darüber entſcheiden? Doch konnten ſie die Behauptung ſelbſt in dieſer Idealität und Allgemeinheit nicht verwerfen. Nur war davon noch ein weiter Schritt bis zur Anwendung. Zufrieden, daß doch kein abſoluter Gegenſatz beſtand, obwohl man ſich auch freilich nicht vereinigen können, beſchloß man fürs Erſte hier inne zu halten und zu einem andern Gegenſtand fortzuſchreiten.

An der Reihe war der Artikel von der Euchariſtie.

Die Verſchiedenheit des Ritus ſchien jetzt nach den Äußerungen des Legaten kein unüberſteigliches Hinderniß zu

1. Ita est quidem donum interpretationis penes veram ecclesiam, sed non est certis personis aut locis alligatum. Et alias est in pluribus, alias in paucioribus, alias magis, alias minus illustre. D. h. es kommt auf den innern Werth der Interpretation an, die ſich ſelber geltend machen muß.

2. Relation Butzers über das Geſpräch p. 240.

bilden. Über den Begriff hatte man ſich im J. 1530 ohne viel Mühe verſtändigt; wie damals die Confeſſion, ſo drückte ſich auch jetzt der Entwurf ſehr gemäßigt aus: indem er nur von der realen Gegenwart ſprach. Allein damit waren diejenigen nicht zufrieden geweſen, die den Entwurf revidirt hatten: eine fremde Hand hatte das Wort Transſubſtantiation an den Rand geſchrieben. Denn allerdings nicht auf dem Begriffe der Gegenwart, ſondern dem der Verwandlung beruhen die Cerimonien, welche die Andacht der Gläubigen beherrſchen, die Kirchen, die Städte mit devotem Prunk erfüllen. Die Proteſtanten bemerkten vergebens wie neu dieſe Lehre ſey; den katholiſchen Collocutoren war es genug, daß ſie von einem römiſchen Concilium gebilligt worden; auch der Legat hielt mit einer Hartnäckigkeit darüber, die man ſonſt nicht an ihm kannte. Im Gefühl der hohen Bedeutung des Momentes veranſtalteten die Proteſtanten noch einmal eine Zuſammenkunft aller ihrer Botſchafter und Prädicanten. Es war eine jener Verſammlungen, von denen Calvin ſagt, es bedürfe darin ſtarker Seelen welche Andre ſtärken: der Feſtigkeit der Überzeugung muß ſich der politiſche Muth zugeſellen, ſie in dem entſcheidenden Momente zu bekennen.[1] Sie waren Alle dazu entſchloſſen: ſie erklärten, der aufgeſtellte Begriff ſey weder mit dem Worte Gottes zu vereinigen noch mit der Natur der Sacramente: und ſtellten eine Gegenfaſſung aus, in welcher ſie die Transſubſtantiation in

1. Schreiben von Glauburg 9 Mai, in den Frankf. AA. Schreiben von Calvin bei Henry I, 369. Erklärung. „Wir lernen daß mit dem conſecrirten Brot der Leib Chriſti den Nießenden geben werde, und ſagen nit daß da werde Transſubſtantiation oder Vertilgung der Subſtanz des Brotes.“

Artikel, die von allem Irrthum frei ſeyen, feſthalten: das werde „großen Unrath für die künftigen Zeiten verhüten.“

Vollkommen derſelben Meinung war Pfalz: nicht allein die verglichenen Artikel müſſe man halten ſondern auch auf eine Vergleichung der übrigen denken. Zugleich brachte dieſe Stimme die kammergerichtlichen Urtel in Anregung: der Kaiſer ſolle doch endlich erklären, was Religionsſache ſey und was nicht.

Und noch weiter gieng Churfürſt Joachim von Brandenburg. Die Beobachtung der verglichenen Artikel fand er ſchon darum unerläßlich damit doch etwas geſchehen ſey: welch ein Geſchrei würde ſich erheben, wenn man ein mit ſo vieler Mühe erlangtes Ergebniß nicht einmal anwenden wolle. Überdieß aber müſſe auch der Genuß des Sacraments in beiderlei Geſtalt vergönnt werden: der jetzige Legat werde hoffentlich nichts dagegen haben. Joachim fügte hinzu, daß man wohl auch daran denken ſollte, die päpſtlichen Annaten inne zu behalten, um ſie zu dem bevorſtehenden Türkenkriege zu verwenden.

Hierauf machte es ſo viel nicht aus daß Mainz dem zu Worms ergriffenen Syſtem getreu blieb und ſich der Stimme von Trier anſchloß. Cölln, Pfalz und Brandenburg bildeten bei der Abweſenheit von Sachſen die Mehrheit: und in der That wurde im Namen des Collegiums das Gutachten abgegeben, es möge bei den verglichenen Artikeln ſein Verbleiben haben bis zu einem freien Concilium oder einer Nationalverſammlung.

Damit ſtimmten nun auch die Städte überein: ſie erboten ſich die verglichenen Artikel anzunehmen wenn der Kai-

Hans Hofmann verſichert, daß auch ſein Herr, König Ferdinand, dieſe Annahme wünſche.

Die Sache würde entſchieden geweſen ſeyn, hätte noch das alte Reichsherkommen gegolten, nach welchem der Fürſtenrath den Anſichten der Churfürſten beizutreten pflegte. Allein ſchon ſeit einiger Zeit war dieß nicht mehr der Fall: eben wegen der Mäßigung welche die Churfürſten zu zeigen anfiengen, zogen ſich die Fürſten von ihnen zurück. Durch die große Zahl geiſtlicher Mitglieder und den Eifer von Baiern, das ſie alle zuſammenhielt, ward hier eine compacte päpſtlichgeſinnte Mehrheit gebildet. Die Herzoge von Baiern wollten nicht auf ſich kommen laſſen, Unrecht gethan zu haben: ſie erklärten dem Kaiſer unverholen, es ſey ihnen ſchon darum unmöglich nachzugeben, weil ſie ſich dann der Nachrede ausſetzen würden, als hätten ſie mit Unrecht Strafen verhängt. In der That, die ſchlimmſte Folge eines begangenen Irrthums, wenn die Conſequenz daran feſtzuhalten nöthigt. Überdieß aber fehlte es nicht an Einwirkungen von Rom und von Frankreich. Längſt ſchon zeigte der römiſche Hof über den Gang der Dinge an dem Reichstag Beſorgniß. Franz I hatte zwei Geſandten in Regensburg, von denen einer ſich mehr an die Proteſtanten hielt, der andre aber an die Katholiken und unter dieſen an Baiern. Der Papſt, der König und die deutſchen Fürſten fürchteten, eine Vereinigung von Deutſchland werde den Kaiſer ſtärker machen als gut ſey.[1]

die wolle dieſelbigen alſo zu einem chriſtlichen guten Anfang der Concordia ins Werk richten und bringen laſſen." Der Religionsverwandten Stände Antwort ꝛc. C. Ref. IV, 517.

1. Von Baiern und Salzburg ſagt der venezianiſche Geſandte (1540): nessuna cosa ponno avere piu contraria che la potentia

laſten, die allgemeine Norm des Kammergerichts ausmachen ſollte, kam ihnen nachgerade unerträglich vor. Sie forderten vielmehr beſtändigen Frieden und gleichmäßiges Recht. Was die geiſtlichen Güter anlangt, ſo machte Churfürſt Joachim den Vorſchlag, von Reichswegen jedem Fürſten zu überlaſſen, in ſeiner Landſchaft damit ſo zu verfahren wie er es gegen Gott und kaiſerliche Majeſtät verantworten könne: eine Faſſung welche dem Abſchied von 1526 und der Proteſtation von 1529 den geſetzlichen Sieg verſchafft haben würde. Noch immer meinte er eine Freiſtellung von Prieſterehe und beiderlei Geſtalt durchſetzen zu können:[1] nach ſeinen Worten ſollte es ſcheinen — wenn er nicht etwa das was er wünſchenswerth fand allzu raſch für wahrſcheinlich gehalten hat — als ſeyen wie der Kaiſer ſo auch die alten Gegner Mainz und Trier zu dieſer Conceſſion geneigt geweſen.

Davon zeigte ſich jedoch keine Wirkung noch Spur, als es zu den definitiven Verhandlungen kam. Als ſich die alte Majorität noch einmal beiſammen ſah, ließ ſie ſich nichts mehr abgewinnen. Am 28ſten Juli erſchienen die Stände von beiderlei Bekenntniß in der kaiſerlichen Wohnung. Der Kaiſer gieng immer von einem Theile zum andern, um eine weitere Annäherung zwiſchen ihnen zu vermitteln; aber alle ſein Bemühen ſcheiterte.

Wollte er die Proteſtanten nicht doch noch zuletzt auf die Seite ſeiner Gegner treiben, ſo blieb ihm nichts übrig als ſie durch beſondere Zugeſtändniſſe ſicher zu ſtellen, deren rechtliche Bedeutung freilich der eines Reichsabſchiedes nicht gleich kam, die aber ihn wenigſtens ſelbſt verpflichteten, und,

1. Forma edicti a Marchione proposita. Corp. Ref IV, 594.

der Termin aller dieſer Zugeſtändniſſe betrachtet ward, nicht weiter Maaß zu geben. Die Majorität, welche die verglichenen Artikel ſelbſt zurückgewieſen, hatte doch die Proteſtanten darauf verpflichten wollen. Der Kaiſer genehmigte, daß die den Artikeln beigefügten Erläuterungen der Theologen damit nicht ausgeſchloſſen ſeyn ſollten.

So entſchieden ward die Vergleichung aufgegeben. Auf der einen Seite behielten die hierarchiſchen Ideen ohne alle Modification den Platz; auf der andern wurden Bemerkungen anerkannt, durch welche ſich die Proteſtanten auf die eigenthümliche Ausbildung ihres Syſtems wieder zurückzogen.

Was ſoll man aber vollends dazu ſagen, daß der Kaiſer an demſelben Tage, wo er den Proteſtanten ſeine Declaration gab, auch den Nürnberger Bund, der gegen ſie geſchloſſen worden, erneuerte. Es mag ſeyn, daß in der Formel dieſer Erneuerung die defenſive Abſicht noch entſchiedener als in der urſprünglichen Abfaſſung ausgedrückt war; aber zugleich zeigte der Kaiſer an, daß er den Papſt vermocht habe in das Bündniß zu treten, der den vierten Theil der Beiträge übernehmen ſolle, und es liegt doch am Tage daß durch die Theilnahme deſſelben die excluſiv romaniſtiſche Tendenz des Bundes gewaltig verſtärkt ward.

Die entgegengeſetzten Sympathien der kaiſerlichen Politik, die früher mehr ſucceſſiv und vielleicht unbewußt erſchienen, treten jetzt in demſelben Augenblicke unter vollem Bewußtſeyn hervor.

Der Grund lag darin, daß es dem Kaiſer von ſeinem politiſchen Standpunct aus um die unverweilte Beſeitigung aller der verſchiedenen Feindſeligkeiten zu thun war, die er

Reichsheeres durch einen gemeinen Pfennig einzubringen, war zwar durchgegangen, aber unter Beſtimmungen die ihnen höchſt unbequem fielen. Man blieb doch zugleich bei dem Anſchlag von 1521 ſtehn, durch welchen ſie überbürdet zu ſeyn glaubten, und belaſtete die Gewerbe noch einmal ſo ſtark als anderes Einkommen.[1]

Dieſe Veränderung in der Steuer hatte den beſonderen Nachtheil, daß ihre Einbringung, bei dem noch obwaltenden Mangel an adminiſtrativer Geſchicklichkeit, ſehr ſchwer von Statten gieng.

Gewiß unſre Altvordern ſchlugen ſich tapfer: aber in den Vorbereitungen des Krieges waren ſie noch weit zurück. Alle dieſe faſt ſelbſtändigen Gewalten verfuhren dabei nach dem Maaß ihres guten Willens und ihrer Einſicht.

Als Joachim II im Juni 1542 vor Wien anlangte, fand er zwar ſtattliche Mannſchaften, aber zugleich unbeſchreibliche Mängel.

Da gab es Fähnlein, deren Dienſtzeit ſchon abgelaufen war, als ſie anlangten; andre führten das Geſchütz nicht, das ſie den Reichsabſchieden nach hätten bei ſich haben ſollen; noch andern fehlte es an Pulver; aus den Niederlanden, Weſtphalen und Niederſachſen war Ende Juni noch Niemand eingetroffen.[2]

Um das Volk nur aus dem Lager zu bringen, mußte König Ferdinand aus eignen Mitteln 30000 G. darleihen.

1. Beſchwerniß der erbaren frei und Reichsſtett ſo ihn dem Bedenken der Churfürſten Fürſten und Stände befunden, 17 Martii der königl. Mt übergeben. In den Frankfurter Reichstagsacten.

2. Ein großes Convolut des Berliner Archivs enthält die hierauf bezüglichen Briefſchaften.

In Speier hatte man es nicht an Vorkehrungen fehlen laſſen: ein neuer Reichstag war im Sommer 1542 nach Nürnberg zuſammenberufen um dem Unternehmen die gehörige Unterſtützung von innen her zu verſchaffen. Aber wie ſehr gebrach es doch in dieſen Dingen an Sorgfalt! Unter andern hatte man beſchloſſen, einen Ausſchuß zur Correſpondenz mit dem Feldhauptmann aufzuſtellen; als Joachims Briefe an denſelben eingiengen, war er noch gar nicht ernannt.

Am 5ten Auguſt ſtand das Heer bei Comorn. Es belief ſich zwar bei weitem nicht auf eine ſo große Anzahl wie man ins Feld zu ſtellen beabſichtigt, aber doch auf 25—26000 M. z. F., 5000 M. z. Pf., womit ſich auch ſchon etwas ausrichten ließ.[1] Churfürſt Joachim meinte, es werde nun zu Ernſt und Kriegshandlungen kommen, ſchien allen guten Muth dazu zu haben, und rückte vorwärts nach Gran.

Hier aber, in den letzten Wochen des Auguſt, den erſten des September, ſtiegen die Unordnungen ins Unerträgliche. Für die früheren Monate waren die meiſten Fähnlein noch mit Geld von ihrer Heimath aus verſehen worden: jetzt aber fieng es an zu fehlen. Hans Schott, Hauptmann von der Wetterau, erklärte am 11ten September, daß er ſchon 14 Tage, der Hauptmann von Cölln, daß er mit ſeinen Leuten ſchon den drei und dreißigſten Tag unbeſoldet ſey. In ähnlicher Lage waren die ſämmtlichen Truppen des Oberrheins. Herzog Ernſt von Lüneburg forderte bereits die Heimkehr ſeiner Leute. Noch ſchlimmer glaubten Die-

1. So ſchlägt Joachim das Volk ſelbſt an. Schreiben vom 5ten Aug. im Feldlager zu St. Johann.

jenigen daran zu ſeyn die von Hauſe nicht einmal Beſcheid, geſchweige denn Geld empfiengen: wie die Weſtphalen. Anſteckende Krankheiten riſſen ein, weil man keine Lebensmittel hatte und unzeitige Früchte brach. Schon ſah man einzelne Knechte aus den Reihen treten, mit der Erklärung, ſie würden ferner keine Wache thun, viel weniger denn mit dem Feinde ſchlagen. Bei dem Churfürſten gieng zwar dann und wann einiges Geld ein, aber bei weitem nicht in hinreichenden Summen. Er war ganz entrüſtet, als er vernahm, daß er, ohne ſeine Schuld in dieſe Rathloſigkeit verſetzt, am Reichstag noch dazu getadelt werde. Vielmehr glaubte er ſich beklagen zu müſſen, daß man eine Sache, für die ſchon ſo viel aufgewendet worden, „ſo geringſchätzig und unachtſam" behandle: mit beſchriebenem Papier ſey es nicht ausgerichtet: von der Luft könne man nicht leben: zurückziehen möge er nicht, weil dann Ungarn vollends türkiſch werde, aber vorzurücken ſey auch unmöglich: auf ſeine Aufforderung antworte das Volk mit dem Geſchrei nach Geld: er ſchäme ſich vor den übrigen Nationen. [1] Wahrhaftig er hatte Grund dazu. Der venezianiſche Geſandte wenigſtens preiſt ſeine Signoria glücklich, daß ihre Geſchäfte mit ſo viel mehr Ernſt verwaltet würden als die deutſchen.

Endlich, gegen Ende September, von Ferdinand aufs

1. Alle Schreiben Joachims (im Berliner Archiv) ſind voll von dieſen Klagen: z. B. 23ſten Aug. „daß wir ſolch groß Volk ohn Geld Geſchütz und andre nothdürftige Kriegsrüſtung gegen dieſen geſchwinden Feind führen ſollen, finden wir nit." Er meint, es ſey eine ſo große Luſt nicht, hier ſpazieren zu reiten: man möge ihm nicht ſpitzige Worte geben.

neue mit einer nahmhaften Summe unterſtützt, rückte das Heer nach Peſth vor.

Joachim II hatte auf einige Unterſtützung aus Ungarn gerechnet: er wunderte ſich daß ſich Niemand für Ferdinand rege. Alexius Thurzo ſagte ihm, die alten Wunden der früheren Feindſeligkeit ſeyen noch nicht vernarbt.[1] Wenigſtens hätte das deutſche Heer erſt einen entſchiedenen Erfolg erfechten müſſen.

Dazu aber war es in der That nicht fähig.

Im Felde war es Meiſter: einige Scharmützel fielen günſtig genug aus; auch ward in den Befeſtigungen von Peſth Breſche geſchoſſen. Als es nun aber (nachdem ein erſter Verſuch mißlungen) zum ernſtlichen Sturm kommen ſollte, weigerten ſich die Landsknechte denſelben anzutreten. Sie fragten, ob man ſie mit dem Sturm bezahlen wolle, und machten Miene, Kriegsräthe und Pfennigmeiſter mit ihren Wehren zu überziehen und in die Eiſen zu ſchlagen: ja ſie drohten, ſich an dem oberſten Feldhauptmann, dem Churfürſten ſelbſt zu vergreifen.[2]

Es mag ſeyn, daß Joachim II keine beſonderen militäriſchen Talente beſaß: ſein Character, wie wir ihn oben wahrnahmen, ſollte dieß faſt von vorn herein vermuthen laſſen: unter dieſen Umſtänden, bei dieſen Mängeln hätte aber ſchwerlich auch der begabteſte Anführer etwas ausgerichtet.

Nachdem er ſich mit den Kriegsräthen noch einmal beſprochen und eine Winterbeſatzung angeordnet, trat er den

1. Schreiben des Alexius Thurzo vom 26 Juli, Berl. Arch.

2. Schreiben des Churfürſten aus dem Lager gegen Ofen 27 Sept., 9 Oct. Die Nachrichten des Jovius ſind ganz irrig.

Rückzug an; die Unternehmung mußte als vollkommen geſcheitert betrachtet werden.

Während dergeſtalt gegen die Osmanen eine Niederlage nach der andern erlitten wurde, war auch die andre Feindſeligkeit, die franzöſiſche, in volle Flammen ausgebrochen.

An den verſchiedenen Hofhaltungen der öſtreichiſchen Geſchwiſter hatte man gleich nachdem jene Unterhandlungen des Jahres 1540 aufgegeben worden, den wiedererwachenden Haß der Franzoſen bemerkt. Schon im September dieſes Jahres ſagt Königin Maria in einem ihrer Briefe von ihnen, ſie ſeyen ſo ſehr vom Satan beſeſſen wie jemals.[1] Höchſt widerwärtig waren dem Kaiſer die Einwirkungen Franz des I auf den Zuſammenkünften zu Worms und Regensburg geweſen: er ſchrieb demſelben den Abfall des König-Woiwoden Johann in ſeinen letzten Tagen zu. Die unmittelbaren wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen Beiden waren jedoch noch immer freundſchaftlicher Art.

Da ereignete ſich, daß zwei franzöſiſche Bevollmächtigte, der eine ein Italiener, Ceſar Fregoſo, welcher nach Venedig, der andre ein ſchon länger in franzöſiſche Dienſte übergetretener Spanier, Anton Rincone, welcher nach Conſtantinopel beſtimmt war, als ſie durch die Lombardei den Po hinabfuhren, und zwar ohne ſicheres Geleit, mit Verbannten umgeben, von ſpaniſchen Truppen, die in Pavia garniſonirten, überfallen und ermordet wurden. Jedermann ſchrieb die That dem Marcheſe Guaſto zu, der damals die kaiſerlichen

1. Endiablés. Bei Bucholtz IV, 396.

Truppen in Mailand befehligte; er ſelbſt jedoch leugnete ſie ab und erbot ſich Unterſuchung und Urtheil dem Papſt anheim zu ſtellen. [1]

Dem König aber genügte das nicht. An allen Höfen erhob er die bitterſten Klagen; die Ausdrücke deren er ſich bediente, ließen an ſeinem Entſchluß ſich mit den Waffen Genugthuung zu verſchaffen nicht zweifeln. Während der Unternehmung von Algier hielt er ſich noch ruhig: einem kaiſerlichen Geſandten, der deshalb zu ihm geſchickt worden, hatte er dieß ausdrücklich verſprochen; gleich darauf aber begannen die ernſtlichſten Demonſtrationen. Eine Stadt des König Ferdinand, Marano, ward im Namen des Königs von Frankreich überfallen und eingenommen. Ähnlichen Verſuchen kam man in den Niederlanden und in Neapel auf die Spur. Die Küſten von Genua und die Gebirge von Navarra ſahen ſich zugleich bedroht. Fünf Armeen wurden in Frankreich ausgerüſtet. Allenthalben erhoben ſich Bundesgenoſſen des Königs.

Vor allem war, trotz jener Ermordung der Geſandten, mit den Osmanen abgeſchloſſen worden; man glaubte allgemein, ihre Flotte würde einer Unternehmung auf Spanien zu Hülfe kommen. [2]

Dann hatte ſich, durch die Anſprüche, die der Kaiſer zu Gunſten des pfälziſchen Hauſes auf Dänemark erhob,

1. Bei Bellay IX (Coll. univ. XX, p. 309 sq.) finden ſich die zwiſchen Bellay und Guaſto hierüber gewechſelten Schriften. In Spanien meinte man, die beiden Geſandten haben nur gefangen genommen, nicht getödtet werden ſollen.

2. Dandolo Relatione di 1542. Mi fu affermato da perſona ben intelligente, che con queſto fundamento si andarebbe a far la guerra in Iſpagna, per lo ajuto che si avrebbe da tale armata del Turco. Kaiſer Carl ſetzt dieß in ſeinen Briefen voraus.

Chriſtian III bewogen gefühlt, mit Frankreich in Bund zu treten. Im Jahre 1541 ward eine Übereinkunft zwiſchen beiden Mächten, zunächſt auf 10 Jahr, getroffen, worin Dänemark unter andern verſprach, den Sund für die Feinde von Frankreich zu ſchließen, die Franzoſen dagegen wegen des daher zu erwartenden Ausfalls an den Zolleinnahmen ſich zu einer doppelt ſo großen Hülfleiſtung anheiſchig machten, als die war, zu welcher ſich die Dänen verpflichteten.[1]

Das Intereſſe Dänemarks war nicht minder das von Schweden. Bei der letzten Erhebung der ſchwediſchen Bauern, behauptete wenigſtens der kaiſerliche Agent, ſey der Wunſch derſelben dahin gegangen, daß ſich der Kaiſer an ihre Spitze ſtellen möge. Guſtav Waſa erbot ſich, außer der gegenſeitigen Unterſtützung welche man verabredete, ein Landheer und eine Flotte bereit zu halten, deren ſich der König von Frankreich zu welcher Unternehmung er nur immer wolle, bedienen könne. Franz I ſagt ihm dafür „unſterblichen Dank.“[2]

Es war nicht möglich, worüber man eifrig unterhandelte, England in dieſen Bund zu ziehen. Deſto mehr nahm man Bedacht Schottland feſtzuhalten. „Dem allerchriſtlichſten König zu Ehren“ verſprach Guſtav Waſa den Schotten mit 8000 M. zu Hülfe zu kommen, ſobald ſie von einer fremden Macht angegriffen werden ſollten.

Endlich war der König auch mit dem Herzog von Cleve, obwohl dieſer im Grunde ihm Geldern entriſſen hatte, wegen ſeiner Oppoſition gegen den Kaiſer in engen Bund ge-

1. Fontainebleau 19 Nov. 1541. Du Mont IV, ii, 216. Cragius 232.

2. Ligue offensive et défensive. ibid. 230.

treten. Unmittelbar nachdem die Unterhandlungen des Kaiſers ſowohl mit Frankreich als mit Cleve abgebrochen worden, ſchon im Juni 1540, hatte der König dem Herzog Eröffnungen machen laſſen;[1] es war nicht allein ein Bund zur Gegenwehr ſondern auch eine verwandtſchaftliche Verbindung beider Häuſer beſchloſſen worden; im April 1541 war dann der Herzog nach Frankreich gereiſt und hatte ſich mit der Prinzeſſin Johanna von Navarra verlobt. Die Abrede war, daß der Erſtgeborne aus dieſer Ehe dereinſt Navarra und Cleve vereinigen ſolle. Es läßt ſich fragen, ob es den Franzoſen damit vollkommen Ernſt geweſen iſt (wenigſtens die Prinzeſſin leugnete ſpäter ihre Einwilligung ab), für den Augenblick aber war ihnen der Bund anf jeden Fall in hohem Grade erwünſcht. Ohne Zweifel glaubten ſie ſich eine neue Einwirkung auf Deutſchland verſprechen zu können, da ſie Gerechtſame verfochten die mit den Intereſſen ſo vieler deutſcher Fürſten, denen die Vermehrung der niederländiſchen Macht des Kaiſers nicht angenehm ſeyn konnte, zuſammentrafen. Wir haben geſehen wie viel Mühe, welche Conceſſionen es dem Kaiſer koſtete die dahin zielenden Verbindungen entweder zu zerſtören oder zu verhindern. Und noch war es ihm nicht völlig gelungen. Aber auch ohne dieß war die cleviſche Allianz ſchon aus militäriſchen Rückſichten für Franz I von Wichtigkeit. Einem franzöſiſchen Angriff auf die Niederlande konnte nun immer ein cleviſcher entgegen kommen. Gogreff zählte dem König die feſten Plätze auf, von wo es leicht ſeyn werde die Niederlande anzugreifen: — Zütphen gegen Utrecht, Hard-

1. Inſtruction des Herzog Wilhelm für Joh. Gogreff und Heinr. v. Wachtendonk, Düſſeldorf 20 Juni 1540. (Archiv zu Düſſeldorf.)

wik gegen Friesland und Holland: Tyel gegen Brabant: Sittard gegen Limburg. Dazu kam daß der König nun ohne alle Mühe ſo viel Truppen aus Deutſchland ziehen konnte wie er nur wollte. Die holſteiniſche Reiterei die ihm der König von Dänemark zuſchickte nahm ihren Weg durch Cleve.[1]

Leute die ſich damals am franzöſiſchen Hofe aufhielten, behaupten, es ſey nicht eigentlich Kriegsluſt geweſen, was den König vermocht im Juli 1542 zu den Waffen zu greifen: er würde vorgezogen haben, die Vergnügungen des Hofes zu genießen; aber nachdem er ſo oft gedroht, und nun dieſe großen Vorbereitungen gemacht hatte, habe er ſelbſt nicht wieder zurückziehen können. Wie dem auch ſey: es geſchah.[2] Einen günſtigern Augenblick konnte er nicht finden.

Zwei franzöſiſche Heere erſchienen im Feld, von denen das eine unter dem Dauphin die ſpaniſchen Grenzen angriff und vor Perpignan lagerte, das andere unter dem Herzog von Orleans ſich gegen Luxemburg wandte. Sie richteten fürs Erſte noch wenig aus. Dazu diente nun doch die Anweſenheit des Kaiſers in Spanien um alle Kräfte zur Vertheidigung der Grenzen zu vereinigen; Luxemburg ward genommen und wieder verloren. Das Meiſte leiſtete noch Martin von Roßheim, der mit einer cleviſch-däniſch-franzöſiſchen Schaar in die Niederlande einbrach, und wenn er auch die großen Städte nicht einnahm, vor denen er erſchien, doch einen allgemeinen Schrecken verbreitete.

1. Joh. Servilii Geldrogallica conjuratio, alter Druck von 1542, wiederholt bei Freher III, 313. Er meint, wohl eigentlich von einem Geldro-turco-galliſchen Lärmen reden zu müſſen; da würden aber immer noch die Dänen fehlen.

2. Dandolo Relatione di Francia 1542.

Um vieles gefährlicher entwickelte ſich nun aber der Krieg im nächſten Frühjahr.

In den nordiſchen Gewäſſern ſchlugen däniſche und holländiſche Schiffe; die Dänen konnten nicht immer von den Küſten der Niederlande abgehalten werden. Das Scheitern einer Unternehmung welche ſie auf Walcheren machten, ſchreiben die Chroniſten einer unmittelbaren göttlichen Hülfe zu. Indeß erneuerte Martin von Roßheim ſeine Unternehmungen; jetzt gelang es ihm, Amersfoort zu beſetzen, eine treffliche Station für ſeine Plünderungszüge. Auf einer dritten Seite griff Franz I, nachdem ſein Adel ſchon viele kleine glückliche Einfälle gemacht, Ende Mai 1543 die Niederlande an; neben manchen andern Plätzen eroberte er Landrecy, das er ſogleich zu befeſtigen Sorge trug, ſo daß es ſchon im Juli vertheidigt zu werden vermochte. Es konnte ihn wenig kümmern, wenn dagegen auch niederländiſche Schiffe zuweilen in die Garonne einliefen und etwa ein paar Glocken aus franzöſiſchen Kirchen mit ſich nach Seeland führten.

Zugleich hatte ſich auch der ungläubige Verbündete des Königs, der Sultan Suleiman zu einem neuen Angriff aufgemacht. Am 23ſten April verließ er Adrianopel, in aller Pracht welche den Aufbruch zu einem heiligen Krieg bezeichnet, und erfüllt von den kühnſten Hofnungen. „Ibrahim", ſagte der Weſir Ruſtan den Geſandten König Ferdinands, „hat Wien mit dem Finger angerührt, ich will es mit beiden Händen ergreifen."

Es gab einen Punct wo ſich dieſe Angriffe gleichſam die Hände boten. In Marſeille wartete ein Heer, das man das von der Levante nannte, unter dem Herzog Enghien,

nur auf die Ankunft der türkiſchen Flotte, um den noch uneroberten Theil von Piemont, hauptſächlich das feſte Nizza anzugreifen.

Unter dieſen Umſtänden durfte der Kaiſer nicht einen Augenblick länger in Spanien verweilen; glücklicherweiſe konnte er es ruhig verlaſſen, da die Stände von Aragon ſich nach längerer Weigerung eben jetzt bequemten, ſeinen heranwachſenden Sohn als ſeinen Nachfolger anzuerkennen. Er eilte, um vor der Ankunft der türkiſchen Flotte in den dieſſeitigen Gewäſſern nach Italien zu gelangen.

Hier nun kam alles auf ſein Verhältniß zum Papſt an.

Man kann wohl erachten, daß dieß, ſeitdem jene Wege die der Papſt empfohlen, verlaſſen und entgegengeſetzte eingeſchlagen worden, die in die größten Gefahren zu ſtürzen drohten, nicht ſehr vertraulich ſeyn konnte. Der Papſt verheimlichte nicht, daß er den Ehrgeiz des Kaiſers fürchte. Der franzöſiſche Geſandte erſtaunte, wie lebhaft noch im Jahr 1541 bei einem Gerücht, der Kaiſer ſey geſtorben, am römiſchen Hofe der Wunſch hervortrat daß es ſich beſtätigen möge.[1] Aber auch mit König Ferdinand war der Papſt in Mißhelligkeiten: der Nuntius eilte zuweilen die Geſpräche mit ihm abzubrechen, wenn ſie zu bitter werden wollten.[2] „Seine Würde in Ehren," ſagt Königin Maria in einem ihrer Briefe, „aber ich halte den Papſt für ſo franzöſiſch als ein Franzoſe ſeyn könnte."

1. Monluc bei Ribier I, 557.

2. Ruppi il ragionamento. Lettera di Hieronymo Verallo al Cl Farnese.

Zwar arbeitete Paul III unaufhörlich an der Herſtellung des Friedens zwiſchen dem Kaiſer und dem König: er ſchmiedete, wie ein Nuntius ſagte, kein andres Eiſen; aber die Art und Weiſe wie er dieß that, war den Kaiſerlichen verhaßt. Er empfahl dem König wohl Verzichtleiſtung auf ſeine mailändiſchen Anſprüche; wenn er aber hinzufügte, er für ſeine Perſon würde nichts lieber ſehen, als daß Mailand an Frankreich gelange: für den apoſtoliſchen Stuhl, ja für ganz Italien würde dieß beſſer ſeyn: ſo konnten dieſe Vorſtellungen wohl das nicht wirken, was ſie angeblich wirken ſollten. [1]

Um ſo mehr ſetzte ſich bei dem Kaiſer die Meinung feſt, der Papſt hege eine unbillige Vorliebe für Frankreich.

Bei der Zuſammenkunft in Lucca hatte der Kaiſer die Sache des Concils in neue Anregung gebracht; am Reichstag zu Speier 1542 hatte dann der päpſtliche Nuntius erklärt, daß es nach Trient berufen werden ſolle; im Mai ergieng die Bulle der Berufung auf nächſten erſten November. Darin ſah ſich nun aber der Kaiſer auf gleichen Fuß mit dem König von Frankreich behandelt; von ihren Streitigkeiten ward die Verzögerung hergeleitet, ohne daß zwiſchen ihnen ein Unterſchied gemacht worden wäre. Er fand dieſe Faſſung ungerecht, ja beleidigend. In einem Schreiben an den Papſt gab er ſie geradezu der ihm entgegengeſetzten, franzöſiſch geſinnten Faction im Cardinalscollegium Schuld, durch welche der König alles ausrichten zu können ſich rühme.

Nun traten aber in dieſem Augenblicke die Verbindungen Suleimans mit Franz I ohne alles Hehl hervor; durfte

1. Negotiato di lega e di pace fra l'imperatore Carlo V e Francesco re di Francia proposto di Monsr Ardinghello. (Bibl. Corſini zu Rom nr 443.)

man nicht hoffen, daß der heilige Vater, der ſich als den Mittelpunct der Chriſtenheit auch in ihren Kämpfen gegen die Ungläubigen anſah, dieſen Abfall von dem alten Syſtem empfinden und ſich von dem König zurückziehen werde? Der Kaiſer ſtellte vor, daß er die Chriſtenheit gegen den Erbfeind vertheidige und ſein Gegner eben mit dieſem in Verbindung ſtehe: indem er eben nach Deutſchland zu gehn und an dem Kriege in Ungarn Theil zu nehmen gedacht, habe ihn dieſer ohne Verwarnung auf allen Seiten überfallen und bringe ihn in die größte Gefahr; er forderte den Papſt auf, den König nicht länger zu behandeln wie der Vater im Evangelium den verlornen Sohn, was doch zu nichts führe, ſondern zu thun was er ſich ſelber und dem apoſtoliſchen Stuhle ſchuldig ſey, und ſich ernſtlich gegen ihn zu erklären.[1] Statt deſſen ſchickte der Papſt, feſthaltend an ſeiner Neutralität, einen Legaten, wie an den König, ſo auch an den Kaiſer, um den Frieden herzuſtellen. Der Kaiſer gerieth in heftige Aufwallung: „Nicht auf unſrer Seite", antwortete er, „muß man den Frieden ſuchen; wir ſind der betrogene angegriffene misshandelte Theil; wir können nicht unterlaſſen, wozu unſre Pflicht uns zwingt." Er nöthigte den Legaten auf der Stelle zurückzugehn und wiederholte nur ſein voriges Geſuch.[2]

Um auch ſeinerſeits den Papſt ſeinen Unwillen fühlen zu laſſen, verordnete er, daß fortan kein Fremder eine Pfründe

1. L'empereur au Pape Paul 28 Août. Pap. d'ét. du Card. Granvelle II, 634. Von demſelben Datum und in verwandtem Sinn iſt ein Schreiben an ſeinen Bruder, das bei Altmeyer 454 excerpirt iſt.

2. Schreiben des Papſtes vom 26 Aug. Antwort des Kaiſers vom 29 Sept. 1542. Susmes circonvenus, provoquéz, assailliz, ou-

in den ſpaniſchen Königreichen beſitzen oder eine Penſion daher ziehen ſolle. [1] Als er in Italien anlangte, ließ er dem Peter Ludwig Farneſe, der ihm nach Genua entgegenkam, nur eine ſchlechte Aufnahme zu Theil werden. Eine neue Zuſammenkunft in Bologna, die der Papſt ihm antrug, ſchlug er ab; nur unmittelbar auf ſeinem Wege, etwa in Parma, wollte er ſie annehmen. Den Cardinälen ſchien es nicht ſehr ehrenvoll, darauf einzugehn. Das Motiv das ſie am Ende dazu bewog, beſtand in der Betrachtung, daß ſonſt das Gerücht, als ſtehe der Papſt ſchlecht mit dem Kaiſer, allgemeinen Glauben finden werde. [2]

Überdieß aber erhob ſich auch ein Gedanke, der noch einmal ſogar eine enge Vereinigung zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer möglich erſcheinen ließ.

Der Vorſchlag wurde gemacht, daß der Kaiſer gegen eine bedeutende Geldſumme, die ihm zu ſeinen Kriegsunternehmungen beſſer als je zu Statten gekommen wäre, ſeinem Eidam, dem Enkel des Papſtes, Ottavio Farneſe, Mailand überlaſſen möge. [3] Eine ähnliche Abkunft traf der Kaiſer ſo eben mit dem Herzog von Florenz, Coſimo Medici, dem die von den Spaniern noch beſetzten Feſtungen ſeines Landes gegen eine Zahlung von 150000 Scudi überliefert worden. Die päpſtlichen Verwandten boten 300000 Sc. an. Ihre

traigez, gravez, — ne pouvons, si ne voulons estre ennemis de nous mesmes et de nos roiaumes, delaisser de faire ce que nous susmes tenus. Pap. d'ét. de Gr. II, 647.

1. Sandoval II, 431.

2. Literae Sadoleti bei Rainaldus.

3. Panvinius ſagt: Pontifici Mediolanensem principatum cupienti per ambages obtulit. Nach Granvella ſollte es ſcheinen als ſey der Antrag von den Farneſen gekommen.

Gedanken giengen ſehr ins Weite. Der Papſt ſoll die Abſicht gehegt haben, ſeine Enkelin mit dem Erben von Piemont zu vermählen.[1] Mit Parma und Piacenza hätte das Geſchlecht der Farneſen das Herzogthum Mailand, Piemont und Savoyen verbunden.

Es iſt unleugbar, daß bei der Zuſammenkunft zwiſchen Papſt und Kaiſer, die am Ende in Buſſeto, unfern Parma, Statt fand, hierüber unterhandelt worden iſt: wir wiſſen es aus dem Munde Granvella's: aber man konnte ſich nicht vereinigen.

Der alte Papſt fürchtete die Ränke der Spanier: höchſt verdächtig kam ihm der Vorbehalt der Schlöſſer von Cremona und Mailand vor, auf welchen auch die beſtanden, welche die Sache am meiſten beförderten: er glaubte, man werde ihn um ſein Geld betrügen und dann verlachen.

Noch viel weniger aber konnte der Kaiſer ernſtlich darauf eingehn. Einer ſeiner geſchickteſten Diener, Diego de Mendoza, führte ihm zu Gemüthe, daß ſeine Macht in Italien auf dem Beſitz von Mailand beruhe, ſeine ganze Autorität in Gefahr gerathe, wenn er es aufgebe. Und wem wolle er es überlaſſen? Eben dem, der ihm unter allen Menſchen den meiſten Schaden gethan, der die Franzoſen und demnach auch die Türken gegen ihn in die Waffen gebracht habe.[2]

Genug, man gieng unvereint, ja unvertragen aus einander. Dem Kaiſer machte es den bitterſten Eindruck: den

1. Dandolo (Rel. di Francia) verſichert, man ſey einmal in Frankreich ſehr ungehalten geweſen über Unterhandlungen des Papſtes zu Gunſten des Herzogs von Savoyen, „col quale gli voleva dar la nipote."

2. Bei Sandoval II, 433.

Osmanen gegenüber dieſes gar nicht beizulegende immer neu aufflammende weltliche und geiſtliche Zerwürfniß; und dazwiſchen alle dieſe auf den eigenen Vortheil gerichteten Beſtrebungen von Machtvergrößerung, von denen er freilich ſelber nicht frei war. „Ich ſehe wohl,“ rief er eines Tages aus, „wir müſſen noch alle Türken werden, aber ich will der letzte ſeyn.“

Ein Geſpräch mit dem Nuntius, der ihn begleitete, über neue Begünſtigungen die den Franzoſen gewährt worden, ſchloß er mit dem Wort, das die Summe ſeines Unmuths enthält: Geduld.

Wollte er in dem großen Kampfe der ihm bevorſtand, nicht allein ſtehn, ſo mußte er ſich an eben Die wenden, gegen die er im J. 1540 die Waffen ergreifen zu müſſen dachte, an England und die deutſchen Proteſtanten.

Betrachten wir, in welchem Zuſtand er namentlich die Letztern fand.

Siebentes Capitel.

Irrungen der proteſtantiſchen Fürſten; Unternehmung gegen Braunſchweig, 1542.

Indem ſich die europäiſche Welt noch einmal in zwei große Parteien ſpaltete, alle alten Feindſeligkeiten ſich aufs neue gegen das Haus Öſtreich entluden, — gewann eine Macht, wie die proteſtantiſche, die über ſtattliche Mannſchaften zu verfügen hatte, und auf deren Haltung der Friede in Deutſchland beruhte, eine noch ſtärkere allgemeine Bedeutung, als ſie ohnehin beſaß.

Mochten die Evangeliſchen auch die Osmanen verabſcheuen, — wie denn das Gefühl eines Gegenſatzes der Chriſtenheit gegen den Islam, durch Luther angeregt, in ihnen beſonders lebendig war, — und aus reichsſtändiſcher Pflicht Annäherung an den König von Frankreich vermeiden, ſo kam ihnen doch in der Theilnahme von Dänemark, das zu ihrem Bunde gehörte, und von Cleve, deſſen Rechte zum Theil auch ſächſiſche Rechte waren, das antiöſtreichiſche Intereſſe beſonders nahe: durch dieſe entfernteren Bundesgenoſſen waren ſie gleichſam ſchon mit ergriffen und verwickelt.

Welche politiſche Haltung ſie annehmen würden, mußte

nicht allein für die Vertheidigung des Kaiſers, ſondern ſey es nun daß ſie ſich ſeinen Gegnern oder ihm ſelber anſchloſ-ſen, für den Fortgang ihrer eignen Angelegenheiten von durch-greifendem Einfluß werden.

Nun ſehen wir aber hier nicht eine centraliſirte Macht vor uns, deren Bewegungen von der Einheit Eines Willens ausgegangen wären; ſondern mehrere gleichberechtigte und gleichſtarke Fürſten, unter denen Keiner ein anerkanntes Über-gewicht beſaß, haben hier zu entſcheiden. Wir müſſen, um die Motive ihres Verfahrens, ihre Lage überhaupt zu erken-nen, den vornehmſten unter ihnen und deren Begegniſſen ei-nen Schritt näher treten.

Dann aber beginnen wir mit der Betrachtung, die ſich uns wohl ſchon früher aufgedrängt, welche Schwierig-keit für die Durchführung der reformatoriſchen Gedanken, de-ren letztes Fundament ein religiös-moraliſches war, darin lag, daß die Verfechter deſſelben, an die man den Anſpruch machte dieſe Prinzipien in ihrem Leben darzuſtellen, das doch keineswegs immer leiſteten. Sie waren Kinder einer rohen mit Gewaltſamkeit und Fehde erfüllten Zeit: kräftige Natu-ren, aber ihrer Leidenſchaften wenig Meiſter.

In den Zeiten, in denen wir ſtehen, war ein Ereigniß vorgekommen, welches dieſen Widerſtreit recht augenſcheinlich zu Tage brachte.

Wir kennen den freudigen Landgrafen, ſeine unermüd-liche, von innerem Leben getragene Thätigkeit wie in ſeinem Lande ſo in den allgemeinen Angelegenheiten, die Kühnheit ſeiner Entſchlüſſe, die raſche Entſchiedenheit, mit der er ſie ausführte; wir wiſſen wie er ſich von der Wahrheit der

neuen Lehre faſt mit theologiſcher Gelehrſamkeit durchdrungen hatte, wie feſt er daran hielt, wie gewaltig er derſelben dann nach allen Seiten hin Bahn eröffnete. Allein wir erinnern uns auch, daß er der Genoſſenſchaft des Glaubens und der Politik der er angehörte, durch übereiltes Zufahren, z. B. in den packiſchen Händeln, zuweilen auch Schaden gethan, üble Nachrede zugezogen hat. Etwas weit Schlimmeres aber, ganz perſönlicher Art, ereignete ſich jetzt. Von ſinnlich derber Natur, häufig auf Reiſen und in Geſellſchaften, wo man zu ſpielen und zechen liebte, niemals geübt ſich ſelbſt zu beherrſchen, ohne Zweifel religiös ergriffen aber darum noch nicht moraliſch gebildet wie er war, verfiel er dann und wann in grobe Ausſchweifungen. Seine Gemahlin, mit der er ſich in ſehr frühen Jahren vermählt, erweckte ihm durch körperliche Übelſtände und unangenehme Gewohnheiten eher Widerwillen. Indem er ihr nun aber untreu wurde, fühlte er ſich als ein guter evangeliſcher Chriſt in ſeinem Gewiſſen bedrängt: er glaubte ſich der höchſten Verſöhnung, die ihm die Kirche darbot, des Genuſſes der Euchariſtie enthalten zu müſſen, wie ſehr er auch in ſeiner Seele darnach Verlangen trug; aber dieſe Entſagung machte ſeinen Zuſtand nur ärger. Er dachte oft, indem er das Schwert für die evangeliſche Kirche, für das Wort Gottes zog, wenn ihn eine Kugel treffe, fahre er doch zum Teufel.

In dieſem Zuſtand lernte er am Hofe ſeiner Schweſter zu Rochlitz ein junges Fräulein kennen, Margaretha von der Saal, die ſeine ganze Neigung feſſelte, aber von ihrer Mutter geleitet ſeinen ungeſetzmäßigen Bewerbungen ſo vielen

Widerſtand leiſtete daß er auf einen höchſt außerordentlichen Gedanken gerieth. [1]

Wir erinnern uns, wie bei dem erſten Wieder-bekanntwerden des alten Teſtamentes von Einigen die Verbindlichkeit der Monogamie bezweifelt wurde. Luther ſprach ſich dahin aus, daß dieſe Verbindlichkeit kraft der bürgerlichen Geſetze beſtehe, wenn er ſie auch allerdings durch keinen Spruch der Schrift als ein göttliches Gebot nachzuweiſen vermöge. An einer Stelle in der Erklärung der Geneſis, worin dieß beſonders mild ausgedrückt war, hielt jetzt der Landgraf feſt. Sein Prediger und Beichtvater Dionyſius Melander, der ſelbſt manche ungewöhnliche Verhältniſſe durchgemacht, beſtärkte ihn darin, ſtatt ihn abzuhalten. Genug, Philipp faßte den Gedanken, Margarethen in aller Form zu ſeiner zweiten Gemahlin zu machen.

Die Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, mit der er in dieſer Sache verfuhr, mildert doch den Fehler wieder, den er begieng.

Vor allem kam es auf die Einwilligung ſeiner Gemahlin Chriſtine an. Sie gab dieſelbe auf dem Schloß Spangenberg, am 11ten Dezember 1539, in einer förmlichen Urkunde, mit Vorbehalt wie ſich verſteht aller ihrer übrigen Rechte und der Rechte ihrer Kinder, die ihr denn Philipp feierlich gewährleiſtete.

Nicht weniger aber lag ihm an der Billigung ſeiner Glaubensgenoſſen; erſt durch die Beiſtimmung Luthers und Melanchthons, in deren Urtheil nach dem göttlichen Wort

1. Vgl. Seckendorf Excurs (de digamia Landgravii narratio accurata, p. 277). Strobel Beiträge z. Lit. des 16ten Jahrh. II.

er die diſpenſirende Gewalt der alten Kirche ſah, glaubte er in ſeinem Gewiſſen vollkommen ſicher zu werden. Sie erſchraken, wie man denken kann, als ihnen dieſer unerwartete, unerhörte Antrag geſchah: wohl ſahen ſie voraus, welch böſer Ruf ihnen und ihrer Lehre aus einem ſolchen Zugeſtändniß entſpringen werde; aber ſo dringend waren die Aufforderungen des Landgrafen, mit ſo ernſtlichen Betheurungen einer ganz unabänderlichen Nothwendigkeit verknüpft, und ſo gut berechnet auf Geſinnung und Stimmung der beiden Gelehrten, daß dieſe ſich endlich, wiewohl nicht als vor der Welt ſondern als vor Gott, und nur unter der Bedingung des tiefſten Geheimniſſes, zu einem Beichtrath entſchloſſen, in welchem ſie zwar nochmals alle ihre Gegengründe wiederholten, ſo daß ihre Schrift wie eine Abmahnung ausſieht,[1] aber zuletzt doch ihre Einwilligung nicht verſagten.

Nun war aber hiebei nicht allein von Religion und Moral, ſondern auch von Recht die Rede. Erſt kurz vorher war Bigamie in der peinlichen Halsgerichtsordnung als eins der ſchwerſten Verbrechen verpönt worden,[2] und der Landgraf fürchtete, daß das Reichsgericht und der Kaiſer in dieſer ſeiner zweiten Ehe neuen Anlaß zu einem rechtlichen Verfahren gegen ihn finden würden. Um ſich hiegegen zu ſichern, erſuchte er den Churfürſten, ihr Vertheidigungsbündniß auf den Fall zu erſtrecken, daß er um dieſer Sache wil-

1. 10 Dez. 1539. D. W. V, 236. C. Ev. III, 850.

2. Art. 121, nach den Canoniſten und im Gegenſatz gegen die bambergiſche Conſtitution, welche Bigamie für nicht capital erklärt. Gerſtlacher Handbuch der Reichsgeſetze Bd XI, II, p. 2669. Malblanc Geſchichte der p. Gerichtsordnung p. 207. Übrigens hatte der Landgraf die P. HGO. ſchon 1535 ſelbſt in ſeinem Lande eingeführt.

len angegriffen werde; wogegen auch er ihn in allen Fällen die noch nicht in dem ſchmalkaldiſchen Bündniß begriffen ſeyen, unterſtützen wolle. Erinnern wir uns, wie viel daran lag daß der Landgraf die ſächſiſchen Intereſſen in der cleviſch-geldriſchen Sache zu den ſeinen gemacht, dem Herzog von Cleve den Schutz des ſchmalkaldiſchen Bundes bewilligt hätte. Aber auch durch dieſe großartige Ausſicht ließ ſich der Ordnung liebende, legale, geſetzte Churfürſt nicht bewegen, den Vorſchlag anzunehmen. Er bat vielmehr ſeinen Bundesgenoſſen, von einem Vorhaben abzuſtehn, welches ihre Kirche beſchimpfen werde, ſey ihm das aber ſchlechterdings nicht möglich, die Sache wenigſtens in das tiefſte Geheimniß zu begraben. Wofern er dieß halte, habe er ja ohnehin nichts zu fürchten.[1]

Hierauf vollzog der Landgraf, im März 1540, die neue Ehe zu Rothenburg an der Fulda: wie er in dem Inſtrumente ſagt, deshalb insgeheim und in aller Stille, „weil es ungewöhnlich ſey, obwohl nicht unchriſtlich noch unerlaubt, zwei Frauen zu haben.“

Allein wie bald ward ſein Geheimniß öffentlich bekannt. Und zwar nicht allein weil Dinge dieſer Art überhaupt nicht verſchwiegen bleiben — das Gerücht gieng dieß Mal eher irre — ſondern zunächſt weil auch noch ein dritter Hof, der albertiniſche Herzog Heinrichs zu Dresden, ſich um die Sache bekümmerte.

Es ſchien als wolle man ſich dort der Landgräfin annehmen, die eine Prinzeſſin dieſer Linie war. Als die Mutter des Fräuleins nach Sachſen zurückkam, ward ſie von ihrem Gute an den Hof geholt und gleichſam peinlich be-

1. Seckendorf p. 279.

fragt. Um ihre Ehre zu ſchützen, legte ſie die Schriften vor, mit denen ſich der Landgraf bei ihr ſelbſt gerechtfertigt hatte. Hierauf erhob ſich aber ein noch viel lauteres Geſchrei, wie über das unerhörte, ärgerliche Beginnen des Landgrafen, ſo auch über den Churfürſten, den man für einverſtanden hielt, und dem man auch den Beichtrath der Theologen zur Laſt legte. Johann Friedrich war ganz erſtaunt und entrüſtet.[1] Er glaubte dort auch nach der geſchehenen großen Veränderung wieder den üblen Willen wahrzunehmen, der unter der frühern Regierung vorgewaltet. Bittere Schriften wurden gewechſelt: Botſchafter giengen von einem Hoflager nach dem andern: Tagſatzungen wurden gehalten; der Landgraf erklärte endlich, das Geheimniß ſey ihm unerträglich: er wolle und müſſe deſſelben überhoben werden.

Melanchthon war auf der Reiſe nach Hagenau begriffen, als dieſe Dinge ins allgemeine Geſpräch kamen. Er war nicht ſtark genug, um die Mißbilligung jenes Beichtraths den er mit Luther ausgeſtellt, die er von allen Seiten vernahm, zu ertragen. Die ſchmerzlichen Gedanken die er ſich darüber machte, warfen ihn in Weimar aufs Krankenlager und man glaubte ſeine Geneſung nur der kräftigen Zuſprache, dem Gebete Luthers zu verdanken. Luther, aus ſtärkerem Stoffe gebildet, erhob ſich auf einen Standpunct, von welchem er die Sache ruhiger anſah. Es ſey ein Unterſchied, ſagte er, was in den Nöthen des Gewiſſens vor

1. Schreiben Johann Friedrichs an Philipp Dienſtag Viti 1540. Seinen Räthen befiehlt er, dem Landgrafen keinen Beiſtand zu leiſten, „dieweil dieß ein groß vaſt unerhort werk; hette es von den Theologen gerathen wer da wolt, ſo wåre es vor ein recht gegen der welt zu verteidingen unmůglich.“

Gott möge nachgegeben werden, und was in äußerlicher Ordnung auf Erden recht ſey. Würde der Landgraf den Rathſchlag offenbaren, ſo würde er ſich aus göttlichem Gericht in menſchliches begeben, wo ihm damit nicht geholfen werden könne. Er bat ihn um Gottes willen ſeine Feder nicht rege zu machen.[1]

Was man nun aber auch ſagen oder verſchweigen mochte, ſo wurde die Sache in aller Welt ruchtbar. Im Sommer 1540 findet man ihrer ſchon in weiter Ferne in ganz gewöhnlichen Privatbriefen erwähnt.

Und wie hätte ſie nun nicht den größten Anſtoß erregen ſollen!

„Wer hat in langer Zeit", ſchreibt Joachim II, der eben mit der Abfaſſung ſeiner Kirchenordnung beſchäftigt war, „jemals von einer thörichtern Sache gehört." Er meint, es müſſe dem Teufel viel Arbeit gekoſtet haben, um dem Evangelium einen ſolchen Klotz in den Weg zu werfen.[2]

König Ferdinand ſoll geſagt haben, er ſey eine Zeitlang der evangeliſchen Lehre ſehr geneigt geweſen, doch habe ihn dieſe Sache anderer Meinung gemacht.

Und wer könnte die Folgen ermeſſen welche ein Ärgerniß dieſer Art, das aus der Partei hervorgieng die in vorzüglichem Grade chriſtlich zu ſeyn behauptete, auf die Stimmung der Gemüther in aller Welt hervorgebracht hat?

Auch diejenigen aber, welche unmittelbar in die Augen fielen, waren für den Fortgang der Dinge von größter Bedeutung.

1. Bei Rommel II, 414.
2. Am Tag Johannis Baptiſtä 1540. (Deſſauer Archiv.)

Die vornehmſte war, daß der Landgraf, dem man ſogar von dem Mittelpunct ſeiner Partei her mit Kaiſer und Reich drohte (hat doch Luther ſelbſt einmal darauf provocirt), ſich dem Kaiſer annäherte.

Nicht als ob der erſte Grund dazu aus dieſer Angelegenheit entſprungen wäre: wir wiſſen wie nach dem Frieden von Cadan ein beſſeres Vernehmen entſtand und ſeitdem von Lunden und Königin Maria unterhalten wurde; doch um vieles enger ſchloß ſich der Landgraf nunmehr dem Kaiſer ſelber an; er ſagte, er müſſe Mittel ſuchen, um Leib und Gut, Land und Leute zu retten. Bei der Zuſammenkunft zu Worms, auf dem Reichstag von Regensburg zeigte er eine unerwartete Nachgiebigkeit; er feſſelte endlich ſeine ganze Politik durch das engſte Bündniß mit dem Kaiſer.

In demſelben Grade mußte nun aber auch ſein Verhältniß zu andern Bundesverwandten, namentlich zu Johann Friedrich, lockerer werden.

Johann Friedrich zeichnete ſich eben durch die ſittlich-ſtrenge Haltung, die er beobachtete, vor allen Zeitgenoſſen aus.

Nicht allein ſeiner Gemahlin hielt er unverbrüchliche Treue, ſein Hof war überhaupt ein Muſter von guter Zucht und Sittſamkeit; auch ſein Feldlager wußte er in dieſer Hinſicht in Ordnung zu halten. Nie gieng ein unzüchtiges Wort aus ſeinem Munde; eine Unwahrheit hätte er um keinen Preis ausgeſprochen: auf jede ſeiner Zuſagen konnte man ſich heilig verlaſſen. Wir leſen in dieſer Zeit ſo viel von geheimen Ränken, hinterliſtigen Umtrieben. In Johann

Friedrich war kein Falſch. Da uns eine große Zahl ſeiner geheimſten Briefſchaften zu Handen gekommen, ſo können wir mit aller Zuverläßigkeit ſagen, daß von jenen weitausſehenden Planen, die man ihm zuweilen Schuld gab, nie die Rede geweſen iſt. Er war zufrieden, in ſeinem Land hin und her zu ziehen: von der Hofhaltung zu Weimar, wo er dann und wann fürſtliche Nachbarn, ſeine Freunde bei ſich ſah, und ihnen vielleicht ein Trinkgelag veranſtaltete, immer aber mit der Rückſicht, daß er nicht des andern Morgens an der Arbeit gehindert würde, — nach einer ſeiner Bergſtädte, wo bei ſeinem Einzug die ſchönſten Erzſtufen aus neu eröffneten Kuxen vor ihm hergetragen wurden, wo er dann wohl die Einwohner, Männer und Frauen, Alte und Junge, zu ſich einlud und ihnen ein ländliches Feſt gab, — oder nach ſeiner Univerſität Wittenberg, die er zum Theil als ſeine eigne Schöpfung betrachtete, da er zuerſt ſie feſter begründet, wo unter der Jugend, die aus aller Welt zuſammenſtrömte, auch ſeine Söhne ſtudirten und die von Melanchthon gegründete Disciplin durchmachten; er verſäumte nicht den feierlichen Redeübungen beizuwohnen, in denen ſie ihre Kenntniſſe darlegten. Hier befand er ſich in dem Mittelpunct der Thätigkeit des Jahrhunderts und ſeiner eignen.[1] Von hier war die Lehre ausgegangen, deren Tiefſinn und Kraft ſein einfaches ehrliches Gemüth vollkommen durchdrungen hatte. Aufrichtiger als er konnte Niemand überzeugt ſeyn daß dieſe Lehre den Inhalt des göttlichen Wortes wiedergebe, und die unerläßliche

1. Vorwort zur Dotation der Univerſität bei Seckendorf III, § 50, p. 142, wo denn auch „der trefflichen Geſchicklichkeit“ Melanchthons gedacht wird.

Pflicht erheiſche ſie zu bekennen. Er ſpottete der Beſchuldigung, die Reformation der Kirche ſey von ſeinen Vorfahren oder von ihm um der geiſtlichen Güter willen unternommen worden; er meinte, das würde heißen, die Schüſſel zertrümmern, um ſich des Löffels zu bemächtigen; ſo viele Widerwärtigkeiten habe man darüber beſtanden und beſtehe ſie noch; allein es reue ihn nicht; aus der bekannten Lehre ſey nun auch alles Gute hervorgegangen, wahrhafter Gottesdienſt, Beſſerung des Volkes, auch Erkenntniß des Gehorſams gegen die Obrigkeit; der ſchmalkaldiſche Bund habe eine fortwährende Ausbreitung des Evangeliums ohne Krieg noch Blutvergießen hervorgebracht. Unaufhörlich arbeitete, ſchrieb er dafür. In den Archiven finden ſich eigenhändige Aufſätze von mehreren Bogen von ihm, welche ſogleich in aller Weitläuftigkeit damaliger Canzleiformen, ſo daß er von ſich ſelbſt nicht ſelten in der dritten Perſon mit dem Prädicat churfürſtliche Gnaden redet, abgefaßt ſind. Die Entwürfe ſeiner Räthe corrigirt er von Anfang bis Ende durch und bedeckt den Rand des Papieres mit ſeinen Zuſätzen. Und man dürfte nicht etwa glauben, daß er hierin dem Rathe ſeiner Theologen, namentlich Luthers, zu viel gefolgt ſey. Er iſt von Ehrfurcht für ſeinen Doctor durchdrungen: ein Blatt von ihm ſey ihm lieber als ganze Bogen von andern: ſein Wort dringe ihm durch Mark und Bein; er läßt den Tadel nicht gelten, der nicht ſelten über ſeine Heftigkeit erhoben wurde, denn er werde wohl weiter ſehen und mehr verſtehen als andre. Aber in den Geſchäften giebt er ihm vielleicht weniger Gehör als gut geweſen wäre. Nicht ſelten iſt Luther über das Verhalten das am Hofe beliebt wird,

mißvergnügt: „mir kommen Gedanken,“ ſagt er einmal, „von denen ich wollte, ſie kämen mir nicht.“[1] Hie und da habe ich ſogar zu bemerken geglaubt, daß ſich in Luther ſelbſt eine urſprünglich richtige und reinere Auffaſſung durch die Einwirkung des Hofes trübte.

Was den Fürſten beſchränkte war der mancherlei nachbarliche Hader in dem er befangen war. Einer Sinnesweiſe wie der ſeinen, widerſpricht es nicht, daß er, ſehr entfernt nach dem Fremden und Entlegenen zu trachten, doch ſeine Rechte und Anſprüche, die er freilich für unleugbar hielt, mit Eiferſucht behauptete. Dem Grafen von Schwarzburg, der ſeine Herrſchaften beim Reiche zu verſteuern Miene macht, ſchickt er unverzüglich einen Drommeter nach Arnſtadt und läßt ihm ungnädige Anzeigung thun; den Erfurtern die ihm einen Abtrag verſagen, läßt er dafür das Amt Großrudſtedt mit bewaffnetem Volk entreißen. Nun geſchah aber daß Streitigkeiten dieſer Art nur allzu oft und allzu nah mit der Religionsſache in Berührung kamen. Wir wiſſen, wie Johann Friedrich mit ſeinen Nachbarn Albrecht und Georg, die den alten Glauben in Norddeutſchland aufrecht zu erhalten ſuchten, in mannichfaltige Händel über allerlei Beſitzthümer, Anſprüche, Gerichtsbarkeiten, z. B. mit dem letztern über das Burggrafthum zu Magdeburg und das Grävengeding in Halle verwickelt war. Von Heinrich von Braunſchweig fürchtet er, er hege Gedanken wie ſeine Altvordern Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe, und

1. Luther an Juſtus Jonas: Aula est sapiens et gaudet sese esse actricem: — olim et ipsi vellent sese fuisse spectatores — incipio unice gaudere, nos ab aula excludi et contemni. D. W. IV, 627.

trachte nach der churfürſtlichen Würde von Sachſen. Mit dem Churfürſten von Brandenburg war er auch dann noch in einer Art von Eiferſucht, als derſelbe dem Bekenntniß beigetreten. Unter andern erregte jene Geſandtſchaft an Luther im J. 1541 ſein Mißfallen, einmal weil er nicht gern ſah, daß der wenigſtens nicht geliebte Nachbar, an deſſen Feſtigkeit er nicht glaubte, ſich an ſeinen Doctor wendete, ſodann weil er, der Landesfürſt, vorbeigegangen worden; er ſelbſt kam mit ſeinem Canzler herbei, um der Antwort Luthers ihre Form zu geben. In dem Verhältniß zu König Ferdinand durchkreuzten ſich unaufhörlich die Sachen der Religion und der Wahl. Es verſteht ſich, wenn die weltlichen Intereſſen mit den geiſtlichen in Widerſtreit kommen, zögert Johann Friedrich keinen Augenblick die erſtern nachzuſetzen; für ihn beginnt die Gefahr erſt, wenn ſie zuſammenſtimmen, in einander fallen: dann gewinnt auch das Geringſte für ihn eine höhere Bedeutung und er hält es mit Hartnäckigkeit feſt. Wer weiß nicht, wie oft kleine, nahe, dringende Rückſichten den Blick in großen Angelegenheiten beſchränken? Es iſt eine der Mangelhaftigkeiten in dem menſchlichen Weſen überhaupt, daß ſie zuſammentreffen können. Wir werden Johann Friedrich noch einmal begegnen, wo in einem großartigen Unglück alle Schlacken von ihm weggeſchmolzen ſind und ſeine religiöſe Geſinnung in voller Reinheit ſtrahlt. Damals machte ſein Verfahren wohl noch den Eindruck, als wolle er „über alle Augen halten, die er im Würfelſpiel geworfen.“[1] Er zeigte

1. Er führt wohl einmal ſelbſt aus, wie ſo er ſich nicht entziehen laſſen könne, wozu er ſich befugt halte. Ergründete Verantwortung bei Hortleder I, IV, 9, nr. 103.

ſich reizbar, mißtrauiſch, eigenſinnig und durch kleine Verhältniſſe in engem Geſichtskreiſe befangen; die Mittel die er ergriff, entſprachen oft mehr ſeiner Stimmung, als daß ſie auf die Erreichung des Zieles wohl berechnet geweſen wären.

Betrachten wir nur ſein Verfahren in der wichtigſten ſeiner Angelegenheiten damaliger Zeit, der Wiederbeſetzung des im Jahr 1541 erledigten Bisthums Naumburg.

Ein Fürſt, wie ſein Oheim, würde wohl verſtanden haben, die Domherrn zu einer ihm genehmen Wahl zu vermögen. Johann Friedrich hatte ſie aber durch mannichfaltige Anmuthungen geiſtlicher und weltlicher Natur vorlängſt verſtimmt, und ſie wählten Julius Pflug zum Biſchof, von dem ſie wohl wußten, daß er ihn nicht mochte. Julius Pflug war einer der gelehrteſten Edelleute Norddeutſchlands: gebildet und gemäßigt; aber er hielt an dem Weſentlichen der katholiſchen Überzeugung feſt. Johann Friedrich, der ihm Schuld gab, er habe Naumburg zu dem Nürnberger Bündniß bringen wollen, erklärte, daß er ihn nimmermehr dulden werde. Mit unumwundenen Worten ließ er ihn wiſſen: wer es nicht mit S. churf. Gnade und ihrer Confeſſion halte, den könne S. Gnaden nur als ihren Widerwärtigen betrachten. Die Räthe Johann Friedrichs verhehlten ihm die Gefahr nicht, die er durch einen Schritt dieſer Art auf ſich ziehe. Das Reich, ſagte ihm Brück, den auch Luther hiebei unterſtützte,[1] habe ſich die bisherigen Anordnungen, von denen nur der niedere Clerus und die Kloſtergeiſtlichkeit betroffen worden, gefallen laſſen, aber etwas ganz anders ſey es, nun auch die höhere Geiſtlichkeit, einen

1. Schreiben Luthers 24 Jan. 1541. D. W. V, 331.

Biſchof anzugreifen: da werde ſich alles entgegenſetzen, was dem Papſtthum noch anhänge.[1] Der Churfürſt wandte ein, auch in Dänemark, Schweden, England und dem Herzogthum Preußen habe man Veränderungen vorgenommen, der Kaiſer ſelbſt habe in Lüttich und Utrecht etwas Ähnliches gethan; es gebe keinen Potentaten der ihn darüber angreifen werde, und das Kammergericht fürchte er nicht. Er vergaß, daß ſein landesherrliches Recht ſo unbeſtritten nicht war, daß man jetzt vor allem ſich hüten mußte die Majorität, die ſchon im Zerfallen begriffen war, wieder zu vereinigen. Die Wittenberger Theologen hätten wenigſtens gewünſcht, daß ein Reichsfürſt, z. B. Georg von Anhalt, mit der geiſtlichen Verwaltung beauftragt worden wäre: und Luther gab demſelben das beſte Zeugniß; aber Johann Friedrich fürchtete die Verbindung in welcher Fürſt Georg mit Erzbiſchof Albrecht ſtehen könnte, und zog den Licentiaten Nicolaus von Amsdorf vor, deſſen Sinnesweiſe der ſeinen ohnehin entſprach. Die weltliche Verwaltung nahm er ſelber an ſich.

Und wäre nun der neue Biſchof nur auch ernſtlich zu durchgreifenden Verbeſſerungen unterſtützt worden!

1. Gregor Brück an den Churfürſten Sonntag nach Erhardi 1541: „denn wiewol der papſtlich Hauf bis anher hat zugeſehen, das man gemeyner Pfaffen, Mönche und Nonnen halber beruhrte Verordenungen vorgenommen, ſo laſſen ſich doch verdunken, man wolle nu dergleichen der biſchove halber auch furnehmen, dem wollen ſie nu wehren und kaiſ. Mt zu Hülfe nehmen, der Kaiſer und die Pfaffen möchten leicht mit Confirmirung des Papſts ein biſchof ſetzen." Der Churfürſt erklärt dieſe Bedenklichkeiten für „etwas weitläuftig, dazu auch kleinmüthig." Brück bleibt dabei, daß der Churfürſt die Sache berge und diſſimulire, bis zu ſeiner Zeit, die nicht fehlen könne; und behalte ihm der Pfaffen Untreu zu einer Urſach chriſtlicher Reformation zu ſeiner Zeit. (W. A.)

Luther beklagte ſich, der Hof unternehme eine Sache kühnlich: ehe ſie aber noch nicht ins Geleiſe gekommen, wenn man nur die Welt aufs neue auf ſich geladen habe, rege keiner die Hand.

Natürlich erfüllte Julius Pflug das Reich und den kaiſerlichen Hof mit ſeinen Klagen, und es ſpann ſich dort eine neue weitausſehende Streitigkeit an. Aber auch in der Nähe zeigten ſich widerwärtige Folgen. Der meißniſche Adel fühlte ſich in Pflug, der einem ſeiner vornehmſten Geſchlechter angehörte, aufs neue beleidigt.

In einer verwandten Angelegenheit brach gleich darauf ein Hader zwiſchen beiden Landſchaften aus, der ernſthafter zu werden drohte als jemals ein andrer.

Bei der Erbtheilung der beiden Linien im J. 1485 war auch der Schutz und die Hoheit über die drei Bisthümer vertheilt worden; den Albertinern war Merſeburg, den Erneſtinern Naumburg zugefallen: Meißen ſollte beiden gemeinſchaftlich ſeyn.[1]

Im Laufe der Zeit, bei der fortgehenden Ausbildung des Territorialſtaats, war nun aber geſchehen, daß auch von dem Stifte Meißen ein Theil ſich mehr dem einen, ein andrer dem andern Fürſtenthum anſchloß. Namentlich erkannte das Amt Wurzen die Hoheit der Erneſtiner. Sie hatten da das Geleite der Straßen, ſie empfiengen die Beſchwerden

1. Der Theilzettel ſagt: das Bisthum Meißen „ſoll in unſers l. Bruders, unſrer und unſer beider mannlicher ehlicher leibserben ſamptlichen ſchutz, ſchirm, vertaidung und handhabung ſeyn.“ Dieß war durch den Grimmaiſchen Machtſpruch beſtätigt. (W. A.)

über die biſchöfliche Verwaltung; ihnen ward die Heeresfolge geleiſtet, wie z. B. im Bauernkriege: man beobachtete ihre Landesordnungen. Allein ſie mußten, wie an vielen andern Stellen, auch hier Gegenwirkungen der in der Nähe mächtigern Albertiner erfahren, und zwar um ſo mehr, ſeitdem die Religionsſpaltung ausgebrochen, wo ſich dann der Biſchof natürlicher Weiſe lieber an den katholiſchen Fürſten hielt: Herzog Georg hatte unter andern in den letzten Jahren die Türkenſteuer auch von Wurzen eingebracht.

Nun war zwar nach deſſen Ableben Herzog Heinrich unter dem Einfluß Johann Friedrichs eingeſetzt und befeſtigt worden, — nach dem Tode Heinrichs im J. 1541 hatte ſich Johann Friedrich auch um deſſen Nachfolger Moritz ein großes Verdienſt erworben. Auf Antrieb ſeiner Gemahlin und ſeines allvermögenden Miniſters Schönberg hatte nemlich Heinrich ein Teſtament aufgeſetzt, nach welchem das Land zwiſchen ſeinen beiden Söhnen getheilt werden ſollte. Eine ſelbſtſüchtige Politik würde hierin vielleicht die Gelegenheit geſehen haben, ſich über die geſonderten und daher ſchwächeren Stammesvettern eine fortwährende Autorität zu ſichern. In dem ehrlichen Johann Friedrich kam aber ein Gedanke dieſer Art nicht auf: er trug vielmehr nach Kräften dazu bei, daß Moritz in den Beſitz des ungetheilten Landes gelangte.[1] Alle das aber führte doch noch immer zu keinem vollſtändig guten Verhältniß: nicht einmal bei Heinrich, der z. B. ſich der

1. Schreiben Johann Friedrichs an Philipp Dienſtag in Pfingſten. Es war ein Teſtament zu Gunſten Auguſts gemacht worden: Johann Friedrich erzählt, er habe Moritz gewarnt, ſich nach Dresden zu begeben, wo er leicht verleitet werden könnte das Teſtament anzunehmen. (W. A.)

Ordnung des ſchmalkaldiſchen Bundes niemals ganz unterwerfen wollte, noch viel weniger aber bei Moritz, der die alten Räthe des Herzog Georg wieder hervorzog, und nicht gemeint war, um vergangener Wohlthaten willen, wie groß ſie auch ſeyn mochten, momentane Beeinträchtigungen zu dulden auch nur in geringen Dingen.

Als im Jahr 1542 eine neue Türkenſteuer ausgeſchrieben ward, verſäumte der Biſchof, wie er wohl ſchuldig geweſen wäre, die zur Einbringung derſelben angeordnete ſtändiſche Verſammlung des erneſtiniſchen Fürſtenthums zu beſuchen: auf die Anforderung Johann Friedrichs gab er nur ausweichende Antworten; jetzt aber war dieſer ſein Recht wenigſtens in Wurzen geltend zu machen entſchloſſen: ohne erſt bei ſeinem Vetter anzufragen, ließ er dieſen Ort im März 1542 mit Truppen beſetzen, die Stände des Amtes verſammeln und ſie von ſeinetwegen zur Zahlung der Steuer auffordern. [1]

Hierüber aber gerieth nun die albertiniſche Landſchaft in Feuer und Flamme. Mit einem Theile des Adels ſtand der verletzte Biſchof in Verbindung; ein andrer war durch die Pflugſche Sache aufgeregt; jetzt glaubten die beleidigten alten Räthe eine Gelegenheit gefunden zu haben um ſich zu rächen; in dem jungen Fürſten erhob ſich der leicht zu begreifende Ehrgeiz nichts zu verlieren was ſeine Vorweſer beſeſſen. Er war auf der Stelle zum Äußerſten entſchloſſen. Er forderte ſeine thüringiſchen, meißniſchen und gebir-

1. Ein Bedenken von Brück Montag nach Invocavit erörtert alle Verhältniſſe. Nur mit Ungeduld habe man dem Herzog Georg nachgeſehen. „Die Meißner werden ſich jetzo unterſtehn, den Biſchof ganz an ſich zu ziehen.“

giſchen Mannſchaften zuſammen und erſchien mit einer bedeutenden bewaffneten Schaar im Feld.[1]

Eine ſo drohende Demonſtration hatte der Churfürſt doch nicht erwartet. Auch er mahnte nun ſeine Landſaſſen auf, aus dem Amte Weimar allein 100 M. z. Pf., 1800 M. z. F., und ſtellte ein wenigſtens nicht minder zahlreiches Heer dem Herzog entgegen. Es ſchien als würden die beiden Vettern, beide evangeliſche Fürſten unmittelbar an einander gerathen.

Ganz beſtürzt war Luther, daß der alte Hader, der durch die Einführung der evangeliſchen Lehre gehoben zu ſeyn geſchienen, nun doch in aller ſeiner verhaltenen Wuth hervorbrach. Zwiſchen den kriegbereiten Schaaren ließ er, ihr Apoſtel, ſeinen mächtigen Friedensruf ertönen. „Der Satan ſuche aus dieſem Funken ein Feuer aufzublaſen, zur Freude der Feinde, zum Gelächter der Türken. Wie werde die Welt ſpotten, daß die Evangeliſchen, die ihr den Weg zum Himmel zu weiſen vorgeben, eine ſo geringe Sache nicht in Frieden auszumachen verſtehen. Bisher ſey das Hofgericht nicht befragt, noch die Stände und Gelehrten des Landes, noch die erbvereinigten Fürſten: ohne Weiteres richte man Aufruhr an in einem Lande, deſſen beide Fürſten unter zweier Schweſtern Herzen gelegen, wo der Adel in vetterlicher, beinahe brüderlicher Verwandtſchaft ſtehe, Bürger und Bauern gegen einander Söhne und Töchter gegeben und genommen. Er ſeinerſeits trete zu dem Theile der Friede und Recht anbiete; der könne ſich fröhlich wehren und der Vergebung ſeiner Sünden gewiß ſeyn; den Unfriedlichen und Rachgierigen da-

1. Langenn Moritz Herzog und Churfürſt zu Sachſen S. 138.

gegen kündige er an, daß ſie, wenn ſie im Krieg umkommen, ewig verdammt ſeyn werden.“ Er wandte ſich an die Mannſchaften im Felde und forderte ſie auf, den unfriedfertigen Fürſten zu verlaſſen.[1]

Und in dieſem Augenblick erſchien auch bereits Landgraf Philipp, der noch nicht recht verſöhnt weder mit Johann Friedrich noch mit Luther, doch unmöglich den Ausbruch einer Fehde unter ſeinen nächſten Verbündeten und Freunden dulden konnte. Hatte Luther die großen Verhältniſſe vor Augen geſtellt, gegen welche die Irrung anſtieß, ſo lag dem Landgrafen das Amt ob, dieſe ſelber nun in ihren kleinen Beziehungen auszutragen. Es ward ihm ſchwer genug: er ſagt einmal, er ſey dabei lebendig im Fegfeuer; aber endlich gelang es ihm doch. Es ward eine Abkunft geſchloſſen, nach welcher Wurzen dem Biſchof zurückgegeben, aber deſſen Verpflichtung, ſeine Türkenſteuer zur Hälfte dem einen, zur Hälfte dem andern Fürſten zu überliefern, ausdrücklicher als jemals feſtgeſtellt ward. Beiden Linien ſollte die Hoheit im Bisthum gemeinſchaftlich zuſtehn: ſie ſollten beide (worüber viel geſtritten ward) in den verſchiedenen Ämtern deſſelben den freien Durchzug haben; im Amt Wurzen ſollte die Viſitationsordnung des Churfürſten, im übrigen Stifte die des Herzogs beobachtet werden.[2]

1. 7 April D. W. V, 456. Bei allem Eifer drückt ſich Luther doch ſehr gemäßigt aus, wenn man ſich erinnert, daß er im Grunde den meißniſchen Adel, „genus hominum superbia luxu libidine avaritia usura impietate perditissimum,“ für den eigentlichen Urheber des Krieges hielt. S. Briefe vom 7, 12, 13, 19 April bei D. W. und Auszug des Briefes vom 12ten bei Langenn 141.

2. Vertrag Wurzen halber Montag nach Oſtertag 1542 im weim. Arch.; bei Du Mont IV, II, 226.

Man ſieht wohl, die Abkunft war dem Churfürſten ſehr günſtig. Nun habe derſelbe doch, ſagt Melchior von Oſſe, einen Fuß ins Land Meißen geſetzt; wären nur die Veranlaſſer dieſer Unluſt um eine Spanne kürzer gemacht worden: da ſie wohl dafür geſorgt daß das nicht geſchehen, ſo werde noch mancher Widerwille im Hauſe Sachſen erfolgen.

Fürs Erſte war jedoch die Beilegung dieſer Händel, zumal da die Unterhandlungen dazu beigetragen hatten, das Vertrauen zwiſchen Johann Friedrich und Philipp wieder herzuſtellen, ein großes Glück.

Während es ſich anließ, als würden zwei der mächtigſten evangeliſchen Fürſten unter einander handgemein werden, kamen auf der andern Seite die alten Feindſeligkeiten der reichsſtändiſchen Mehrheit, die ſo lange gedroht, wenigſtens an Einem Puncte wirklich zum Ausbruch.

Durch den Widerſpruch der immer ſtärker wurde, war das Kammergericht nur um ſo heftiger gereizt worden. Die Beiſitzer deſſelben, die mit den Prieſtern in Speier zuſammen lebten, mit ihnen aßen und tranken und eben ſo viel Anſtoß gaben wie ſie, waren zwar nicht etwa ſehr eifrige Gläubige; ſie meinten: glauben möge jeder was er wolle, allein auf den Rechtspunct komme es an in der Welt; aber nur um ſo mehr ſchalten ſie auf die proteſtantiſchen Fürſten, auf das was ſie deren Kirchenraub nannten, ſie gedachten ihrer nie ohne Schmähungen.[1] Wir erinnern uns der Klagen

1. Pro reformatione camerae imperialis 1542, eine Beſchwerdeſchrift über die Mängel des Gerichtes, im Berliner Archiv. Sie ſa-

welche Herzog Heinrich wider die Stadt Goßlar anhängig gemacht, weil ſie ein paar Klöſter in ihrer Nähe niederreißen laſſen, aus denen er ſie leicht hätte angreifen können. Ihrer Vertheidigung und Gegenklage, den Einreden der Proteſtanten und kaiſerlichen Inhibitionen zum Trotz ward doch am Ende die Acht gegen Goßlar ausgeſprochen. Während des Geſpräches zu Worms ward ſie dort an den Kirchthüren angeſchlagen. Herzog Heinrich war entſchloſſen, ein Urtel zu vollſtrecken, das ihm die erwünſchteſte Gelegenheit gab, ſich an den verhaßten Nachbarn, mit denen er ſchon ſo lange haderte, zu rächen.

Die Proteſtanten hatten nicht geſäumt ſich der Stadt anzunehmen. Sie wären 1541 nicht nach Regensburg gekommen, hätte der Kaiſer die Acht nicht ſuspendirt. Die ſonſt günſtige Erklärung über die Suspenſion der Proceſſe, die der damalige Abſchied enthielt, genügte ihnen gleichwohl noch nicht: in der Declaration mußte ausdrücklich feſtgeſetzt werden, daß damit auch die gegen Goßlar ausgeſprochene Acht ſuspendirt ſeyn ſolle. Mit der Erneuerung der Declaration im Jahr 1542 ward auch dieſer Artikel erneuert; ja Ferdinand gieng damals ſogar noch einen Schritt weiter: um alle Ausrede abzuſchneiden, erklärte er, die Aufſchiebung ſolle auf die ganze Dauer der Declaration die Kraft einer Losſprechung haben. [1]

Wie von jeher ſuchten die Proteſtanten auch jetzt an der kaiſerlichen und königlichen Macht einen Rückhalt gegen

gen: „man ſoll an den Teufel glauben und nur den Pfaffen das Ihre nicht nehmen.“

1. Confirmation der Suſpenſion der Goßlariſchen Acht. Hortleder I, IV, 38. Du Mont IV, II, 227.

die Beſchlüſſe der Majorität und der in ihrem Sinne erfolgenden Gerichtsſprüche.

Allein Herzog Heinrich meinte nicht, ſich darum kümmern zu müſſen. Schon vom Reichstag von Regensburg ſchrieb er in ſein Land, die kaiſerliche Suspenſion laufe wider die Ordnungen des Reiches und könne ihn nicht binden; er befahl ſeinem Großvogt, einem Stechau, ſich kein Mandat irren zu laſſen, möge es nun vom kaiſerlichen Hofe oder vom Kammergericht kommen. [1] Demgemäß verfuhr er, als er zurückgekehrt, auch ſelber. Herzog Heinrich hat ſpäter, nach ſeinem Unglück, auch beſſere Zeiten gehabt, damals aber ſchien er nichts zu kennen als ſeine Begierden und Wünſche. Ihm machte es nicht ſo viel Scrupel, wie ſeinem heſſiſchen Nachbar, ſeiner Gemahlin untreu zu werden: einem jungen Hoffräulein derſelben ließ er in Gandersheim Vigilien und Seelmeſſen halten, indeſſen lebte ſie auf dem hohen Schloß zur Staufenburg und empfieng Jahre lang ſeinen regelmäßigen Beſuch. Den eignen Bruder hat er zwölf Jahre hindurch gefangen gehalten und ihm am Ende nur gegen den nachtheiligſten Vertrag die Freiheit zurückgegeben. Auch im täglichen Leben war er nicht gewohnt Rückſicht zu nehmen. Ich finde Bemerkungen darüber, daß er beim Churfürſten von Brandenburg eintritt, während dieſer ſpeiſt, und ſich das nicht hindern läßt, Zwieſprach mit ihm zu ſuchen: daß er beim Gelag, wenn ihm ein älterer Fürſt nicht mit gleich ſtarken Zügen Beſcheid im Trunke thut, gleichſam beleidigt aufſteht. Auch in öffentlichen Dingen weiß er nur von ſich

1. Schreiben Heinrichs Mittwoch nach Dorotheä. Hortleder I, IV, 46, p. 877.

ſelber, niemals von den Andern. Wenn er um ſich ſah, ſo konnte ihm nicht entgehn, daß er jetzt weder bei dem Kaiſer noch bei ſeinen nähern Verbündeten auf Hülfe rechnen dürfe. Der Stellvertreter des Erzbiſchof Albrecht in Magdeburg hat ihn ſogar gewarnt und ihm lediglich friedliche Rathſchläge ertheilt. Er mußte ſich beſinnen, daß der allvermögende bairiſche Rath, über den er ſich wegwerfend ausgedrückt, ſein Freund nicht war. Erwägungen dieſer Art aber lagen nicht in ſeiner Sinnesweiſe. Trotzend auf das Recht das ihm durch das Urtel zu Theil geworden, ſchritt er gegen die Stadt täglich gewaltſamer vor.[1] Die Beſitzthümer derſelben die in ſeinem Gebiete lagen, zog er ein; die Bauern auf dieſen Gütern mußten das Getreide ausdreſchen und das Korn in die Hauptorte ſeiner Gerichte führen;[2] ihre Renten und Zinſen mußten in ſeinen Ämtern gezahlt werden. Auch von andern Seiten ſchnitt er ihnen die Zufuhr ab; er ließ Holz in ihren Forſten ſchlagen; wehe dem der ſich außerhalb der Mauern betreten ließ! In ein ähnliches Verhältniß ſetzte er ſich zu gleicher Zeit gegen Braunſchweig, obwohl er hier größeren Widerſtand fand. Wenn er die Eichen des Stadtforſtes fällen ließ, kamen ihm die Bürger wohl darin zuvor, daß ſie das Holz nach Hauſe fahren ließen. Wenn er ſich an braunſchweigiſchen Bauern vergriff, ſo ſetzte

1. Sein Plan zeigt ſich ſchon in folgender Stelle eines Briefes an Held, Nov. 1540: „wiewobl wir -- wohl vertrauwen, die Statt Goßlar in 4 Wochen zu erobern, wann wir ihnen allein die Zufuhr verlegten, denn ſie haben weder Leut noch zu freſſen darinnen.“

2. Klagſchrift von Goßlar: „welches ſich über 1000 Scheffel Korns, unſer Stadt Maßen, der drei und viertehalb auf ein Fuder einsmals kunnen geladen und gefurt werden, thut erſtrecken.“

die Stadt dagegen fürſtliche Bediente feſt. Schon ließ er auch hier die gewohnten Straßen verlegen und befahl in ſeinen Dörfern Gräben zum Kriegsgebrauch zu ziehen.[1] Die Stadt entſchuldigt das Ausbleiben ihrer Geſandten zuweilen mit der Leibesgefahr, womit ihr ungnädiger Herr einen Jeden bedrohe, der das Weichbild verlaſſe.

Es leuchtet ein, daß die beiden Städte in Gefahr waren, Goßlar in einer ſehr nahen und dringenden, in die Hände des Herzogs zu fallen. Vergebens ſchickte König Ferdinand ſeine Abgeordneten, Eberhard von Freiberg und Dr Knoller, um ihn zu warnen. Er antwortete, er werde die ergangene Acht vollſtrecken, und ſollte er darüber Güter und Vermögen zuſetzen.

Das war doch am Ende der Gedanke des rechtlichen Krieges, welcher 1530 gefaßt worden, aus welchem die Verbindungen von Halle und von Nürnberg hervorgegangen; jetzt wurde eigentlich der erſte ernſtliche Verſuch gemacht ihn auszuführen, ein im Sinne der Majorität erfolgtes Urtel durch offene Gewalt zu vollſtrecken.

Eben hiegegen aber war der ſchmalkaldiſche Bund geſchloſſen worden. Auf dem Reichstag zu Speier gaben die Bundesverwandten den beiden Oberhauptleuten Vollmacht, wofern der Herzog den königlichen Befehlen keine Folge leiſte, der Stadt Goßlar zu Hülfe zu kommen und ſie im Namen Aller zu entledigen.[2]

1. Tobias Olfen Geſchichtsbücher der Stadt Braunſchweig S. 21.

2. „Wird von den Stenden eracht, wo die Puncten gemeldter Urkunth (Verſicherung von Speier) dero von Goßlar wirklich Volge geleiſtet und gehalten werde, das denen von Goßlar damit geholfen

Nach Beilegung jener Wurzener Irrungen hatten Dieſe wieder freie Hand und konnten die Sache ernſtlich ins Auge faſſen.

Dazu dienten nun doch die Verbindungen des Landgrafen, daß von keiner Seite Widerſtand zu erwarten war. Leonhard von Eck hatte ein Geſchenk deſſelben angenommen und ihm dafür das Wort gegeben, daß ſein Herr dem Braunſchweiger nicht zu Hülfe kommen ſollte. Granvella hatte ihm geſagt: Herzog Heinrich verrechne ſich, wenn er meine, auf den Beutel des Kaiſers Krieg anfangen zu können; würde er eine oder die andere Stadt vergewaltigen, ſo werde ihm der Kaiſer dann mit nichten beiſtehn. Worte, die faſt eine Ermuthigung in ſich ſchließen, den Herzog zu züchtigen.

Die Frage konnte nur ſeyn, ob man einfach den beiden Städten Hülfe zuſchicken, oder dem Feinde ſelbſt mit aller Gewalt zu Leibe gehn ſollte.

Ohne Zweifel wäre das Erſte dem bisher eingehaltenen Syſteme bei weitem angemeſſener geweſen: man wäre nicht über die Grenzen der Vertheidigung hinausgeſchritten: man hätte nicht den Verdacht auf ſich geladen als wolle man auch

und ſie irer beſchwerungen erledigt ſeyn ſollen; im Fallh aber do der Stat Goßlar das alles -- nit erfolgen, oder Herzog Heinrich nit pariren, ſondern nichtsdeſtoweniger mit der Execution der vermeinten Acht wider den nächſten Regensburgiſchen, den hieſigen ſpeiriſchen Abſchied, kaiſerl. Declaration und der kaiſerl. Commiſſarien Urkunth und Verſicherung fürfahren, -- ſo iſt von inen Stenden geſchloſſen, daß die von Goßlar auf ſolchen Fallh die Oberhauptleute erſuchen, welche ſich dann vermöge der Einnung und Verfaſſung dermaſſen halten ſollen wie ſich in Craft derſelben gebürt, und dadurch die von Goslar irer zugefügten Beſchwerden durch Hülfe und Beiſtand entlediget und nicht verlaſſen werden."

dieſſeit das Recht des Stärkeren geltend machen und dem Kaiſer gewiſſermaßen in ſein Amt fallen. Dagegen aber zog man in Betracht, daß eine Hülfe dieſer Art nicht vermögen werde die Überlegenheit des Herzogs zu brechen, daß ſie nur den Städten zur Laſt fallen und ihr Verderben vollenden dürfte.[1] Iſt es wohl überhaupt ausführbar, ſo wie man zur Anwendung der Gewalt ſchreitet, dieſelbe ſo ſtreng in beſtimmte Schranken zu beſchließen? Nicht allein jene Streitſchriften, ſondern auch Mordbrennereien, die in den evangeliſchen Ländern auf eine erſchreckende Weiſe überhand nahmen, und in Folge der freilich auf der Tortur erpreßten Geſtändniſſe auf Herzog Heinrich zurückgeführt wurden, hatten eine heftige Erbitterung hervorgebracht. Genug, nach wiederholten Berathungen zu Eiſenach erklärten die beiden Hauptleute, ſie ſeyen entſchloſſen, Frieden an dem Friedbrecher zu ſuchen und mit hinreichender Macht, denn eine geringe Anzahl könne nicht helfen, auf Sonnabend Mariä Magdalenä im Felde zu erſcheinen.

Der Landgraf brachte 13 Fähnlein oberländiſche, 4 Fähnlein niederdeutſche Landsknechte, der Churfürſt überhaupt 15 Fähnlein Knechte aus beiden Landesarten zuſammen; jeder hatte 2000 Reiter; ſie vereinigten ſich bei Gandersheim. Indeſſen hatte man zu Braunſchweig nicht allein ein paar tauſend Mann zu Roß und Fuß geworben: der Rath erinnerte die Bürgerſchaft daß ſie jetzt zu ewigem Nachruhm ihre Freiheit mit ihren Händen erkämpfen könne: eine gute Anzahl

1. Lauze p. 484: „wan ſie ſchon denſelben Stedten weitern Zuſatz überſchickten, wurden ſie ſich doch nur ſelbs on allen nutz der Stedte bekriegen, als darburch die Stedte mehr verderbet dann gerettet wurden.“

Bürger und Bürgerſöhne hatten hierauf die Waffen ergriffen und erſchienen in drei Haufen im Feld. Auch Goßlar fehlte nicht: Alle zuſammen mochten eine Maſſe von 20000 M. bilden. [1]

Wie hätte Herzog Heinrich einem ſo überlegenen, ihn zugleich im Innern ſeines Landes und von den Grenzen her bedrängenden Feinde eigentlichen Widerſtand entgegenſetzen können? Seine Hofnung beruhte allein darauf, daß ſeine feſten Häuſer, vor allen Wolfenbüttel, wohin er die Getreueſten ſeiner Ritterſchaft und einen Theil der Mannſchaften von Städten und Dörfern [2] verſammelt hatte, ſich ſo lange behaupten würden bis er ihnen Hülfe bringe. Um dieſe herbeizuholen verließ er ſelbſt mit ſeinem Sohne das Land.

Nach dem erſten Bezeigen und Anſchein zu urtheilen, mußte man glauben, wenigſtens das feſte Wolfenbüttel würde ſich auf das tapferſte vertheidigen. Dem Trompeter, der die Aufforderung brachte, antwortete die Beſatzung, er möge über drei Jahre wieder nachfragen; der Hausmann vom Thurm empfieng die Heranrückenden mit der Melodie eines Schimpfliedes. [3] Als man in der Nähe zu ſchanzen begann, machten die Belagerten einen Ausfall, der ihnen ſehr gut gelang und einen nicht geringen Schrecken unter den Bundestruppen verbreitete: ſollte die Schanze vollendet werden, ſo mußte der Landgraf perſönlich daran Theil nehmen. Überhaupt zeigte ſich Philipp eben ſo geſchickt wie unermüdlich. Er ſchlich ſich wohl in einem Bauerkittel bis hart an die Feſte, um die ſchwächſten Stellen der Mauer zu beobachten: dahin ließ er dann das

1. Schärtlin p. 57. Chyträus 455. Tobias Olſen p. 32.
2. Lichtenſtein Beitrag zur Geſch. des ſchmalk. Bundes p. 20.
3. „Hat dich der ſchimpf gerauwet, ſo zeuch nu wiederum heim.“

ſchwere Geſchütz, das er bis einen Steinwurf weit herangebracht, mit aller Kraft wirken. Jener Thurm, von dem er ſo ſpöttiſch begrüßt worden, ward zuerſt niedergeſchoſſen, und hierauf boten ſich die niederdeutſchen Knechte zum Sturme an. Dazu brauchte es jedoch nicht zu kommen. Die Eroberung des ganzen Landes, auch der übrigen Feſten, die Entfernung des Landesfürſten und der Ernſt des Angriffs machten allmählig ſo viel Eindruck bei der Beſatzung, daß ſie ſich zu freiwilliger Übergabe entſchloß. Am 13ten Auguſt zogen die Evangeliſchen triumphirend in die Feſte ein. Eine Fahne ward aufgeſteckt, auf welcher die Wappen der verbündeten Fürſten, Grafen und Städte vereinigt waren. Der Hofprediger des Landgrafen hielt die erſte evangeliſche Predigt zu Wolfenbüttel, zu der er den Text vom ungerechten Haushalter wählte.[1]

Und wie ſehr hatte ſich der Herzog getäuſcht, wenn er irgend woher Hülfe herbeizuführen hoffte. An dem eben verſammelten Reichstag von Nürnberg war man vielmehr unwillig über ihn, daß er dieſe Unruhen veranlaßt. Die königlichen Räthe ſagten, es ſey ihm nach ſeinen Thaten geſchehen. Der König ſelbſt, deſſen ganze Seele mit der Unternehmung gegen die Osmanen beſchäftigt war, wünſchte nur daß die Proteſtanten nicht weiter ſchreiten und andere Stände angreifen möchten: da ſie ihm dieß verſprachen und zugleich ſich erboten, wegen ihrer Kriegsübung vor Kaiſer und Reich Rede zu ſtehen, ſo gewährte er ihnen dagegen der Röm. Kaiſ. Majeſtät, ſeine eigne und des Reiches Sicherheit.[2]

1. Bünting. Rehtmeier II, 901.

2. Königl. Mt Verſicherung 24 Auguſt 1542. Hortleder I, IV, c. 43.

Man mußte erwarten, daß das Kammergericht ſich hiebei nicht beruhigen, daß es dem Herzog nicht immer an Freunden fehlen werde. Um ſo enger ſchloſſen ſich die Proteſtanten an einander.

Unmittelbar nach dem Kriegszug fand eine Verſammlung des ſchmalkaldiſchen Bundes zu Braunſchweig Statt. Obgleich die Mitglieder nicht ohne Ausnahme das Verfahren der beiden Hauptleute gebilligt hatten, wie man denn namentlich in Nürnberg auch ungleiche Reden vernommen, ſo waren doch jetzt Alle einverſtanden: Alle zeigten ſich davon durchdrungen, daß es kein andres Mittel gegeben habe die Städte zu ſchützen; ſie verpflichteten ſich ſämmtlich, dieſe Sache gleichmäßig mit den beiden Fürſten zu vertreten und durchzuführen.

Darauf kam es nun vor allem andern an. Es war das große proteſtantiſche Intereſſe.

Es konnte noch nicht genügen, blos die Execution eines Urtels gehindert und den Verſuch einer ſolchen mit Waffengewalt verhindert zu haben: des Gerichtes ſelbſt, von welchem dieſe Entſcheidung ausgegangen, und das jetzt mit noch gefährlichern drohte (die Reviſion, welche beſchloſſen geweſen, war im Momente wo ſie beginnen ſollte, inhibirt worden), mußte man ſich endlich einmal, und auf immer entledigen.

Am 4ten December erließen der Churfürſt und der Landgraf eine Erklärung zugleich für ſich ſelbſt und im Namen „der hochgebornen Fürſten, wohlgebornen Grafen und ehrbaren Städte“ ihrer Verſtändniß, worin ſie auf den Grund der Regensburger Declaration ausführten, daß dem Kammer-

gericht keine rechtmäßige Gerichtsbarkeit gegen ſie oder ihre Mitverwandten zuſtehe.[1]

Am 31ſten Januar 1543 ward ein abermaliger Reichstag zu Nürnberg hauptſächlich der Türkenhülfe wegen eröffnet. Die Proteſtanten beantworteten die königliche Propoſition mit einer ausführlichen Eingabe, worin ſie ſich über die neuen Bedrohungen beſchwerten, mit denen ſie das Kammergericht aller königlichen Zuſage zum Trotz heimſuche, — entweder vollkommene Freiheit ihrer Lehre oder wenn dieſe ja nicht bewilligt werden wolle, doch einen feſten Rechtszuſtand forderten, — endlich in aller Form auf die Auflöſung des Kammergerichts und eine Beſetzung deſſelben mit neuen Mitgliedern antrugen; ſie erklärten, unerledigt dieſer Sachen würden ſie ſich in keine Berathung einlaſſen.[2]

Natürlich aber widerſetzte ſich die alte Majorität dieſen Forderungen mit gewohnter Hartnäckigkeit. Es wäre den Proteſtanten beſonders darauf angekommen, wenigſtens der Declaration in dem Reichsabſchiede gedacht zu ſehen, und der König ſäumte nicht, es in Antrag zu bringen, aber gegen dieſes Actenſtück waltete grade die heftigſte Aufregung ob. Leonhard von Eck ſoll geſagt haben, die Welt müſſe vergehn, oder alles unter die Herrſchaft der Türken gerathen, ehe dieſe Declaration als ein Geſetz in Deutſchland betrachtet werden könne.

Der Abſchied den König Ferdinand am Ende auswirkte, war ſonſt nicht ungünſtig: die Viſitation des Kammergerichts ward darin aufs neue feſtgeſetzt; der Herzog von Braunſchweig

1. Bei Hortleder, Lünig, du Mont.
2. In den Frankfurter Reichstagsacten.

ward erſucht, ſeine Sache bis zur Ankunft des Kaiſers anſtehn zu laſſen; das in Speier angenommene Gebot des Friedens ward erneuert. Aber alles dieß konnte die Proteſtanten nicht beruhigen. Landgraf Philipp erinnerte, ein Friedensgebot auf fünf Jahr beweiſe am beſten, daß man keinen beſtändigen Frieden wolle; keine Viſitation und Reform des Kammergerichts könne zum Ziele führen, wenn man die jetzigen Beiſitzer beibehalte; die Friſt in Herzog Heinrichs Sache ſey nur eine Henkersfriſt. So dachten ſie, wenn nicht alle, doch die Mehrzahl. Sie verwarfen den Reichsabſchied und nahmen ihre Stellung als Minorität und Oppoſition wieder vollſtändig ein.

In dieſer Lage waren die Proteſtanten: zwar noch keineswegs zu den Rechten gelangt, die ſie in Anſpruch nahmen; unter ſich nicht eben einig, von allerlei Tadel nicht frei; aber gewaltig vorgeſchritten und vorſchreitend, militäriſch mächtig und ſiegreich, in einer Haltung die den Gegnern Reſpect einflößte und ihren Forderungen einen großen Nachdruck gab: als Kaiſer Carl nach Deutſchland zurückkam und aus der allgemeinen Combination der europäiſchen Angelegenheiten auch für ſie die Frage aufſtieg, welche Politik ſie darin befolgen würden. Es war vielleicht die wichtigſte die ihnen jemals vorgelegt worden iſt.

Achtes Capitel.

Kriegszüge des Kaiſers in den Jahren 1543, 44. Reichstag zu Speier 1544.

Im Sommer des Jahres 1543 war die Lage des Kaiſers und der ganzen burgundiſch-öſtreichiſchen Macht höchlich gefährdet.

Auf der einen Seite wälzte ſich das osmaniſche Heer nach den Überreſten des chriſtlichen Ungarns daher; am Tage St. Lorenz, 10 Auguſt, fiel Gran in die Hände Suleimans: zuvor hatten die türkiſchen Geſchütze das goldne Kreuz vom Münſter herabgeworfen. Indeſſen waren die Niederlande zugleich von den Franzoſen und einer cleviſch-däniſchen Schaar unter Martin von Roßheim angefallen: jene nahmen Luxemburg und Hennegau in Beſitz, dieſe plünderten Brabant. Schon empfand man es dort, daß der König von Dänemark allen Unterthanen des Kaiſers den Sund verſchloß.[1] Zu gleicher Zeit beherrſchte eine vereinigte türkiſch-franzöſiſche Flotte die entfernteſten Gewäſſer des Mittelmeeres; am 20ſten Auguſt eroberte ſie die Stadt Nizza.

1. Hubert Thomas Leodius p. 250: quodsi clauso mari baltico a vandalicis civitatibus frumenta non conveherentur, pereundum fame.

Es leuchtet ein, daß der Kaiſer nur in Deutſchland die Unterſtützung finden konnte, deren er bedurfte, um zugleich Ober-Ungarn, die Niederlande und Oberitalien zu behaupten.

Wie nun aber dann, wenn die Proteſtanten, die ſchon wieder von dem Kammergericht mit Citationen heimgeſucht wurden und einen Reichsabſchied hatten verwerfen müſſen, ſich ihm hiebei widerſetzten?

Die Verbindungen, in denen ſie ſtanden, hätten ſie wohl dazu veranlaſſen können.

Als Chriſtian III im J. 1538 in den ſchmalkaldiſchen Bund trat, war er mit der Zuſage einer Unterſtützung für den Fall daß er um der Religion willen angegriffen werde, nicht zufrieden; konnte er auch die übrigen Bundesgenoſſen nicht weiter bringen, ſo ruhte er doch nicht, bis wenigſtens Sachſen, Heſſen, Lüneburg, Anhalt und Mansfeld in jedem Falle Hülfe verſprachen, möge die Urſache des Krieges eine weltliche oder eine geiſtliche ſeyn.[1] Dieſen Beiſtand nahm er jetzt allen Ernſtes in Anſpruch.

Es hieng damit zuſammen, daß Guſtav Waſa in Schweden, der vor dem Jahre durch einen Bauernaufruhr, welcher von dem Kaiſer gebilligt worden, in nicht geringe Gefahr gerathen war, unter Vorausſetzung einer ähnlichen Hülfe in den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten wünſchte.

Der Herzog von Cleve war wenigſtens unter der Hand von ſeinem Schwager dem Churfürſten von Sachſen bereits unterſtützt worden. Am 22ſten Februar 1543 empfieng nun Herzog Wilhelm das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt.

1. Urkunde gedruckt in der Vorrede zu Cragius (Ausg. von 1737 p. 65).

Hierauf brachte der Churfürſt die Aufnahme deſſelben in den ſchmalkaldiſchen Bund förmlich in Antrag: denn gewiß werde er dem göttlichen Worte nun auch weiter Raum geben, und auf keinen Fall dürfe man ihn dem Haſſe der Papiſten überlaſſen.[1]

Hätte man es wohl den Proteſtanten verargen können, wenn ſie ſich dieſer natürlichen Verbündeten angenommen, und, ohne darum auf entlegene Beziehungen einzugehn, die Gunſt der Umſtände benutzt hätten, um den feſten Frieden den ſie immer gefordert, ohne Rückſicht auf Kammergericht oder Concil, ſich endlich definitiv zu verſchaffen? Hätte nicht vielleicht ihr Intereſſe das wirklich erheiſcht?

Wenigſtens im Jahre 1540 waren ſie auf dieſem Wege geweſen. Zwiſchen Dänemark, Cleve und den proteſtantiſchen Fürſten war über einen Bund verhandelt worden, der ſie alle vereinen ſollte.

Indeſſen, es geſchah nicht, und zwar aus folgenden Gründen.

Vor allem: der Fürſt, von dem bisher der Antrieb zu jeder entſchiedenen Thätigkeit ausgegangen, Landgraf Philipp, ward durch ſeinen Vertrag von 1541 gefeſſelt. Er hatte ſich darin nur nicht verpflichten laſſen, den Herzog von Cleve ſelber anzugreifen, ausdrücklich aber hatte er verſprochen, ihn nicht zu unterſtützen. Wohlmeinend und in aller Güte, aber unbedingt wies er den Antrag des Churfürſten, Cleve in den Bund aufzunehmen, zurück. Und auch das däniſche Verhältniß hatten die Kaiſerlichen bei jenem Vertrage nicht überſehen. Der Landgraf hatte auf alle Bündniſſe in zeitlichen Sachen, in denen der Kaiſer nicht namentlich ausgenommen

1. Schreiben des Churfürſten Dienſtag nach Fabiani. W. A.

ſey, Verzicht geleiſtet: ausdrücklich auf das, was er mit dem Herzog von Holſtein habe, „der ſich nennt König von Dänemark.“ Für ihn alſo gab es ſchon keine Wahl mehr. Einen unermeßlichen Einfluß hatte doch jene Doppel-Ehe. Daß die Freundſchaft mit Sachſen ſich dadurch lockerte und keine andere Sicherheit zu finden war, hatte den Vertrag von 1541 zwar nicht allein, aber zum großen Theil veranlaßt.

Bei dem Churfürſten von Sachſen und den übrigen Ständen kam nun aber dem Kaiſer zu Statten, daß er mit dem Papſte entzweit war. In Memmingen, wohin ihn ſein Weg dieß Mal führte, nahm er erſt jetzt die Huldigung ein. „Als der Eid verleſen ward,“ ſagt der proteſtantiſche Berichterſtatter, „merkte ich auf, ob man die Heiligen nennen würde; aber man nannte ſie nicht, ſondern allein Gott den Allmächtigen; da habe ich viele Leute vor Freuden weinen ſehen.“ [1] War das Begehren der Proteſtanten auf dem Reichstag zurückgewieſen worden, ſo wußte man doch ſehr wohl, daß die Schuld nicht an den kaiſerlichen Miniſtern lag, die vielmehr mit den leitenden Abgeordneten der Majorität, z. B. dem Doctor Jonas von Mainz, in offenem Zwieſpalt lebten. [2] Granvella hatte die vollkommenſten Verſicherungen gegeben: „deß ſolle man gewiß ſeyn daß die Perſonen aus denen das Kammergericht beſtehe, davon kommen und nicht dabei bleiben ſollten. Wohl werde das den Kaiſer bei Vie-

1. Schreiben von Eucharius Ungelt von Tyſſenhauſen an den Churf. von Sachſen im weim. Arch.

2. Aus der Correſpondenz des Dr Jonas mit Albrecht von Mainz (im Magdeburger Provinzialarchiv) ergiebt ſich, daß der Geſandte heftiger war als der Herr, und oft ſeine Hitze und Ungeſchicklichkeit entſchuldigt.

len mit neuem Unglimpf beladen, aber man ſolle ihn für einen verlogenen Mann halten, wenn es nicht geſchehe." [1]

Ein beſonderer Zufall bewirkte, daß man dem Kaiſer und ſeinem Miniſter in dieſem Augenblicke größeres Vertrauen ſchenkte als jemals bisher. Aus den Papieren des Herzog Heinrich, die man in Wolfenbüttel gefunden und eifrig durchſuchte, ergab ſich unwiderſprechlich, daß Granvella und der Kaiſer demſelben immer friedliche Rathſchläge gegeben. Man forſchte nicht nach, welche Motive in jedem Augenblick dazu mitgewirkt, man nahm an daß die wahre Geſinnung des Kaiſers in dieſen Briefen ſich darlege, Mäßigung und Friedfertigkeit den Grundcharacter ſeiner Politik ausmache.

Und auch die allgemeinen Verhältniſſe trugen zu dieſer Stimmung bei. Die Lage der Dinge in Ungarn, die Bedrängniſſe Ferdinands erweckten das Mitleiden der Stände. Am Reichstag hatten ſie die Türkenhülfe, die man ihnen anſann, abgelehnt, aber was ſie dort nicht bewilligen wollen, haben ſie dann aus freiem Antriebe geleiſtet.

Endlich begieng der Herzog von Cleve, deſſen enge Verbindung mit Frankreich ſich ohnehin mit nichten allgemeinen Beifalls erfreute, ſo eben eine Handlung die ihm die Gunſt auch ſeiner wärmſten Freunde raubte.

Noch einmal war, hauptſächlich aus Rückſicht für den Churfürſten, dem Herzog ein Stillſtand bewilligt worden, bis zwei Monate nach der Ankunft des Kaiſers, [2] in welcher Zeit noch ein friedlicher Austrag verſucht werden ſollte, un-

1. Burkhard an den Churfürſten von Sachſen 19 März 1543. (W. A.)

2. Schreiben der ſächſiſchen Räthe 21 Apr. 1543.

ter der einzigen Bedingung der Rückgabe von Sittard. Der Herzog, durch ſein bisheriges Glück und wie es ſcheint ausdrückliche Zuſagen der Franzoſen verführt,[1] verweigerte dieſe Bedingung und wies den Stillſtand von ſich.

Nichts konnte den Wünſchen des Kaiſers beſſer entgegen kommen.

Wenn er überlegte, welchen von ſeinen Feinden er zuerſt angreifen ſolle, ſo ſtellte ſich ihm vor allen der Herzog von Cleve dar. Keiner war ihm ſo verhaßt, als der Blutsverwandte und Reichsvaſall, der ihm ein Land vorzuenthalten wagte. Der hielt doch immer das Reich in Aufregung; er verſchaffte Franz I die Hülfe deutſcher Waffen; er machte einen Angriff von Dänemark zu Lande allererſt möglich, und unterbrach das Gedeihen, die Ruhe und auch die Leiſtungen der Niederlande. Granvella ſagte: „und wenn der Kaiſer auf der andern Seite die Türken daher ziehen ſähe, würde er ſich doch zuerſt gegen Cleve wenden.“ Gegen dieſen Feind nun ließen ihm nunmehr die deutſchen Fürſten freie Hand.

Der Churfürſt von Sachſen verſuchte höchſtens noch einmal eine Fürbitte. Er bekam die Antwort, wenn er je den Herzog unterſtützt, ſo ſolle das vergeſſen ſeyn: aber nun möge er ſich auch nicht weiter in die Sache miſchen: dann werde er einen gnädigen Kaiſer haben, der ſich als ein Bruder gegen ihn zu halten gedenke.[2]

Am 12 Auguſt fragte der ſächſiſche Vicecanzler Burkhard bei Granvella an, ob es kein Mittel gebe den Krieg zu

1. „confirmatus Franci pecunia et literis:“ Pontus Heuterus XI, xx.

2. Franciſci Burkhardi Relation was er uf habende ſonderliche Inſtruction bei Hern Granvel ausgerichtet habe. (W. A.)

vermeiden. Granvella erwiederte, er habe ſo eben auf einen neuen Antrag bei dem Herzog abermal eine abſchlägliche Antwort bekommen: es gebe kein Mittel weiter, der Würfel ſey gefallen: die Sache müſſe mit den Waffen ausgefochten werden.

Und ſo eröffnete der Kaiſer ſeinen Kriegszug.

Er hatte 4000 Spanier, alte krieggeübte Truppen, und eben ſo viel Italiener mit ſich gebracht; bei den deutſchen Kriegsleuten hatte ſein Name von jeher einen guten Klang: als jetzt die Werbetrommel gerührt ward, ſammelten ſich die Landsknechte raſch zu ſeinen Fahnen: junge Edelleute ſah man wider den Willen ihrer Väter Dienſte nehmen: eine ganze Anzahl der Stände ließ ſich bereit finden, Geſchütz und Pulver herzugeben: Pfalzgraf Wolfgang trug kein Bedenken, gegen Einen aus der Mitte der Fürſten in Perſon einige Fähnlein herbeizuführen; mit einem Heere von 35000 M. zog der Kaiſer den Rhein hinunter.

Vom 17ten bis 20ſten Auguſt finden wir ihn in Bonn. Einen ganz neuen Eindruck machten die Italiener und Spanier, von denen ihre Hauptleute ſelber ſagten daß ſie nicht zu zähmen ſeyen, mit den zerriſſenen und zerſchoſſenen Fahnen, Zeugen ihrer alten Dienſte, unter welchen ſie einherzogen. Mit der Pracht der Herren wetteiferte dieß Mal der Kaiſer ſelbſt. Er ſoll gelächelt haben, wie er ſich zu Pferd erblickte, wie dieß ganz in Eiſen und goldenem Schmuck. Man ſah ihn freudig wie im Fluge die Reihen durcheilen: alles anordnen, beſſern: dem Hans von Hilchen gab er mit eigener Hand die Rennfahne: ſo rückte er nach dem Cleviſchen vor.[1]

Der Herzog zählte auf die Hülfe des Königs von Frank-

1. Veit Diedrich und Hedio bei Voigt p. 181. 308.

reich. Allein jetzt erfuhr er, wie ſo mancher andre Verbündete dieſer Macht, wie falſch ſeine Politik geweſen war. König Franz dachte wenig an die Verſprechungen die er gegeben; ſtatt ihm zu Hülfe zu kommen, wollte er den Augenblick benutzen, um wie das Land ſo auch die Stadt Luxenburg, auf die er ſelber Anſprüche machte, zu erobern.

Die Folge war, daß der Herzog von Cleve in die nemliche ungünſtige Lage gerieth, in welcher wir ſo eben Heinrich von Braunſchweig geſehen; ſeine einzige Sicherheit beſtand in ſeinen Feſtungen. Namentlich hatte er Düren mit doppeltem Graben, zwiſchen beiden einem mächtigen Wall bis zur Höhe der Mauern, befeſtigt: er hielt es für unbezwinglich.

Dem Geſchütz aber widerſtanden dieſe Befeſtigungen ſo wenig wie einſt die Ebernburg oder wie Wolfenbüttel, und bald konnte Carl V zum Sturm ſchreiten laſſen. Die Beſatzung wehrte ſich mannhaft genug: an den gefährlichſten Stellen ſah man den tapfern Befehlshaber Vlaten ſelber in dem vorderſten Haufen der Vertheidiger, mit ſeinem breiten Schlachtſchwert das er mit beiden Händen ſchwang, und viermal ward der Feind zurückgetrieben; endlich aber errang die wetteifernde Wuth der Spanier und Italiener den Sieg; Vlaten ward unter den Ruinen eines zuſammenſtürzenden Hauſes begraben; die Wälle wurden erſtiegen, die Feſtung genommen, die Stadt aufs entſetzlichſte geplündert und verheert. In dem Schrecken den dieß verbreitete,[1] ergaben ſich Jülich, Ruremonde, Orkelen.

1. Sepulveda XXII, 21 erzählt, man habe geſagt, der Kaiſer führe eine neue Menſchenrace mit ſich, mit langen Krallen und hervorſtehenden Eberzähnen, „cui commento locum fecerat Hispanorum agilitas.“ In deutſchen Schriften finde ich jedoch davon nichts.

Der Herzog war in ſeinem Schloß zu Düſſeldorf, als er die Nachricht von dem Falle von Düren empfieng. Es bezeichnet die Unſelbſtändigkeit ſeiner jugendlichen Regierung recht eigen, daß er hierauf in die untere Stube hinuntergieng, um den daſelbſt verſammelten Räthen Vorwürfe zu machen, daß ſie ihn nicht beſſer geleitet. Wir ſehen: nicht aus ihm ſelber war der Gedanke der Unternehmungen gekommen, an die er ſich wagte; er war nicht fähig in dem Sturme auszudauern, den ſie über ihn herbeigezogen. Im Geleite einiger Freunde und Nachbarn die bei dem Kaiſer in Gnaden ſtanden, begab er ſich in das Feldlager deſſelben vor Venlo, that fußfällig Abbitte, und ſchloß einen Vertrag, worin er auf Geldern und Zütphen, ſo wie auf ſeine Verbindungen mit Frankreich und Dänemark Verzicht leiſtete.[1] Seine alten Lande behielt er; aber mit der großartigen Stellung, die er in den letzten Jahren eingenommen, war es vorüber. Mehr als er fühlte das ſeine Mutter Maria, durch welche Jülich an Cleve gekommen und das Land groß geworden war, eine Frau von ſtarker Geſinnung und hochſtrebendem Selbſtgefühl, voll von Antheil für die politiſche und religiöſe Oppoſition, in der ihr Sohn und ihr Schwiegerſohn von Sachſen gegen die beiden Oberhäupter der Chriſtenheit begriffen waren; das Unglück brach ihr Herz: ſie ſtarb, als ſie die Bedingungen des Vertrags von Venlo erfahren hatte.[2]

Auf dieſe Weiſe gelangte der Kaiſer endlich doch in Beſitz eines Landes, nach welchem ſeine Vorfahren und er

1. Vertrag bei Teſchenmacher 7 Sept. 1543.

2. Cognitis pactionis hujus legibus, concepto animi dolore, e vita velut indignabunda excedens humanis valedixit. Ubbo Emmius 832.

ſelbſt ſo lange geſtrebt. In Venlo verſammelten ſich die vier Freiherrn, die Ritterſchaft nach ihren vier Quartieren, die Abgeordneten der Städte; nachdem ſie der Herzog von der ihm geleiſteten Pflicht befreit, ſprachen ſie ihn von den Zuſagen und Verträgen los, durch die er ſich ihnen verbunden. Dagegen nahm ſie der Kaiſer, als rechter Erbe und Herr, kraft der Belehnungen die ſeinen Voreltern von dem römiſchen Reich geſchehen, in ſeine Unterthänigkeit auf und gelobte die Lande bei ihren Keuren und Gerechtigkeiten, die Stände bei ihren Freiheiten, Rechten, Brief und Siegel zu handhaben.[1] Zu ſeinem Verweſer ernannte er den Prinzen von Oranien, Statthalter in Holland.

Der Kaiſer glaubte es als einen Beweis ſeiner Gnade betrachten zu dürfen, daß er dem Herzog ſeine übrigen Länder auch nur wieder zurück gab. Die Proteſtanten mußten zuſehen, daß der mächtige Fürſt, der ſchon auf dem beſten Wege war ganz zu ihnen überzutreten, jetzt im Gegentheil verpflichtet wurde, nicht allein keine neuen Veränderungen in der Religion zu verſuchen, ſondern auch die ſchon geſchehenen wieder zurückzunehmen.

Und nun, des unbequemſten ſeiner Feinde entledigt, ſäumte der Kaiſer nicht, gegen den mächtigſten derſelben, den König von Frankreich, der ihn in dieſe Gefahren gebracht, den alten Kampf zu erneuern.

Er hatte dabei das Glück, wie in den Tagen ſeiner Jugend, England auf ſeine Seite zu ziehen.

Alle Motive der Politik zu entwickeln die König Heinrich VIII ſeit jener Zeit befolgt hatte, wo der Kaiſer im Bund

1. Tractaet van Verzoening, bei Du Mont IV, II, 264.

mit Frankreich und dem Papſt ihn anzugreifen einen Augenblick Miene gemacht, würde hier uns zu weit von unſern Angelegenheiten entfernen: wir verſparen uns das bis zu gelegener Stelle: hier bemerken wir nur, daß der für Deutſchland ſo wichtige Augenblick, in welchem jene Combination aufgegeben ward, nothwendig auch für König Heinrich VIII maaßgebend wurde.

Er zuerſt, denn nun brauchte er keinen deutſchen Verbündeten mehr, hatte den Herzog von Cleve fallen laſſen; die mit deſſen Schweſter erſt eingegangene Ehe hatte er unmittelbar nachher wieder aufgelöſt, wie denn bei ihm auf eine Weiſe die ohne Beiſpiel iſt, religiöſe, politiſche und matrimoniale Angelegenheiten in einander greifen und einander bedingen. Indem er ſich hierauf, wenigſtens in Bezug auf das Dogma, den Katholiken wieder anſchloß, ließ er ſich auch geneigt finden, das Andenken ſeiner ſpaniſchen Gemahlin Catharina wiederherzuſtellen, ihre Tochter Maria als erbberechtigt anzuerkennen: er näherte ſich überhaupt dem Kaiſer. Den Franzoſen dagegen konnte er nicht verzeihen daß ſie ſeinen Abſichten auf Schottland widerſtrebten; Geldforderungen und Grenzſtreitigkeiten gab es immer: genug er entſchloß ſich, mit dem Kaiſer noch einmal gemeinſchaftliche Sache zu machen. Dem Wortlaut ihrer Allianz nach ſollte es ſcheinen, als hätten ſie ihre alten, halb Frankreich umfaſſenden Anſprüche von den Zeiten der engliſch-burgundiſchen Kriege noch einmal mit einander auszuführen beabſichtigt.

Noch im Jahr 1543 unterſtützten die Engländer den Kaiſer von Calais und Guines her, doch kam es in dieſem Jahre zu nichts Entſcheidendem; vielmehr behaupteten ſich

die Franzoſen in Luxenburg, das ſie indeß eingenommen; vergebens erſchien der Kaiſer vor Landrecy. Wollte er im nächſten Jahre mehr ausrichten, ſo mußte er ſich noch beſſer vorbereiten und noch mehr Verbündete ſuchen.

Wie ſehr er dieſe Nothwendigkeit fühlte, zeigt am beſten, daß er ſich zu einer Abkunft mit Dänemark entſchloß. Leicht konnte ihm dieß doch in Wahrheit nicht werden. Er gab einen Gedanken auf, den er ſo viele Jahre daher gehegt, im Norden eine Regierungsveränderung zu Gunſten ſeiner Nichten und des pfälziſchen Hauſes hervorzubringen. In dem officiellen, zur Bekanntmachung beſtimmten Vertrag behielt er zwar deren Rechte vor, allein er fügte demſelben eine geheime Erklärung bei, worin er verſprach, für Chriſtiern oder deſſen Töchter niemals die Waffen zu ergreifen.[1] Hatte doch bisher jede Feindſeligkeit nur immer zum Nachtheil ſeiner Niederländer geführt. Daß der Sund denſelben geſchloſſen war, kam dem Handel von Lübek zu Gute: die Rückſicht auf Amſterdam, das hierüber nicht wenig eiferſüchtig geworden, und durch ſeinen Rathspenſionarius an dem kaiſerlichen Hof Vorſtellungen machen ließ, war wohl nicht der geringſte Beſtimmungsgrund des Kaiſers. Aber überdieß war er dadurch auch jeder feindlichen Einwirkung von Norden her entledigt.

Noch bei weitem mehr jedoch, vielleicht der ganze Erfolg des Unternehmens hieng davon ab, ob es ihm gelingen würde die deutſchen Reichsſtände zur Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu überreden.

1. Cragius 263. pacem illibatam fore, sine respectu Christierni (II) aut filiarum, quorum causa bellum directe sive indirecte, ut habent verba obligatius, nunquam acceptandum.

An und für ſich hatte ſich der König von Frankreich noch nicht als Reichsfeind gezeigt. Der Krieg, in dem er mit dem Kaiſer begriffen war, beruhte auf den alten Streitigkeiten ſeines Hauſes mit dem burgundiſchen, in dem beide ſchon ſo oft die Entſcheidung durch die Waffen verſucht hatten.

Auch griff der Kaiſer die Sache nicht von dieſer Seite an. In der Propoſition mit der er den neuen Reichstag zu Speier (20 Febr. 1544) eröffnete, forderte er zunächſt eine beharrliche Hülfe wider die Osmanen;[1] aber indem er nun vorſtellte, wie ſeine Abſicht, den Erbfeind perſönlich anzugreifen, bisher alle Zeit durch die Verbindung gehindert worden, in welcher Franz I mit demſelben geſtanden, kam er auf ſeinen zweiten Antrag, auf den er den größten Nachdruck legte, daß ihm das Reich gegen dieſen König unterſtützen, demſelben den Krieg ankündigen möge.

Es war doch einen Augenblick die Frage ob er damit durchdringen würde.

Der päpſtliche Legat Farneſe war im Reich, und machte vielmehr den Vorſchlag daß von Seiten der Stände eine Vermittelung zwiſchen Kaiſer und König verſucht werden möge: bei einigen eifrig-katholiſchen Ständen fand er damit Eingang.[2]

1. Der König legte an dieſem Reichstag ſeine beſondere Propoſition vor, über die Nothwendigkeit der beharrlichen Türkenhülfe: beide in den Frankf. u. Weim. AA.

2. Herzog Ludwig von Baiern wollte den Geſandten dahin inſtruirt wiſſen, daß ſie geſonnen ſeyen ſich an die Kirche zu halten, daß ihnen die Zögerung des Kaiſers mit Frankreich Friede zu machen ſehr zuwider ſey. Herzog Wilhelm war nicht ganz dieſer Meinung. Stumpf 258. Naves ſagt dem ſächſiſchen Geſandten, „ſolche des Papſts Liſt und Practica gienge dem Kaiſer ſehr zu Gemüthe.“

Und ſollten wohl die Proteſtanten geneigt ſeyn, den Kaiſer, der mehr als einmal durch ſeine Feindſeligkeiten gegen Frankreich verhindert worden war ſie mit Krieg zu überziehen, jetzt gegen dieſe Macht zu unterſtützen? Mußten ſie nicht fürchten, daß ein Sieg über dieſelbe ſpäterhin ihnen zum Verderben gereichen, der Kaiſer, ſo wie er die Hände frei habe, ſich wider ſie wenden werde?

Wir haben ſchon bemerkt, ſie fürchteten den Kaiſer nicht mehr. Sie fühlten ſich gewiſſermaßen auch im Verhältniß zum Papſt als ſeine Verbündeten. Der Vicecanzler Naves ſagte ihnen, wohl müſſe der Kaiſer gemach thun, weil er von Pfaffen umgeben und mit dieſen auch ſo mancher weltliche Fürſt verbunden ſey; aber in ſeinen Sinn komme nicht, Jemanden der Religion halber zu beleidigen. Immer mehr, fügte er vertraulich hinzu, werde die Hinterliſt des Papſtes dem Kaiſer bekannt: das ſey wohl eine Veranſtaltung Gottes, um ſein Wort zu fördern. Mit Freuden ergriff der ſächſiſche Abgeordnete Burkhard dieſe Ausſicht. Die Welt ſchien ihm der Zerſtörung des Papſtthnms entgegen zu reifen. Johann Friedrich ließ dem Kaiſer Ergebenheit und alle guten Dienſte anbieten, wenn er ſich in Sachen der Religion ſo zeige wie man erwarte. Dieß Mal entſchloß er ſich, wie der Landgraf, in Perſon an dem Reichstag zu erſcheinen. Wenn es bisher immer das Verfahren der Proteſtanten geweſen war, vor aller Berathſchlagung über geforderte Hülfe auf eine Erledigung der Streitfragen über Frieden und Recht zu dringen, ſo zeigten ſie jetzt gleich im Beginn das gute Vertrauen mit dem ſie erfüllt waren auch dadurch, daß ſie an jenen Berathungen Theil nahmen, nur unter dem Vor-

behalt, daß man darüber nicht abſchließe ohne auch die übrigen Artikel erledigt zu haben.

Hiebei aber gegen Frankreich anzugehn, dazu bewog ſie nicht ſowohl Nationalhaß, zu dem ſie keinen Grund noch Anlaß hatten, als der Widerwille welchen die Verbindung dieſer Macht mit den Osmanen, ihr gemeinſchaftliches Unternehmen auf Nizza hervorgerufen. Mit ihrem Widerſtand gegen den Papſt meinten die Proteſtanten nicht etwa ſich von der Einheit der Chriſtenheit abzuſondern; vielmehr hielten ſie an dieſem Gedanken, in dem Gegenſatz wider die Osmanen, mit allem Eifer feſt. Hatten die Franzoſen zuweilen die religiöſe Meinung als Abfall bezeichnet, ſo gaben die Deutſchen ihrem politiſchen Betragen dieſe Anklage zurück. In allen Briefwechſeln dieſer Zeit findet man Ausrufungen gegen den allerchriſtlichſten König der türkiſch geworden: man behauptete wohl, er habe mit Erlaubniß des Papſtes bei Marſeille eine Moſchee gebaut. Joachim II beantwortete die Anträge des päpſtlichen Nepoten, die auch an ihn gelangt, damit, daß er den Papſt aufforderte, vor allem den König von Frankreich zu züchtigen, ihm den Titel des Allerchriſtlichſten zu entreißen, und ſich mit Kaiſer und Reich gegen die Türken zu verbünden. Die Ausdrücke der Verträge die der Kaiſer mit England und Dänemark ſchloß, die Entſchuldigungen ſelbſt welche die Franzoſen in Italien wie in Deutſchland vortrugen, zeigen wie ganz allgemein dieſe Stimmung war. Wenn nun der Kaiſer den Ständen vorſtellte, dem König zu Leibe zu gehn, der mit den Türken im Bunde ſtehe, ſey ohne Zweifel eben ſo gut wie ein Kriegszug gegen dieſe ſelbſt, ſo fand er damit allgemeinen Beifall. Jene Vermittelungsanträge

wurden verworfen. Die Stände faßten den Beſchluß, man müſſe den König von Frankreich, ſie ſagten nicht etwa, zur Einſicht bringen, zur Trennung von den Osmanen nöthigen, ſondern man müſſe ihn ſtrafen, „damit jeder andre Potentat ſich ähnlicher unchriſtlicher Handlungen enthalte."

Unter dieſen Umſtänden hatten die Bewilligungen keine Schwierigkeit.

Der Kaiſer forderte eine Defenſivhülfe, mit welcher er 24000 M. z. F. und 4000 M. z. Pf. 8 Monat lang (vom erſten Mai an) im Feld erhalten könne.

Die Stände fragten, nach welcher Seite hin er dieſe Hülfe zunächſt zu verwenden gedenke, ob gegen die Türken oder gegen die Franzoſen. Der Kaiſer ſprach den Wunſch aus, daß ſeinem Bruder 8000 M. z. F., 1000 M. z. Pf. gegen die Türken, und ihm 16000 M. z. F. und 3000 M. z. Pf. gegen die Franzoſen bewilligt werden möchten. Dieſe letztern Mannſchaften denke er mit eignem Volk dergeſtalt zu vermehren, daß er hoffen dürfe etwas Rechtes auszurichten, um ſpäter unverhindert von andern Seiten den Osmanen begegnen zu können. Bemerken wir wohl, daß er ſein Wort verpfändete, nach geendigtem franzöſiſchen Kriege die Osmanen anzugreifen.[1] Schon ward auf die Ernennung eines Oberbefehlshabers in dem nächſten Türkenkriege Bedacht genommen.

Die Stände bewilligten die ganze Summe der Hülfsgelder die der Kaiſer gefordert, auf 6 Monat. Sie ſtellten

1. Antwort auf die Duplica 29 März. Dahin hatte von Anfang König Ferdinand gezielt. Lettre de Ferdinand à l'empereur 18 Oct. 1543. (S. den Anh.)

die Art der Verwendung derſelben dem Kaiſer und dem König vollkommen anheim: ſie machten nur die Eine Erinnerung, daß man nicht vernachläßigen möge, die Grenzen in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Namentlich die Städte fürchteten einen Einfall der Franzoſen in die obern Lande.

Hierauf kam man an die Frage wie die bewilligte Steuer einzubringen ſey: ob durch den gemeinen Pfennig, wie die Städte vorſchlugen, oder durch den alten Anſchlag, was dieß Mal den Fürſten beſſer gefiel, vorausgeſetzt daß ihnen das Recht verbliebe, wie gegen die Türken, ſo auch gegen deren Anhänger die Hülfe der Unterthanen in Anſpruch nehmen zu können. Der Kaiſer, vielleicht in Erinnerung, welche Nachtheile die Einſammlung des gemeinen Pfennigs vor zwei Jahren veranlaßt hatte, entſchied ſich für die alten Anſchläge.

Das hatte nun aber wieder die Schwierigkeit, daß dieſelben ſo vielfältig beſtritten, die Matrikel ſo unrichtig war. Wir erinnern uns, wie oft darüber Streitigkeiten ausgebrochen waren, wie viel Abzüge noch Maximilian ſich hatte gefallen laſſen müſſen. Jetzt aber war alles voll Eifers. Es ward beſchloſſen, zur Deckung des Ausfalls die bewilligten Subſidien nicht auf 6, ſondern ſogleich auf $7\frac{3}{4}$ Monat auszuſchreiben.

So weit war man gekommen, und wollte zur Berathung über die beharrliche Hülfe fortſchreiten: als die Proteſtanten nun auch ihre Sache wieder in Anregung brachten, und den Kaiſer erſuchten zunächſt die Artikel Friedens und Rechtens zu erledigen.

Am beſchwerlichſten war ihnen alle die letzten Jahre die Weigerung der übrigen Stände gefallen, die Declara-

tionen die der Kaiſer zu ihren Gunſten erließ, anzuerkennen. Noch im letzten Herbſt, als man abermal eine Reviſion des Kammergerichts vornahm, war alles daran geſcheitert, daß die Proteſtanten eine Verpflichtung der Beiſitzer auf die Declaration von 1541 forderten und die Gegner davon nichts wiſſen wollten. Zu der Herſtellung eines legalen Zuſtandes gehörte es weſentlich, daß dieſe Ausflucht abgeſchnitten, ihrer Berechtigungen in dem Reichsabſchied ganz ausdrücklich gedacht würde.[1] Wir werden uns nicht wundern, wenn das auch dieß Mal nicht vollſtändig erreicht ward; aber auf jeden Fall machte doch die Majorität eine ungemeine Conceſſion. Sie erklärte, ſie müſſe es geſchehen laſſen, wenn der Kaiſer aus ſeiner Machtvollkommenheit Ordnung gebe, ſie wiſſe ihm hierin kein Maaß zu ſetzen. Das will nicht ſagen, ſie habe davon keine Notiz genommen: ſie kannte die Entwürfe welche über alle einzelnen Puncte hin und her geſchickt worden. Wenn ſie dieſelben nicht in aller Form zu den ihren machte, ſo gab ſie doch auch auf, ihnen zu widerſtreben.

So geſchah, daß in dem Reichsabſchied von 1544 alles vermieden ward, was an die Widerherſtellung der biſchöflichen Jurisdiction erinnert hätte; den Proteſtanten ward nachgelaſſen, aus den geiſtlichen Gütern die Dienſte in ihren Kirchen und Schulen zu beſtreiten; überhaupt wurden die Verträge welche ſie über die geiſtlichen Güter geſchloſſen hätten

1. „Nach ſtattlicher Umfrage im Beiſeyn faſt aller Stände" (Ausdruck des Frankfurter Geſandten) ward dieſer Beſchluß 24 April gefaßt. In der Schrift „ſo die Proteſtation und Einungsverwandten Stände Kaiſerl. Mt Friedens und Rechtens halber eingereicht" 26 April, erſuchen ſie ihn vor aller weitern Handlung die Artikel Friedens und Rechtens gemäß der Declaration dergeſtalt zu erledigen daß ſie in den Abſchied kommen.

oder noch ſchließen möchten, anerkannt. Einige Hauptartikel der Declaration von 1541 kamen wörtlich in den Abſchied. Wir können ſagen: der Zuſtand der von der Hierarchie getrennten Landeskirchen erhielt im Allgemeinen die Beſtätigung des Reiches.

Auf entſprechende Weiſe wurden die Irrungen über das Kammergericht entſchieden. Mit einer Wiederholung der Suspenſion der die Confeſſionsverwandten betreffenden Proceſſe und Achten war man jetzt nicht zufrieden. Wie die Proteſtanten immer gefordert, eine ganz neue Einrichtung des Kammergerichts ward in Ausſicht geſtellt: zwar nicht in dem Umfang den ſie in Antrag gebracht, namentlich nicht dergeſtalt, daß von den alten Beiſitzern Keiner wieder gewählt werden ſollte, was der Lage der Dinge hinwiederum nicht entſprochen haben würde; allein doch ſo, daß ſie ſehr zufrieden ſeyn konnten. Am nächſten Reichstag ſollten von allen dazu befugten Ständen aufs neue Kammergerichtsbeiſitzer präſentirt werden, ohne Rückſicht ob ſie den Eid zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und dem Evangelium ſchwören würden. Und damit eine vollkommen gleiche Grundlage des Rechts beſtände, ſollten in Zukunft die Satzungen des geſchriebenen gemeinen Rechts in Hinſicht der Religion ſo wenig wie die frühern Abſchiede Anwendung finden.[1]

In der That darin lag alles was ſie billigerweiſe fordern konnten: Rechtsgleichheit in Hinſicht der Geſetze ſowohl wie der Richter.

1. Pacificantur per hoc, klagt ein altgläubiger Gloſſator, bona et personae Lutheranorum per omnia catholicis, nec ad illas poenas contra haereticos adornatas procedi poterit.

Und daran knüpft ſich, daß auch die braunſchweigiſche Sache auf eine Weiſe, mit welcher beide Theile zufrieden ſeyn konnten, erledigt ward. Herzog Heinrich trug in einer Verſammlung des Nürnberger Bundes, wie nicht anders zu erwarten war, auf unverweilte Herſtellung an. Er hatte da aber nicht einmal die Mehrheit der Stimmen für ſich, geſchweige den Kaiſer, der ſein Unglück ihm ſelber Schuld gab. Aber auch den Proteſtanten erklärte Carl, es würde ſeiner Hoheit ſchlecht anſtehn, die Verjagung eines Reichsfürſten aus ſeinen Lehen zu dulden. Sie willigten ein, das Land ihm ſelbſt, dem Kaiſer, zur Sequeſtration zu überlaſſen; ſie machten nur die Bedingung, daß die Religion daſelbſt in dem Stande bleibe, wie ſie nunmehr ſey.

Bei dieſer gegenſeitigen Nachgiebigkeit in Streitfragen von zugleich ſo umfaſſendem und ſo nahem Intereſſe eröffnete ſich noch einmal die Ausſicht auf eine allgemeine friedliche Entwickelung der Dinge. Was man hier faſt unerwartet erreicht hatte, ſchien den Weg zu einem allgemeinen Verſtändniß zu bahnen.

Der Kaiſer kündigte die Abſicht an, auf dem nächſten Reichstage den Entwurf einer chriſtlichen Reformation den Ständen vorzulegen. Die Proteſtanten erwiederten, daß ſie nicht verſprochen haben wollten, einen ſolchen Entwurf alsdann ſogleich zu dem ihren zu machen. Der Kaiſer gab nach, daß von allen Ständen ähnliche Entwürfe einer Reform, d. i. einer gemeinſchaftlichen Anordnung der religiöſen Angelegenheiten im Reiche, eingebracht würden.

Ein Zugeſtändniß, doppelt wichtig durch die nähern Beſtimmungen, mit denen es in den Reichsabſchied kam. Der

Kaiſer verweiſt darin die Vergleichung des Zwieſpaltes auf ein „gemeines freies chriſtliches Concilium." Ob er dabei nicht einige für den Augenblick verhaltene Gedanken hegte, iſt eine andre Frage, aber ſo viel wenigſtens leuchtet ein, daß dieß die Ausdrücke ſind, in denen die Proteſtanten immer ein Concil gefordert hatten. Und noch mehr. Sollte ein ſolches Concilium nicht demnächſt zu Stande kommen, ſo erklärt ſich der Kaiſer „zu deutſcher Nation Wohlfahrt" entſchloſſen, für nächſten Herbſt oder Winter einen Reichstag vornehmlich in Sachen der Religion zu berufen und ihn ſelbſt zu beſuchen. Da ſollen die Stände mit den Reformationsentwürfen, die ſie indeß verfaſſen laſſen, erſcheinen: gleichwie auch er thun will; nach ihrer Maaßgabe werde man über eine freundliche Vergleichung der Religion verhandeln, und zunächſt wenigſtens beſtimmen, wie es in den ſtreitigen Artikeln bis zu wirklicher Vollziehung eines Conciliums gehalten werden ſolle.

So kam man doch wieder bei jenem Gedanken an, der immer die Summe der nationalen Entwürfe in ſich enthielt, die Streitigkeiten unter ſich ſelber auszutragen. Mit einer gewiſſen Nothwendigkeit tritt er ein, ſo oft ſich ein Mißverſtändniß zwiſchen Papſt und Kaiſer hervorthut. Die Proteſtanten hätten nichts beſſeres gewünſcht, als unter dem Vortritt des Kaiſers durch allgemeine Vereinbarung das Joch des Papſtes abzuſchütteln und ſich in nationalen Kriegszügen zu verſuchen.

Zwiſchen den Oberhäuptern der Proteſtanten und dem kaiſerlichen Hauſe hatte noch niemals ein ſo gutes Verhältniß obgewaltet. Die alten Zwiſtigkeiten zwiſchen dem kai-

ſerlichen Hauſe und Sachſen über das Kloſter Dobrilug, die Königswahl, die cleviſch-jülichſchen Heirathspacten wurden vollkommen beigelegt; daß die letztern, natürlich ohne Beziehung auf Geldern, anerkannt wurden, führte bei der Annäherung zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog von Cleve, welche auf den Krieg gefolgt, zu dem Gedanken, auch Sachſen wieder mit dem Haus Öſtreich in eine Familienverbindung zu bringen. Es war von einer Vermählung zwiſchen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, jedoch nur unter der Bedingung daß vorher die Vergleichung der Religion zu Stande gebracht worden ſey. Bemerken wir den Zuſatz: „durch die Reichsſtände, mit Wiſſen und Willen des Kaiſers:" bei jeder Gelegenheit wiederholt man die Modalitäten, unter denen man es zu einer Vergleichung will kommen laſſen. Johann Friedrich war voller Genugthuung; man ſah ihn ſein Erzamt mit aller Zufriedenheit und Hingebung ausüben; prächtig hielt er Hof.

Noch eine glänzendere Stellung aber hatte dieß Mal der Landgraf. In der Berathung über die Türkenhülfe hatte er ein Feuer, eine Beredtſamkeit entwickelt, zu der ihn ſonſt nur die Angelegenheiten ſeines Glaubens, ſeiner Partei entflammten. Der Biſchof von Augsburg ſagte, er ſcheine vom heiligen Geiſt inſpirirt zu ſeyn. Seine Glaubensgenoſſen dagegen prieſen ihn, daß er ungehindert durch die Nähe des Kaiſers in der Kirche des Franciscanerkloſters die evangeliſche Predigt erſchallen ließ, an der immer mehrere Tauſende Theil nahmen. Er hielt den glänzendſten gaſtfreieſten Hof: wenn er zu Tafel gieng, blieſen die Trompeten, damit Reich und

Arm kommen und ſich an ſeinem Tiſche ſatt eſſen könne. Er iſt bei den Deutſchen, ſagt der florentiniſche Geſandte, wie ihr Gott angeſehen.[1] Und auch ihm ſchien die Erfüllung ſeiner liebſten Wünſche zu nahen. An der Spitze eines deutſchen Heeres gegen die Osmanen vorzudringen, ihnen wie er ſagte „Gräcia und Thracia" zu entreißen, war die Summe ſeines Ehrgeizes, die er ſich ſelber kaum geſtand. Der Kaiſer, höchlich zufrieden, ſagte ihm, in dem bevorſtehenden Kriege gegen Franz I ernenne er ihn nicht zum Anführer, um ihn nicht mit dem König vollends zu verfeinden: in dem nächſten Türkenkriege aber ſolle der Landgraf Feldoberſter ſeyn, an ſeiner des Kaiſers Statt. Der Landgraf wandte beſcheidentlich ein, daß er einer ſo großen Unternehmung nicht gewachſen ſeyn werde. „Du haſt", verſetzte der Kaiſer, „bisher für dich und Andere glückliche Kriege geführt: ſo denke ich wirſt du auch mir dienen." Insgeheim mit Freuden vertraute der Landgraf ſeinen Freunden an, welch einen gnädigen Herrn er am Kaiſer habe.[2]

Indeſſen war man auch über die Offenſivhülfe gegen die Türken zum Schluß gekommen: der Kaiſer entſchied, daß ſie durch den gemeinen Pfennig aufgebracht werden ſolle. Der Abſchied giebt an, wie auch die Geiſtlichen, ferner der Adel in Schwaben, Franken und am Rhein, endlich diejenigen Städte die ſonſt mit den Reichsanſchlägen nicht belegt worden, dazu herbeizuziehen ſeyen. Denn Niemand, weder hohen noch niedern Standes, ſollte verſchont, Keiner vor dem Andern beſchwert werden. Der Kaiſer wiederholte ſein Erbie-

1. Finalmente da questi Alemani è tenuto lor iddio.
2. Lauze Heſſiſche Chronik p. 536.

ten, aus ſeinen und ſeines Bruders Erbkönigreichen und Landen dazu eine anſehnliche Hülfe zu ſtellen.

Der Krieg den man gegen Frankreich unternahm, ward nur als der erſte Theil eines Türkenkriegs betrachtet.

Für den Kaiſer freilich war er auch an und für ſich ſehr dringend. Wir wiſſen welchen Vortheil die Franzoſen in den Niederlanden behaupteten. Noch in Speier liefen Nachrichten von einem bedeutenden Verluſt ein, welchen der Marcheſe Guaſto gegen den tapfern franzöſiſchen Adel, den die Anweſenheit eines jungen muthigen Prinzen, des Herzogs von Enghien, mit doppelter Schlachtbegier erfüllte,[1] bei Ceriſole in Piemont erlitten hatte. Der Kaiſer ſah, daß er ſchon deshalb, um Italien zu retten, die Franzoſen in ihrer Heimath beſchäftigen müſſe.

Im Jahr 1540 war der Kaiſer gekommen, um mit Frankreich und dem Papſt im Bunde England und die deutſchen Proteſtanten anzugreifen: im Jahr 1544 zog er mit Engländern und Proteſtanten wider Frankreich, das mit dem Papſt in dem beſten Vernehmen ſtand.

Das Heer das der Kaiſer ins Feld führte, war dieß Mal faſt durchaus ein deutſches. Es beſtand aus 3300 oberdeutſchen Reitern, welche die älteſte und die jüngſte Waffe, den Streithammer und das Piſtol zugleich führten, 4 großen Regimentern oberdeutſchen Fußvolks, das größte unter Graf Wilhelm von Fürſtenberg, zuſammen über 20000 M. ſtark, und einer ſtattlichen Schaar niederdeutſcher Truppen, 2000 M. z. Pf., 5500 M. z. F. Italiener waren nicht viel

1. Vieilleville Mémoires: Coll univ. XXVIII, 276.

zugegen; dagegen fanden ſich gegen 4000 alte und 2400 neugeworbene Spanier.[1]

Mit dieſem Heere konnte der Kaiſer im Juni 1544 den Weg unmittelbar nach Frankreich einſchlagen, da es noch im Mai dem Grafen Wilhelm gelungen war, Luxenburg zu erobern.

König Franz hatte vernehmen laſſen, er werde den Kaiſer wie in der Provence, ſo in der Champagne weniger durch Waffen als durch Hunger bekämpfen.

Um ſo ſorgfältigere Vorkehrungen traf der Kaiſer, um dieß Mal nicht einem ähnlichen Schickſal zu unterliegen. Der Churfürſt von Trier beförderte die Herbeiſchaffung der Lebensmittel auf dem Rhein und beſonders die Moſel aufwärts mit aller Ergebenheit. Ein ſpaniſcher Beamter, der die Leitung der ganzen Zufuhr hatte, Francisco Duarte, erwarb ſich einen gewiſſen Namen dabei. Die Vertheilung unter die einzelnen Haufen beſorgte der Großmarſchall, Sebaſtian Schärtlin. In Pont a Mouſſon und St. Michel wurden große Bäckereien errichtet, welche täglich 50000 Brode lieferten.

Und nur mit großer Vorſicht rückte der Kaiſer vorwärts. Er wollte nicht wieder feſte Plätze in ſeinem Rücken laſſen, wie einſt in Piemont; ohne viel Mühe nahm er Commercy, Ligny; dann griff er St. Dizier an.

St. Dizier, ſchon an ſich feſt, war vor kurzem von einem bologneſiſchen Baumeiſter, Marino, mit neuen Bollwer-

1. Antonii de Musica commentarius rerum gestarum apud S. Digerium bei Mencken. Vergl. Bellay XXI, 188. Schärtlin p. 72.

ken verſehen worden, und wurde jetzt von einer tapfern Beſatzung unter einem entſchloſſenen Anführer, Grafen Sanxerre, vertheidigt.

Da der erſte Sturm mißlang, den die Spanier mit einer Art von Tollkühnheit unter den ungünſtigſten Umſtänden unternahmen, mußte ſich der Kaiſer zu einer regelmäßigen Belagerung entſchließen. Laufgräben wurden gezogen, große Bollwerke errichtet, um die Stadt von einer gewiſſen Höhe aus beſchießen zu können: Tyroler Bergknappen, die ſich in einem madruzziſchen Fähnlein befanden, unterminirten die Mauern: was denn alles viel Zeit koſtete: Graf Salm bereitete die Anwendung einer neuen Art von glühenden Kugeln vor;[1] endlich im Anfang Auguſt war alles zu einem entſcheidenden Anfall reif; da erſchien ein Parlementär der Beſatzung. Ob es wahr iſt, daß der Anführer derſelben durch einen falſchen Brief ſeines Königs, den ihm der jüngere Granvella in die Hände ſpielte, dazu bewogen worden iſt? Wenigſtens damals ward es von ſonſt wohlunterrichteten Perſonen behauptet. Außer Gewalt und beſonders Geduld hätte man noch Liſt anwenden müſſen um die kleine Feſtung zu erobern. Am 17ten Auguſt zog die Beſatzung mit allen Ehren aus.

Schon einen Monat früher war König Heinrich auf franzöſiſchem Boden angelangt. Ein ihm von ſeinen Räthen vorgelegter Plan zeigt, daß er wirklich urſprünglich die Abſicht hatte, auf dem alten Wege engliſcher Invaſionen in

1. Mameranus: mirabiles quosdam rara arte ac miranda globos parat, qui per bombardas emissi incendium inextinguibile inferrent, ut quo plus aquis suffunderentur, hoc magis magisque ignescerent. Würdtwein Subs. X, 395.

Vermándois über die Somme zu gehn, und ſo auf Paris vorzudringen.[1] Es fehlte aber viel, daß er dieß ausgeführt hätte. Nach ſeiner Landung ſchien es ihm beſſer, vor allen Dingen Boulogne zu erobern, das nur mittelmäßig verſehen war und deſſen Beſitz die größten Vortheile darbot. Vergebens ſuchte ihn der Kaiſer davon zurückzubringen; mit deſſen eigenem Beiſpiele entſchuldigte er ſich.

Dergeſtalt auf ſich ſelber angewieſen, faßte der Kaiſer den kühnen Gedanken, die verabredete Unternehmung allein durchzuführen.

Was ihn dazu vermochte, war nicht gerade ein Gefühl von Überlegenheit: aus ſeinem eignen Munde wiſſen wir vielmehr, daß man im Lager eher an Rückzug dachte; aber auch dieſer hatte ſchon Schwierigkeiten, und bei dem erſten Unfall würde ein Friede zwiſchen Frankreich und England zu ſeinem Nachtheil geſchloſſen worden ſeyn.[2] Um nur nicht der verlierende Theil zu bleiben, mußte er vordringen und ſich in den entſchloſſenſten Angriff ſtürzen. Graf Fürſtenberg, der ſo oft in franzöſiſchen Dienſten geſtanden und das Land gut kannte, vermaß ſich ihn gradezu nach Paris zu führen.

Schon war Vitry in ſeine Hände gefallen; jetzt wandte er ſich gegen Chalons, das damals befeſtigt war: die Franzoſen meinten nicht anders, als er werde zur Belagerung dieſes Orts ſchreiten, und hatten ein Heer, das dem kaiſer-

1. Statepapers I, 761.

2. Ein authentiſches Document für einige der wichtigſten Motive der Kriegführung und des Friedens enthält der Aufſatz: Ce que l'on doit considerer sur la declaration de l'alternative etc. in den Pap. d'et. III, 67. Damit ſtimmt ſehr gut ein in Goſſelini's Vita di Francesco Gonzaga enthaltener Discorso über den Frieden: der Kaiſer habe den Zug unternommen, weil er auch nicht rückwärts gehen konnte, „con l'ardire celando l'impotenza.“ p. 30.

lichen an Zahl wenigſtens gleich war, in daſiger Gegend auf dem linken Ufer der Marne verſammelt. Das waren aber nicht die Gedanken des Kaiſers. Indem dort zum Scheine die Zelte aufgerichtet wurden, nahm das ganze Heer ſeinen Weg die Marne abwärts, die Straße nach Paris. Es war eine heitere Nacht, heller Mondſchein, der Weg trocken und eben. Den Vortrab, der hauptſächlich aus Reiterei beſtand, befehligte Francesco d'Eſte, dann folgten die Fußvölker unter dem Grafen von Fürſtenberg. In den Dörfern, durch die man kam, fand man die Bauern ruhig ſchlafen.

Wäre nicht in einem dieſer Dörfer gegen Morgen Feuer ausgekommen, ſo würde man vielleicht — die Schiffbrücken waren zur Hand — das feindliche Heer jenſeit der Marne haben überraſchen können. Aber auch ſo gewann man ihm den Vorſprung ab. Am 4ten September fiel Epernay in die Hände des Kaiſers; am 6ten finden wir das Heer in der Nähe von Chatillon; am 8ten beſetzte es Chateau Thierry, wo man ſich zugleich ſehr erwünſchter Vorräthe bemächtigte.

Die Zeitgenoſſen können nicht genug ſagen, welcher Schrecken, welche Flucht bei dieſer unerwarteten Gefahr in dem ganzen Land umher, hauptſächlich aber in Paris ausbrach. Paradin meint, ſeit die Stadt erbaut worden, habe ſie nichts ähnliches erlebt. König Franz eilte in Perſon dahin. Sein Wort, von der Furcht könne er ſie nicht befreien, aber wohl vor Unglück beſchützen, bezeichnet ſehr wohl die Stimmung die er fand, und die gute Haltung die er doch ſelbſt behauptete. Er traf einige Anordnungen in der Stadt, und machte Anſtalt im Nothfall den Montmartre zu vertheidigen.

Denn dazu, was viele Andere und auch der Dauphin wünſchten, daß man dem Kaiſer eine Schlacht angeboten hätte, war er auch unter dieſen Umſtänden nicht zu bewegen. Seit dem Tage von Pavia vermied er faſt ſyſtematiſch alle Feldſchlachten. Er ſagte wohl, der Verluſt einer Schlacht werde dem Kaiſer nichts als ein Heer koſten, ihm aber vielleicht eine Provinz oder das Reich. Es ſchien ihm genug, wenn die nächſten Orte, Lagny, Meaux und Ferté gehörig beſetzt würden.

Und in der That: wenn Carl V ſich rühmen konnte, daß ſeit den Zeiten der Ottonen kein deutſches Heer ſo tief in Frankreich vorgedrungen war, ſo war doch auch die Verlegenheit nicht gering in die er ſich damit geſtürzt. Bei weiterm Vorrücken hätte er ohne Zweifel in den ebengenannten Plätzen beſſeren Widerſtand gefunden als bisher. Selbſt wenn er dieſe genommen, wenn er Paris erobert hätte, wäre nicht bei der Plünderung der Stadt die Auflöſung des eigenen Heeres zu fürchten geweſen? Schon war es hie und da zwiſchen Spaniern und Deutſchen zu ernſten Händeln gekommen; der Oberſt der Landsknechte, Graf Fürſtenberg, der ſie in Ordnung zu halten wußte, war allzu raſch vorangehend, in Gefangenſchaft gerathen. Was einſt in Rom geſchehen war, hätte ſich in Paris wiederholen können; aber mit weit größerer Gefahr. Das friſche und unbeſiegte Heer das in der Nähe ſtand, würde nicht unverrichteter Dinge vor den Mauern zurückgewichen ſeyn, wie dort der Herzog von Urbino.

Ohnehin dürfte man dem Kaiſer nicht, nach dem Wortlaut ſeiner Verträge mit England, die ernſtliche Abſicht zuſchreiben, Frankreich mit dieſer Macht zu theilen, in dem alten Sinn der Kriege Burgunds und Englands gegen Valois:

ſeine Meinung war nur, wie im Jahr 1536, den König mit Vortheil zum Frieden zu nöthigen; dazu bot ſich ihm nunmehr die Ausſicht dar.

Schon vor St. Dizier war die Unterhandlung eröffnet worden; jetzt, als der Kaiſer ſein Hauptquartier zu Soiſſons aufgeſchlagen, kam der Friede zu Stande: zu Creſpy 14 Sept.

Man erſtaunt, wenn man unter den Bedingungen eines Friedens der ſo nah bei Paris abgeſchloſſen worden, das Verſprechen des Kaiſers findet, den zweiten Sohn ſeines Feindes, den jungen Herzog von Orleans, entweder mit ſeiner eigenen oder mit der Tochter ſeines Bruders zu vermählen, und der erſten die Niederlande, der zweiten Mailand zur Ausſteuer zu geben. Allein man muß ſich erinnern, daß der Kaiſer ähnliche Vorſchläge von jeher gemacht, der König von Frankreich aber, der immer alle alten Rechte ſeines Hauſes an Mailand vorbehalten, darauf einzugehn verweigert hatte. Der Kaiſer hatte die Genugthuung, daß dieſer Streit jetzt nach ſeiner Anſicht, nach ſeinen Vorſchlägen entſchieden wurde.[1] Er ſollte doch die Feſtungen von Cremona und Mailand, ſo lange es ihm gefalle, in eigner Hand behalten dürfen, in allen andern Schlöſſern im Lande ſollten nur Befehlshaber die ihm angenehm ſeyen, zugelaſſen werden und ihm wie dem Reiche den Eid der Treue leiſten; würde der Herzog ohne lehnfähige Erben mit Tode abgehn, ſo ſollte das Land an den alsdann regierenden Kaiſer zurückfallen.

Ein weiterer Vortheil war, daß nicht allein die gegenſeitigen Eroberungen herausgegeben werden ſollten, inbegriffen Piemont, ſondern der König aufs neue auf die Oberherrlich-

1. Mailand ſollte überliefert werden „come feudo nuovo, e non come ereditario della casa d'Orliens" (von der Valentina her).

keit über burgundiſche Erbländer, die er wieder in Anſpruch nahm, zugleich für ſeine Erben Verzicht leiſtete. Die Stände und der Dauphin ſollten dieſe Verzichtleiſtungen ratificiren.[1]

Der König von England hatte gewünſcht, zum Schiedsrichter über die Streitigkeiten zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer aufgeſtellt zu werden: in dem Frieden unterwarf ſich Frankreich dem Ausſpruch des Kaiſers über ſeine Streitigkeiten mit England.

Dahin alſo förderten die Unterſtützungen des Reiches den Kaiſer ſehr bald, daß er unzweifelhafte Vortheile über ſeinen alten Gegner davontrug; in welchem Sinne er nun aber dieſelben zu benutzen gedenke, war doch auf der Stelle nicht ganz deutlich.

Im Tractat verpflichtete ſich der König, den Kaiſer nicht allein wider die Türken, ſondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterſtützen.

Eben was das letzte zu bedeuten habe, ſo unverfänglich die Worte an ſich auch lauten, war dunkel; nach allen Seiten hin gab ſich darüber Beſorgniß und Aufregung kund.

Und wirklich finden ſich Spuren, daß dem Tractat noch ein geheimer Artikel oder ein zweiter Vertrag beigefügt ward, der nie zum Vorſchein gekommen iſt, von dem wir aber wiſſen, daß er dieſen Punct näher erläuterte.[2]

1. Sie trugen jedoch Bedenken dieß zu thun. Es exiſtirt eine geheime Proteſtation des Dauphin, beſonders wider „la renonciation de la souveraineté de Flandre, le droit des roiaumes de Naples, duché de Milan, conté d'Ast, restitution de terres etc.“ Du Mont IV, II, 288.

2. Die Engländer warfen 1546 dem Kaiſer vor, daß er damals zwei Tractate mit Frankreich gemacht und ihnen nur einen mitgetheilt: having made two treaties, he made us prevye but of oon. Die Antwort des kaiſerlichen Geſandten, daß des Kaiſers Ver-

Ohne Zweifel ſind darin, wie in allen frühern Freundſchaftstractaten zwiſchen dem Kaiſer und König, Beſtimmungen vorgekommen, welche gegen die Proteſtanten angewendet werden konnten; doch gieng ſo viel wir ſehen die nächſte große Tendenz in dieſem Augenblick nicht wider ſie.

Eher war dieſe gegen den Papſt gerichtet.

Die Unterhandlungen über eine engere Familienverbindung zwiſchen Franz I und dem Papſt wurden abgebrochen und es erfolgte eine unleugbare Entfremdung zwiſchen Beiden. Man bemerkte daß der anweſende päpſtliche Nuntius, der bei den Friedensunterhandlungen zugezogen zu werden wünſchte, doch kein Wort davon erfuhr. Ein paar Cardinäle erſchienen in Lyon, aber aus Furcht ſie möchten alles rückgängig machen, vermied man ſie herbeikommen zu laſſen.[1]

Der gleichzeitige päpſtliche Geſchichtſchreiber verſichert, die Nachricht von den Plänen die gegen den römiſchen Hof in

träge mit Frankreich wohl dem Kaiſer ſelbſt nicht bekannt, ſieht ganz aus wie eine Ausflucht. The council etc. Statepapers I, 859. Auch finden ſich Angaben über zwei Puncte von denen darin die Rede geweſen iſt. Als die franzöſiſchen Geſandten ſich beim Anfang des Concils zurückzuziehen drohten, legte ihnen dieß Granvella zur Laſt „e miſe fuori quel capitolo della pace, dove il re aveva obligato l'imperatore a concorrere a un tal concilio,“ Pallavicini I, 556, ſo daß dieſe Sache von Frankreich zur Sprache gebracht worden zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer ſelbſt dagegen berichtet dem Papſt, durch den Tractat werde es in ſeine Hand geſtellt, die Hülfe des Königs gegen die Türken oder in Sachen des Glaubens anzuwenden: „que el rey de Francia avia de ayudar para contra el Turco o para lo de la religion (die Worte ſind wohl abſichtlich unbeſtimmt) a voluntad del Cesar.“ Inſtruction für Andalot bei Sandoval II, p. 525.

1. Marino Cavalli Relatione di Francia 1546 in der Raccolta delle relazioni I, p. 263 und 275.

Creſpy gefaßt worden, habe den Papſt vermocht das Concilium unverzüglich zu berufen.[1] Es leuchtet ein, daß er die Initiative in dieſer Sache nicht etwa gar in die Hände der Höfe wollte gerathen laſſen. Bald darauf werden wir unterrichtet, daß die beiden Fürſten vor allem die Frage über die Macht des Papſtes dort in Gang zu bringen gedachten.[2]

In ſo fern hatte der Krieg, zu dem die Proteſtanten ſo viel beigetragen, obwohl die weitern Folgen auch noch ganz anders ausfallen konnten, doch fürs Erſte ein ihren Beſtrebungen im Allgemeinen entſprechendes Reſultat.

Und auch den Abſichten gegen die Osmanen, die dieß Mal nicht von dem Papſt, ſondern bei weitem mehr von den Proteſtanten gepflegt wurden, geſellte der König ſich zu. Er verſprach, dem von Kaiſer und Reich beſchloſſenen Kriegszug gegen dieſelben mit 10000 M. z. F. und 600 Hommes d'armes zu Hülfe zu kommen.

Im November 1544 verkündigte König Ferdinand den ungariſchen Ständen, alle Feindſeligkeiten im Innern der Chriſtenheit ſeyen nunmehr abgethan, ſelbſt der König von Frankreich ſey zu Hülfleiſtungen gegen den Erbfeind entſchloſſen; ſchon beſchäftige man ſich mit Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen. Auch in Ungarn möge man ſich rüſten, damit nicht die Schuld der Verzögerung bei der Ankunft des Kaiſers auf dieß Land ſelber falle.

Den Ständen des Reiches zeigte der Kaiſer an, nicht

1. Wie man dieß in Rom verſtand, zeigt unter andern der Ausdruck des Panvinius: Paul III habe erfahren „quae in pace Crepinii contra Romanam curiam reges agitaverant.“

2. „por ninguna maniera se muestra hasta que esté bien edificada la cosa del concilio de hablar del poderio del papa.“

eignen Nutzens halber, ſondern zum allgemeinen Beſten habe er Friede gemacht: unverzüglich möge nun der gemeine Pfennig zum Türkenkrieg zuſammengebracht werden.

Ausſichten, welche den alten nationalen Wünſchen entſprachen und namentlich die Ausführung der Beſchlüſſe des letzten Reichstags in jeder Beziehung erwarten ließen.

Neuntes Capitel.

Fortſchritte des Proteſtantismus im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland.

Unter dieſen Umſtänden, bei der guten Verbindung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes mit dem Kaiſer, dem innern Zerfall der alten Majorität, hatte das Prinzip der kirchlichen Reform, das ſtärkſte Element des geiſtigen Lebens, von Jahr zu Jahr immer weiter um ſich gegriffen.

Es würde hier nicht am Orte ſeyn, die Durchführung der religiöſen Umwandlung an jeder Stelle wo ſie begonnen war, im Einzelnen zu begleiten: die Thätigkeit des Dr Bugenhagen in dem wolfenbüttelſchen Fürſtenthum, der auch dort eine Kirchenordnung einführte; den unermüdeten Eifer den die Herzogin von Calenberg bewies: — ein recht ſchönes Denkmal evangeliſch-fürſtlicher Geſinnung iſt die Unterweiſung die ſie am Neujahrstag 1545 ihrem Sohne Erich übergab; — die Nachfolge welche dieſe Beiſpiele in benachbarten Herrſchaften und Städten fanden, z. B. in Hildesheim 1542, in Bentheim 1544; unſre Aufmerkſamkeit iſt vielmehr auf diejenigen Puncte gerichtet wo die kirchliche Neuerung noch energiſchen Widerſtand fand, oder mit der Macht ihrer alten Widerſacher zuſammenſtieß.

Wenden wir dann unſern Blick zuerſt nach dem ſüdlichen Deutſchland, den öſtreichiſch-baieriſchen Gegenden, ſo erregt vor allem der Übertritt der Stadt Regensburg unſer Intereſſe.

Längſt waren auch hier evangeliſche Schullehrer angeſtellt, evangeliſche Predigten, namentlich an den Reichstagen, gehört worden; ſchon nahmen viele Bürger das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt: endlich begann „der beredte Pfaff", Erasmus Zollner, nachdem ihn der Rath für die Kirche zur ſchönen Maria zum Prediger angenommen, die evangeliſchen Lehren mit aller Ordnung und Nachhaltigkeit, unter ungeheurem Beifall, zu verkündigen.

Das hätte bei der Nähe, den alten Anſprüchen und dem Religionseifer der Herzoge von Baiern nun wohl ſehr gefährliche Folgen haben können; aber es gieng wie einſt mit Augsburg: Öſtreich gewährte der Stadt einen Rückhalt, auf den ſie ſich verlaſſen konnte.

Zwar mahnte König Ferdinand die Stadt von jeder Neuerung ab; als ſie ihm aber hierauf eine ausführliche Erklärung über die Nothwendigkeit nicht allein der Predigt, ſondern auch der andern Neuerungen an dem Reichstag zugehn ließ, vermied er es eine Antwort darauf zu geben; als er bald darnach auf der Rückreiſe in Regensburg übernachtete, gab er wenigſtens kein Zeichen ſeines Mißfallens. Dieß Schweigen nun ſah der Rath als eine Art von Billigung an, ſo daß er jetzt erſt recht entſchloſſen vorſchritt. Am 27ſten Auguſt 1542 war Ferdinand in Regensburg geweſen: am 3ten September räumte man dem Prediger die Kirche des Franciscanerkloſters ein; auf eine erneuerte Bitte der Gemeine um Zulaſſung der Communion unter beiderlei

Geſtalt erklärte der Rath, daß er damit bereits beſchäftigt ſey; [1] endlich, am 13ten October ward vom äußern und innern Rath ſammt dem Ausſchuß der Bürgerſchaft, in Gegenwart des Reichshauptmanns und mit deſſen Einwilligung der Beſchluß gefaßt, den folgenden Tag die öffentliche Communion unter beiderlei Geſtalt eintreten zu laſſen. Sie ward mit aller möglichen Feierlichkeit vollzogen; die Stadt erhielt eine vollkommen evangeliſche Organiſation; die Pfarre und Superintendentur übernahm ein Zögling der Wittenberger Schule, Doctor Nopp.

Zwar ließen es die Herzoge von Baiern hierauf bei dem bloßen Widerſpruch nicht bewenden: durch ein förmliches Landgebot unterſagten ſie ihren Unterthanen den Verkehr mit Regensburg, erſchwerten auch wohl ſonſt die Zufuhr zu Waſſer und zu Lande; allein einigen Abbruch ließ man ſich in Regensburg ſchon gefallen, [2] und zu ernſtlichen Maaßregeln durften die Herzoge ſchon aus Rückſicht auf Öſtreich, das es nicht geduldet haben würde, nicht ſchreiten.

Eben ſo wenig gelang es denſelben, den Übertritt ihrer Vettern und Nachbarn von der Pfalz zu verhindern.

Schon früher war in der Oberpfalz durch förmlichen Landtagsabſchied zu Amberg erlaubt worden, evangeliſche Prediger anzunehmen, und allenthalben war es geſchehen. Jetzt ſchritt man auch in der jungen Pfalz dazu.

Wie Dr Forſter von Nürnberg den neuen Ritus zu

1. Gemeiner Geſchichte der Kirchenreformation in Regensburg 125 — 131.

2. Der Reichstagsgeſandte Dr Hiltner ſoll geſagt haben, es komme nicht ſo viel darauf an, ob für ein paar Pfennig weniger Buttermilch an der Heubart (dem Victualienmarkt) feil ſey.

Regensburg eingerichtet, ſo berief Herzog Ottheinrich den Andreas Oſiander von Nürnberg zu ſich, und erließ, nachdem derſelbe einige Wochen lang gepredigt, mit ſeiner Hülfe ein Ausſchreiben, worin er alle Prediger in ſeinem Lande aufforderte, von aller Lehre abzuſtehn, die in göttlicher Schrift kein Zeugniß habe. Natürlich zog er ſich hiedurch die Feindſeligkeit der Herzoge von Baiern zu, und höchſt empfindlich ward ſie ihm. Er hatte nemlich ſein wenig einträgliches Land mit einer großen Schuldenlaſt übernommen: was er ſchwerlich ſo ohne Weiteres gethan haben würde, hätte ihm nicht Herzog Wilhelm von Baiern ein ſehr bedeutendes Anlehen zugeſichert. Ottheinrich meinte wohl nicht, daß durch die religiöſe Veränderung pecuniäre Verabredungen rückgängig werden könnten. Unumwunden aber ließ ihn Herzog Wilhelm wiſſen, er wolle nun ferner nichts mit ihm zu ſchaffen haben,[1] und weigerte ſich ſeine Zahlung auf die beſtimmten Termine zu leiſten. Der junge Fürſt gerieth hiedurch in die größte Verlegenheit; er klagt, er müſſe nun in der Eile zu nachtheiligen Veräußerungen ſchreiten, und auch darin werde er noch gehindert. Doch konnte das kein Motiv für ihn ſeyn, das begonnene Werk zu unterlaſſen. Er ſchloß ſich nur um ſo enger an den ſchmalkaldiſchen Bund an.

So legten ſich trotz alles Widerſtandes die Elemente der Neuerung um die alte Burg katholiſcher Dienſte an, wo man noch immer die unnachſichtigſte Ordnung handhabte, wiewohl nicht mit vollkommenem Erfolg. Mir fällt doch auf, daß ſich in dem Album der Univerſität Wittenberg im-

1. „er wolle keine Gemeinſchaft mit uns haben und in allen unſern obliegen und ſachen weder rathen noch helfen.“ Sein Schreiben an Johann Friedrich 12 Aug. 1542.

mer eine Anzahl Studirender aus Baiern findet, in den Jahren 1540 — 1545 jedes Mal 5, 6, 8, 10 Neuinſcribirte; und außerdem noch immer einige aus München, oder Ingolſtadt, oder Freiſing. Namentlich in Ingolſtadt hatte man im Sommer 1543 viel mit Lutheriſch-geſinnten zu kämpfen.[1]

Bei weitem mächtiger aber waren dieſe Elemente in Öſtreich. Am 13ten Dezember 1541 übergab eine Deputation der niederöſtreichiſchen Stände dem König Ferdinand eine Bittſchrift, worin das Unglück der türkiſchen Kriege geradezu von dem Widerſtand hergeleitet wird den man dem göttlichen Worte leiſte, von dem Götzendienſte den man noch treibe: denn nicht anders bezeichnen ſie die Heiligenverehrung. Sie flehen den König an, wenigſtens Niemand zu verjagen der den Artikel von der Rechtfertigung predige wie er in Regensburg verglichen worden.[2] Scepperus, der in dieſen Jahren in Öſtreich reiſte, verſichert, er habe allenthalben das Volk mit unkatholiſchen Meinungen angeſteckt gefunden; aber die Edelleute noch mehr als das Volk: die meiſten von ihnen ſeyen von Herzen lutheriſch; faſt alle Schulmeiſter und Pfarrer die er kennen gelernt, ſeyen aus der Melanchthoniſchen Schule hervorgegangen.[3]

Indeſſen machte ſich auch an den weſtlichen Grenzen des Reiches der Fortſchritt der reformatoriſchen Bewegung bemerkbar.

1. Quo (Ingolstadium) exitialis Lutheri lues afflarat. Orlandinus, hist. soc. Jesu lib. IV, 26.
2. Bucholtz VIII, 155.
3. Bref recueil etc., ein Bericht an den Kaiſer. (Br. A.)

In Metz, das noch ſeinen Ehrgeiz darin ſah zu den deutſchen Reichsſtädten zu gehören, hatte dieſelbe ſo früh wie in irgend einer andern von dieſen begonnen. Auch dort fand ſie ihre vornehmſte Unterſtützung an dem Widerſtreit der Magiſtrate gegen die geiſtliche Macht. Es bildete ſich eine proteſtantiſche Partei, der das Glück ſo wohl wollte, daß eins ihrer Oberhäupter, Gaspard von Heu, zur Würde eines Maitre Echevin, überhaupt der vornehmſten in der Stadt, gelangte. Einen andern Rückhalt gewährte ihr Graf Wilhelm von Fürſtenberg, dem damals das benachbarte Gorze eingeräumt war. Hierauf wagte ſie es Farel von Genf zu berufen, der nun eine Zeitlang in Metz predigte und allmählig ein paar tauſend Gläubige um ſich ſammelte.[1] Zugleich ſuchte ſie die Aufnahme in den ſchmalkaldiſchen Bund nach.[2]

Landgraf Philipp war nicht abgeneigt, es auf den Grund, daß das Oberhaupt der Stadt evangeliſch geſinnt ſey, zu wagen.[3]

Die übrigen Mitglieder fanden jedoch daß das noch nicht angehe. Den Familien Heu, Bariſei, Coucy, welche ſich evangeliſch erklärt, ſtanden mit noch überlegenem Anſehen andre, wie die Molin, Rouſſel, Raigecourt, Gournay, Talange, Angerville entgegen; noch andre, z. B. die Serriere, hielten

1. Calmet Histoire de Lorraine II, 1241.

2. Schreiben von Johann Nidprucker Dr und Joh. Karquiem aus Metz, o. D. (Weim. Arch.) „der Scheffenmeiſter, als das einig Haupt der Stadt Metz, zuſampt etlichen vom Rath und der Gemeine, deren denn nit der geringſte Theil", bitten „in das chriſtliche Religionsbündniß gnädigſt aufgenommen zu werden."

3. In einem Schreiben Philipps Dienſtag nach Galli 1542 ſind die Namen nur nicht wenig verſtümmelt: z. B. Hoye ſtatt Heu, Gornau ſtatt Gournay.

ſich unentſchieden. Auf jeden Fall herrſchte die katholiſche Meinung im Rath der Dreizehn vor, und verhinderte alle Unternehmungen des Maitre Echevin. Die proteſtantiſchen Fürſten erinnerten ſich, daß die kaiſerliche Declaration, auf die ihre Stellung im Reich ſich ſtütze, ihnen ausdrücklich verbiete fremde Unterthanen an ſich zu ziehen. Vor aller Verbindung forderten ſie, daß die Evangeliſchen die Mehrheit im Rath und Regiment der Stadt beſitzen müßten. Dagegen waren ſie ſehr bereit die dort gebildete Gemeinde durch Fürſprache zu unterſtützen: im März 1543 erſchien hiezu eine evangeliſche Geſandtſchaft in Metz.

Und in der That bewirkte dieſe, daß den Evangeliſchen eine Capelle in der Stadt zu freier Predigt eingeräumt wurde. Es ward ein Prediger aufgeſtellt, mit dem die Evangeliſchen zwar nicht vollkommen zufrieden waren, den ſie ſich aber gefallen ließen, und der nun, wie in einem Berichte von Straßburg gerühmt wird, „auf das züchtigſte" predigte.[1] Die Verwaltung der Sacramente war in dieſer Erlaubniß, ſo viel ich ſehe, noch nicht eingeſchloſſen, aber dieſem Mangel half die Nähe von Gorze ab, wohin ſich Farel zurückgezogen. Man kam überein, daß die Stadt an den Reichstag nach Nürnberg ſchicken und hier wohl nicht eigentliche Aufnahme in den ſchmalkaldiſchen Bund aber doch förmlicheren Schutz der evangeliſchen Fürſten nachſuchen ſolle.[2] Genug, es ſchien alles den für die Reform erwünſchteſten Gang zu nehmen.

1. Anderweite Supplik des Joh. Karquiem, ebenfalls o. D, im weim. Arch.

2. So verſtand es wenigſtens der Churfürſt von Sachſen. S. ſ. Schreiben an Melanchthon 10 April 1543, Corp. Ref. V, p. 90. Auch Calmet weiß daß nach Nürnberg geſchickt werden ſollte.

Die erſte Probe aber bewies, daß die Gegenpartei doch noch mehr Kräfte beſaß. Bei der neuen Wahl des Maitre Echevin drang ein eifriger Katholik durch; hierauf wurden katholiſche Controversprediger herbeigerufen; man nahm die Hülfe des kaiſerlichen Hofes in Anſpruch.

Und hier erſchienen nun noch ganz andre Kräfte auf dem Kampfplatz als ſonſt im Reiche.

Das Haus Lothringen, oder vielmehr der Guiſiſche Zweig deſſelben, der an den Kämpfen zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus überhaupt einen welthiſtoriſchen Antheil genommen, ergriff zuerſt in dieſer Angelegenheit die Haltung die es darnach behauptet hat.

Der Cardinal von Lothringen, der ſich noch immer als den Inhaber der geiſtlichen Macht in Metz betrachtete, obwohl er die biſchöfliche Würde ſeinem Neffen Nicoles überlaſſen hatte, forderte ſeinen Bruder Claude Herzog von Guiſe auf, zunächſt die Verſammlung in Gorze zu zerſtören. Es waren eben ungefähr 200 Perſonen aus Metz gekommen um bei Farel das Abendmahl zu genießen, als die Reiter des Herzogs in Gorze eindrangen, die Verſammelten auseinanderſprengten, einige tödteten, andre greulich mißhandelten, und den Ort beſetzten. Nur verkleidet konnte Farel ſelbſt entkommen.[1]

Auf dieſe Weiſe trat die katholiſche Partei in Metz mit der geiſtlich-weltlichen Macht der Guiſen in die engſte Verbindung.

1. Bericht des Grafen Diedrich von Manderſcheid und Peter Sturm über die ungeſchickt Handlung zu Goyrs (Gorze): die ſie der Practik des Rathes von Metz ſelbſt zuſchreiben.

Wohl ſah man wohin dieß führen könne. Die Evangeliſchen von Metz erklärten, nicht aus Furcht ſeyen ſie dabei ruhig geblieben, ſondern hauptſächlich darum um nicht etwa Unordnungen zu veranlaſſen, bei denen die Stadt ſelbſt in fremde Hände geriethe. Die Geſandten der Stände bemerkten, daß die papiſtiſch-geſinnte Partei ſich zu Frankreich neige „und ſchon allerhand Practiken treibe um die Stadt in franzöſiſche Hände zu bringen." So viel leuchtet ein, daß die Proteſtanten in Metz, wenn ſie durchgedrungen wären, da ſie nur in den evangeliſchen Fürſten ihren Rückhalt ſehen konnten, ſich der Vereinigung mit Frankreich aus allen Kräften hätten widerſetzen müſſen.

Der Kaiſer ſchien jedoch dieß Intereſſe nicht zu bemerken. Durch einen ſeiner Räthe wurde vielmehr die evangeliſche Predigt in Metz verboten und alles in den alten Stand hergeſtellt. Schon hatte ſich Calvin aufgemacht, um die katholiſchen Controverſiſten, die er in Genf beſiegt, auch in Metz zu bekämpfen, als er von der widerwärtigen Entſcheidung der dortigen Angelegenheiten hörte und deshalb für gerathen hielt zurückzukehren.

Die Evangeliſchen nahmen jetzt die Unterſtützung der Fürſten nur darum in Anſpruch, um nicht völlig unterdrückt zu werden.

Alle dieſe Bewegungen aber, wie merkwürdig ſie auch ſind, traten gegen ein Ereigniß in Schatten, das ſich am Niederrhein vollzog.

Einer der vornehmſten geiſtlichen Fürſten des Reiches,

Hermann von Wied, Erzbiſchof und Churfürſt von Cölln, Adminiſtrator von Paderborn, machte einen Verſuch, die evangeliſchen Lehren in ſeinem Erzſtift einzuführen.

Wenn andre geiſtliche Fürſten früher oder ſpäter ähnliche Abſichten gehegt haben, ſo iſt das meiſtentheils darum geſchehen weil ſie ihre Stifter zu ſäculariſiren, ſich vielleicht zu verheirathen, als weltliche Herren zu leben dachten. Bei Erzbiſchof Hermann war dieß nicht der Fall. Nebenabſichten haben ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht zugeſchrieben. Man hat damals über ihn gelächelt, daß er wenig Gelehrſamkeit beſitze, in ſeinem Leben kaum zwei Meſſen geleſen, an ſeinem Halſe ein Amulet trage, an der Seite eine Wehr, welche unter dem erzbiſchöflichen Mantel hervorgehe, und daß er bei alle dem die Kirche reformiren wolle. Er ſelbſt hat ſeine Mängel nie verhehlt. Von jeher, ſagt er, habe er nicht anders gehört noch geglaubt, als daß ein Churfürſt zu Cölln ein weltlicher Herr ſey, der ſich mit aller weltlichen Pracht umgeben müſſe: erſt ſpät habe er gelernt, daß er als Erzbiſchof vor allem für ſeine Kirche zu ſorgen habe. [1] Schon ſeit längerer Zeit hatte er Verſuche gemacht, dieß auf dem herkömmlichen Wege zu leiſten. Wir gedachten der Reformation die er im Jahr 1536 mit ſeinen Suffraganen entwarf; ſie fiel aber nicht allein ungenügend aus, ſondern regte mit den clericaliſchen Tendenzen die ſie feſthielt, auch in den weltlichen Großen der Diöceſe unüberwindlichen Widerſtand auf. Hermann von Cölln bemerkte endlich, wie er ſagt, daß er mit dieſen Berathſchlagungen darum nicht weiter komme, weil ſich doch alles auf menſch-

1. Bericht über ſeine letzten Augenblicke. (A. z. Br.)

liche Satzung, nicht auf Gottes Wort gründe. Indem er ſich dann der Schrift näherte, aus welcher allein die gottſelige Lehre zu entnehmen, überzeugte er ſich, daß ihr Sinn in der augsburgiſchen Confeſſion enthalten ſey. Je älter er ward, deſto tiefer durchdrang ihn die Macht der gereinigten Lehre. Er befleißigte ſich ſie in ſeinem Leben und Wandel darzuſtellen. In den Schriften der Zeitgenoſſen erſcheint er als der gute fromme Herr von Cölln, als der alte gottliebende Churfürſt, der treffliche Greis. Er war ein langer Mann, mit ſchneeweißem Bart, von würdiger Erſcheinung, und einem Ausdruck, in welchem ſich Gutmüthigkeit Ernſt und Ehrlichkeit durchdrangen. Nachdem er eine Zeitlang gezögert, entſchloß er ſich endlich auch für ſeine Diöceſe zu thun, was, wie er ſich ausdrückt, „einem Gottesmenſchen" gezieme.

Da der Reichsabſchied von Regensburg im J. 1541 den Prälaten auferlegte, mit denen, welche ihnen unterworfen ſeyen, eine chriſtliche Reformation aufzurichten, ſo glaubte er auch eine rechtliche Befugniß zu haben, auf die er ſich vor Kaiſer und Reich ſtützen könne.

Auf dem nächſten Landtag, März 1542, zu Bonn, auf welchem alle vier Stände des Stiftes vereinigt waren, die Abgeordneten des Domcapitels und der Städte, ſo gut wie Grafen und Ritterſchaft, trug der Churfürſt dieß ſein Vorhaben vor. Er fand damit allgemeine Billigung. Die Stände insgeſammt erſuchten ihn, ein ſo chriſtliches Werk zu fördern, damit ein jeder erfahre, weſſen er ſich zu halten habe: — er möge nur einen Entwurf zur Reformation von den Gelehrten ausfertigen laſſen und ihnen denſelben dann mittheilen: er könne überzeugt ſeyn, man werde ihn beobachten. [1]

1. Abſchiede dreier Landtäge und eines Ausſchußtages nach an-

Nun hatte der Fürſt auf den letzten Reichsverſammlungen die perſönliche Bekanntſchaft Butzers gemacht, ihn auch in Buſchhoven kurz vor jenem Landtag bei ſich geſehen und ſich von ſeiner guten Abſicht, ſeinen conciliatoriſchen Talenten überzeugt; er glaubte ohne Zweifel etwas ſehr Angemeſſenes zu thun, als er dieſen Theologen gegen Ende des Jahres 1542 nochmals und auf längere Zeit zu ſich berief.

Seine urſprüngliche Abſicht war hiebei, das Vermittelungswerk, welches zu Regensburg nicht ausgeführt worden, jetzt durch dieſelben Gelehrten, die an dem erſten Entwurf den meiſten Theil genommen, in ſeiner Landſchaft durchzuſetzen. Zwiſchen Butzer und Gropper wurden Conferenzen veranſtaltet, Briefe gewechſelt. Noch vom 31ſten Januar 1543 haben wir einen Brief Butzers, worin er ſich bemüht Groppers Freundſchaft zu behaupten und ihn zu dem reformatoriſchen Unternehmen herbeizuziehen.

Allein täglich mehr zeigte ſich daß dieß unmöglich ſey.

Schon in Regensburg war Gropper in vielen Puncten

gefangenem Zwieſpalt in Sachen unſer h. Religion: Erſter Landtag, zu Bonn 11 Martii 1542. Antwort auf den zweiten Punct der Propoſition, belangent die Reformation der Religion, haben ſich die Verordenten eyns Domcapitels, vort Graven Ritterſchaft und der Stette Geſandten ſich obgemelts (in der Propoſition) unſers gn. Hern Furhabens, das zu vollenziehung des Regensburgiſchen Abſchiedes beſchicht und zuvor zu der Ehre des allmächtigen Gottes und unſerer Seelen heil angefangen, höchlich erfreut und untertheniglich bedankt, auch neben dem gebeten, S. Ch. G. ſolich chriſtlich und loblich Werk furdern wolt, damit daſſelb ins werk gebracht und ein jeder wiſſen möcht weß er ſich halten ſolt. Unter den Propoſitionen der Stände: Und ferner der Reformation der Religion wöllen S. Ch. G. die den Gelerten chriſtlich zuſtellen befehlen und wanehe die geſtalt ihren Gn. Erw. ꝛc. (den Ständen) die anzeigen, zuverſichtig, man werde dere geleben.

von der urſprünglichen Abfaſſung des von ihm einſt gebilligten Entwurfes zurückgetreten: und dabei war er doch, der ſtrengen Meinung die im Fürſtenrath überwog gegenüber, in große Verlegenheit gekommen. Er war gelehrt und geſchickt; allein ſeine Stellung war zu bequem und ehrenvoll, als daß er ſie gefährden mochte: neue Ideen ſelbſtändig zu faſſen und entſchieden durchzuführen, war er wohl nicht geeignet. Er gefiel ſich als Delegirter der höchſten Gewalten, des Kaiſers oder des Papſtes. Er hatte ſich dem Herkommen wieder völlig angeſchloſſen.

Dagegen hatte auch Butzer ſchon während des Geſprächs, und darauf, als er einen Bericht darüber abfaßte, alle Hinneigung zu unproteſtantiſchen Conceſſionen, wenn ſie jemals in ihm geweſen war, aufgegeben. In dem erwähnten Briefe bemerkt er, wenn es nach den Anhängern des Papſtes gehn ſolle, ſo werde es nie zu einer Beſſerung kommen. Er iſt erſtaunt, daß man zwar in einigen Kirchen reiner predigt als bisher, aber doch übrigens ganz bei dem Hergebrachten verharrt, z. B. ſo eben für ein Bild des heil. Columba einen Schmuck von mehr als 100 G. an Werth anſchafft.

Zog ſich nun Gropper von aller Gemeinſchaft mit Butzer zurück, ſo war es am Ende auch dieſem und ſeinen Freunden nicht unerwünſcht, wenn ſie nun ohne allen Einfluß fremdartiger Ideen zu Werke gehn konnten. Sie hatten gefürchtet, Gropper werde auf die Beibehaltung einer täglichen Meſſe, oder die Verehrung eines und des andern Heiligen, oder eine beſondere Berückſichtigung der beſtehenden kirchlichen Genoſſenſchaften dringen.

Jetzt aber behielten ſie freie Hand. Der alte Chur-

fürſt zeigte ſich täglich entſchiedener. Butzer predigte in Bonn, Sarcerius in Andernach: das Abendmahl ward unter beiderlei Geſtalt ausgetheilt: den Prieſtern ward die Ehe geſtattet: der katechetiſche Unterricht andrer evangeliſcher Länder ward auf den Niederrhein übertragen; da Churfürſt Hermann zugleich als Erzbiſchof und als Landesfürſt handelte, ſo glaubte man an dem Erfolg nicht zweifeln zu dürfen.

In dieſem Verhältniß lagen doch aber auch wieder Momente die den Widerſpruch hervorriefen. Hauptſächlich in dem Rathe der Stadt und in dem Capitel hatte derſelbe ſeinen Sitz.

Was den Rath der Stadt Cölln bisher vermocht hatte ſich allen Beſtrebungen der Neuerung zu widerſetzen, war das Beiſpiel ſo vieler andern Städte, wo die reformatoriſche Bewegung zugleich die alten Verfaſſungen modificirte oder umſtürzte. Er hatte ſofort die ſtrengſte Aufſicht angeordnet, um jeder Regung zuvorzukommen. In den Protocollen der Stadt findet ſich, wie alle Rathmannen verpflichtet werden denjenigen anzugeben, von dem ſie hören daß er ſich zu dem lutheriſchen Handel neige; die Thormeiſter ſollen einen Jeden anhalten, der von auswärts kommend ſich durch irgend eine Äußerung verdächtig mache; die Stimmeiſter werden beauftragt, mit Leuten dieſer Art nach Gebühr zu verfahren. Wir finden ferner, daß ſich alle dieſe ſtädtiſchen Behörden, Bürgermeiſter, Rentmeiſter, Stimmeiſter, Wegemeiſter, zuſammen in das Auguſtinerkloſter begeben, ohne der kirchlichen Immunität zu achten, um den Predigten ein Ende zu machen, die ein Mitglied deſſelben in Luthers Sinne zu halten angefangen. Damit waren ſie auch zu ihrem Zwecke ge-

langt. Auf den Reichstagen ſpotten ſie wohl ihrer Collegen aus andern Städten, die nicht ſo geeignete Maaßregeln ergriffen und darüber Schaden erlitten hätten. Von dem erprobten Syſtem konnten ſie nun nicht geneigt ſeyn zurückzutreten, am wenigſten unter dem Einfluß des Erzbiſchofs; dieſen ſuchten ſie vielmehr von jeher ſo weit wie möglich zu entfernen.

Und noch wichtiger war der Widerſpruch des Capitels, dem geſetzmäßig Theilnahme an der geiſtlichen Verwaltung zukam.

Es mag ſeyn, wie in einigen gleichzeitigen Schriften behauptet wird, daß dieſer Widerſtand ſich beſonders an den Dompropſt Georg von Braunſchweig, Bruder des verjagten Herzog Heinrich knüpfte, was denn auch eine von den nachtheiligen Rückwirkungen jenes kriegeriſchen Unternehmens wäre; doch entſchied dieß nicht: unter den Fürſten und Herren die in dem Capitel ſaßen, war die Mehrzahl zu einer Veränderung geneigt. Merkwürdig iſt, wovon hier die Entſcheidung abhieng. In dem Cöllner Domcapitel hatten ſieben Mitglieder von der Prieſterſchaft Sitz und Stimme, deren Seele von aller Annäherung entfernt war.[1] Es entrüſtete ſie, daß ein Mann wie Butzer, ausgetretener Dominicaner, zweimal verheirathet, doch von ihrem Erzbiſchof berufen worden war und das Land in demſelben Sinne reformiren wollte, den ſie ſo oft von der Kanzel und in dem Beichtſtuhl bekämpft hatten. Sie machten es ihm zum beſondern Vorwurf, daß er die Freiheiten des Clerus beſtritten, daß er ſogar geſagt habe, man würde beſſer thun, die Stiftsgüter zu Schulen zu ver-

1. Butzer an Landgraf Philipp 13 Juni 1543 bei Neudecker Actenſtücke p. 350.

wenden. Durch dieſe Prieſter ward eine Mehrheit gegen jede Reform gebildet, die nun das ganze Capitel vorſtellte. In deſſen Namen griff ſie Butzern an und bekämpfte überhaupt das Vorhaben des Erzbiſchofs.

Dagegen waren nun aber die weltlichen Stände des Stiftes auf der Seite ihres Churfürſten.

Am 15ten März 1543 hielt Hermann einen neuen Landtag in Bonn. Er kündigte an, daß er jetzt mit der Abfaſſung eines definitiven Reformationsentwurfes beſchäftigt ſey, und bat die Verſammlung einen Ausſchuß zu ernennen, mit dem er denſelben berathen könne.

Das Domcapitel widerſetzte ſich mit allem Eifer einer bedrohten, in ihrem Beſitz geſtörten und ſich doch für unfehlbar haltenden Orthodoxie. Es legte den übrigen Ständen die Schriften vor, die es mit dem Erzbiſchof gewechſelt, und forderte ſie auf, ihn zu erſuchen, ſich der Religion auf eine andre Weiſe anzunehmen als er jetzt thue, und zwar auf eine ſolche die ihm bei Päpſtlicher Heiligkeit, Römiſchem Kaiſer und König und den gehorſamen Ständen des Reiches unverweislich ſey. [1] Allein die weltlichen Stände waren ſchon ſelbſt von reformatoriſchem Begehren ergriffen: die Verhältniſſe des Capitels konnten ihnen kein Geheimniß ſeyn: ohne Bedingung nahmen ſie das Erbieten des Fürſten an, und überließen ihm, den Ausſchuß aus ihrer Mitte ſelbſt zu wählen, dem jener Reformationsentwurf vorgelegt werden könne.

Hatte ſich der Churfürſt früher durch die Beſchlüſſe des

1. Inſtruction des Dhomcapitels an Graven, Ritterſchaft, Stette und gemeine Landſchaft uf dem Landtag im März 1543 zu Bon. Wir erſehen daraus den ganzen ergangenen Schriftwechſel. Vergl. den Anhang.

Reichstages zu ſeinem Vorhaben im Allgemeinen autoriſirt gefühlt, ſo ſah er ſich nun durch die Beiſtimmung ſeiner Stände in der beſondern Art der Ausführung deſſelben, zu der er geſchritten war, beſtärkt.

Jetzt, im Mai 1543, erſchien auch Melanchthon, der ſich bisher noch geſträubt hatte, bei ihm in Bonn, und man ſchritt nun ernſtlich an die Ausfertigung des Reformationsentwurfes. Man legte dabei die nürnbergiſch-fränkiſche Kirchenordnung zu Grunde. Einen Theil derſelben bearbeitete Butzer mit alle der Ausführlichkeit die ihm eigen war und worin er wenigſtens Luthern oft zu viel that. Einen andern, namentlich die Artikel über die Rechtfertigung und die Kirchen, faßte Melanchthon ab. Beſonders über den Bilderdienſt der hier noch im Schwange gieng, und der an den craſſeſten Aberglauben geſtreift haben muß, zeigt ſich Melanchthon erſtaunt.[1] Kein Wunder wenn die Reformationsſchrift dieſen Mißbrauch mit beſonderm Eifer angreift. Als ſie fertig war, wurde ſie von dem Erzbiſchof ſelbſt, in Gegenwart einiger ſeiner Räthe, des Grafen von Stolberg, des Dr Lennep, des Coadjutor und Melanchthons geprüft. Hermann hatte die letzte Ausgabe der lutheriſchen Bibelüberſetzung vor

1. Melanchthon an Cruciger 9 Mai: Tota religio populi est in adorandis statuis. An Camerarius: Non posses sine lacrymis videre harum ecclesiarum labes, in quibus adhuc frequens populus quotidie concurrit ad statuas. Et in hoc ritu summa est religionis indoctae multitudinis. Iudicat igitur senex princeps, necessariam esse emendationem ecclesiarum. Damit heben ſich die Einwendungen welche unter andern Deckers in ſeiner Schrift Hermann von Wied p. 111 gegen den Reformationsentwurf macht. Wenn der Katholicismus heut zu Tage reinere Grundſätze bekennt, ſo war der Mißbrauch doch damals unleugbar.

ſich: er ſchlug die Stellen nach, welche citirt wurden, um ſich ſelbſt von der Zweckmäßigkeit der Anführung zu überzeugen: bei jedem Satz, über den ihm Zweifel aufſtiegen, hielt er inne, hörte die Anweſenden, verbeſſerte wohl auch ſelbſt eins und das andere: er zeigte durch ſein ganzes Verhalten, daß ihm die Sache nicht allein am Herzen lag, ſondern daß er lange darüber nachgedacht und ſie begriffen hatte.[1] Er ſelbſt ſoll darüber gehalten haben daß des Papſtes nicht namentlich gedacht wurde; wie denn die Faſſung der Formel auch ſonſt ſehr gemäßigt war. Dem Domcapitel wurden ſeine Privilegien und Rechte ausdrücklich gewährleiſtet; der Orden der Czepler und Begarden ward in beſondern Schutz genommen, weil er dem alten wahren Mönchsberuf am nächſten geblieben.

Am 26ſten Juli ward dieſer Entwurf, — denn einen andern, von Groppers Hand, der nur eine Beſchönigung der alten Mißbräuche zu enthalten ſchien, hatte man ohne Weiteres beſeitigt, — den Ständen vorgelegt.

Die weltlichen Stände waren vollkommen damit einverſtanden. Sie hielten nicht für nöthig ihn erſt durch einen Ausſchuß prüfen zu laſſen: zu einer ſo wichtigen Sache, die das Seelenheil betreffe, möchten doch ſie ſelbſt nicht einmal recht tüchtig ſeyn: da ſie aber die Wohlmeinung ihres gnädigen Herrn erkennen, ſo ſolle dieſem auch die ganze Sache heimgeſtellt ſeyn.[2]

1. Mel.: Miratus sum non solum diligentiam ejus sed etiam judicium: quod fortassis illi qui eum non norunt, ei non tribuunt.

2. Nach Melanchthons Verſicherung (17 Aug.) fanden Deliberationen über die Religionsſache „inter praecipuos" Statt. Tandem comites, equester ordo et legati civitatum magno consensu

Die Abgeordneten des Capitels erklärten ſich nicht gerade zu dagegen, ſie behielten ſich aber Rückfrage bei der geſammten Körperſchaft vor, und gar bald zeigte ſich, daß dieſe an ihrer bisherigen Meinung feſthielt.[1]

Auch die Stadt war keinen Schritt weiter zu bringen. Im Rathsprotocoll finden wir bei Lunä — denn ſo wird da noch der Montag bezeichnet — am 30 Juli die Anzeichnung, daß eine Supplication Philippi Melanchthonis und Martini Buceri geleſen, darüber auch allerlei Geſpräch gehalten, zuletzt aber dahin geſchloſſen worden, daß damit nichts anders geſucht werde als Zwiſt und Zwietracht.

Indeſſen man zweifelte nicht, daß auch dieſer Widerſtand, der ſich auf wenige Prieſter und ein paar Rathsherren beſchränkte, bald überwunden ſeyn werde.

In der Stadt zeigten ſich wie in dem Volke ſo in einigen Vornehmen, welche das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt nahmen, entſchieden reformatoriſche Tendenzen. Man erwartete einen oder den andern Tag eine gewaltſame Exploſion. Die kleinern Städte im Stift, Bonn, Andernach, Linz, konnten ſchon als evangeliſch betrachtet werden.

Es mag ſeyn daß der kaiſerliche Hof die katholiſche Partei ermunterte, aber auch der Erzbiſchof behauptet, ſeinen Reformationsentwurf dem Kaiſer vorgelegt und eine keineswegs mißbilligende Erklärung deſſelben empfangen zu haben.[2] Die Beſchlüſſe des Reichstags von Speier, beſon-

polliciti sunt, se ecclesias ad normam propositam instauraturos esse. (V, 159.)

1. Schreiben des Capitels 1 October 1543, womit ſie ihr Antididagma begleiten, bei Meshovius, 79.

2. Reck p. 166. Faber an Pocci bei Rainaldus 224.

ders die Ausſicht, welche damals eröffnet wurde, auf eine nationale Berathung der religiöſen Angelegenheiten, mußten ſeinen Unternehmungen zu Hülfe kommen: die Umwandelung ſchritt unaufhaltſam fort.

Die ſehr beſondre Geſtalt welche der Gegenſatz in dem Capitel annahm, daß der größere Theil der adlichen Mitglieder deſſelben für die Reform war, die entgegengeſetzte Majorität aber hauptſächlich durch die Prieſter die darin ſaßen, bewirkt wurde, führte wohl zu der unerwarteten Beſorgniß, daß dieſe, auf welche das hochadliche Stift doch urſprünglich nicht geſtiftet ſey, die edlen Herrn am Ende noch daraus verjagen dürften. [1]

Überhaupt zeigte der ſtiftsfähige Adel in Deutſchland in dieſem Augenblick eine große Hinneigung zur kirchlichen Reform. In einem Verzeichniß der Grafen welche auf die proteſtantiſchen Verſammlungen eingeladen werden ſollen, finden wir aus den Häuſern Erpach, Öttingen, Mansfeld, Limpurg, Solms, Schwarzenberg, Stolberg, von jedem drei Mitglieder, fünf Grafen von Naſſau, zwei Witgenſtein, zwei von Hanau, — ferner die Grafen von Wertheim, Helffenſtein, Rheineck, Rheinſtein, Barby, Gleichen, Warburg, Beichlingen, Iſenburg, Manderſcheid, Nuenar, Reifferſcheid, Vinneburg, Oberſtein, Bentheim, Rietberg, Diepholt, Hoya, Lippe, Spiegelberg, Schauenburg, Teklenburg. Doch war man über-

1. Sie klagen: daß etzliche wenige adliche Perſonen vom Thumcapitel ſich dem Erzbiſchof widerſetzen „ſammt den Prieſtern Canoniken ſo das fürnemlich getrieben;" und ſprechen die Furcht aus, „daß Prieſter und Canonici, darauf das hochadliche Stift doch im Anfang nicht geſtift, mit der Zeit die edlen Hern verdringen werden."

zeugt daß es unter den Grafen-Geſchlechtern auch noch „andere Fromme gebe, ſo der chriſtlichen Religion anhängig.“ [1]

Es leuchtet ein, wie viel daran lag, das Intereſſe das dieſelben an der Erhaltung des geiſtlichen Wahlfürſtenthums nahmen, nicht geradezu zu verletzen, die Reform durchzuführen ohne Säculariſation, wozu jetzt in Cölln alles vorbereitet war.

Wenn es in Cölln gelang, ſo war zunächſt Biſchof Franz von Münſter bereit dieſem Beiſpiel zu folgen. Er bat ſchon ſeit längerer Zeit um Aufnahme in das ſchmalkaldiſche Bündniß. Er verſicherte, die Vornehmſten von ſeinem weſtphäliſchen Adel ſämmtlich, wenige ausgenommen, ſeyen hiebei auf ſeiner Seite, auch die Städte ſeyen geneigt, nur daß ſich in dieſen die Furcht rege, es möge wohl einmal wieder ein katholiſch-eifriger Biſchof eintreten und ſie dann um der Religion willen bedrängen. [2]

Dieſem Bedürfniß aber, welches wir als das einer Ausſöhnung mit dem Biſthum bezeichnen können, kam man nun auch noch auf eine andere Weiſe, von proteſtantiſcher Seite her entgegen.

Bei der neuen Einrichtung der Landeskirchen, deren wir ſpäter im Zuſammenhange gedenken werden, war man doch auf mannichfaltige Schwierigkeiten geſtoßen, und es zeigte ſich eine ſehr verbreitete Neigung das Biſthum wieder anzuerkennen. Das merkwürdigſte Document hiefür iſt die ſogenannte Wittenberger Reformation. [3]

1. Verzeichniß dem Churf. von Cölln übergeben. (Brüſſ. A.)

2. Anträge des münſterſchen Marſchalls, aus einem Schreiben Landgraf Philipps 8 Juli 1543.

3. Wittembergiſche Reformation, oder Aufſatz der Proteſtanti-

In Speier hatte der Kaiſer eingewilligt, daß zu der kirchlichen Reform die er verſprach, von allen Ständen, auch von den proteſtantiſchen, Entwürfe eingebracht würden. Die Wittenberger Reformation iſt nichts anders als der Entwurf, der im Namen des Churfürſten von Sachſen eingebracht werden ſollte, verfaßt von den Theologen zu Wittenberg.

Das nun iſt allerdings nicht ihr Sinn, daß aus der Mitte der proteſtantiſchen Kirchen ein neues Bisthum aufzurichten ſey: wie ſich denn auch die Frage die ihnen vorlag gar nicht darauf bezog; allein daß ſie die biſchöfliche Verfaſſung wie ſie im Reiche beſtand anerkennen wollten unter der Bedingung „daß die Biſchöfe rechte Lehrer annehmen und erhalten wollen“, darüber kann gar kein Zweifel obwalten.

Vor allem denken ſie nicht daran, den Stiftern des Reiches „ihre Hoheiten, Würden, Güter und Herrlichkeiten“ zu entziehen: weder den Capiteln noch dem Biſchof. Sie ſind ganz zufrieden, daß der Biſchof, da es nun einmal ſo ſey, große Güter, Herrſchaften, ja Länder beſitze.

Aber ſie ſind auch bereit, ihm unter gewiſſen Bedingungen die geiſtlichen Befugniſſe zurückzugeben die er verloren hat: Ordination, Viſitation und das geiſtliche Gericht. Für die Ordination fordern ſie die Aufhebung aller nicht evangeliſchen Verpflichtungen, und ſtrenge Prüfung, damit nicht wie bisher Unwürdige eindringen. Die Viſitation ſoll durch gelehrte fromme Männer, vielleicht aus der Zahl der Domherrn, die dann freilich aufhören müſſen „Verfolger evan-

ſchen von Chriſtlicher Reformation und Kirchenregiment auf zukünftigen Reichstag, zuſammengetragen und von Luthero, Pomerano, Crucigero, Maiore und Melanchthone unterſchrieben. Walch, Luthers Schriften p. 1422.

geliſcher Lehre zu ſeyn", vollzogen werden, mit der doppelten Rückſicht, rechte Lehre und gute Sitten zu erhalten. Für das Gericht empfehlen ſie die Conſiſtorien.

Es entſpricht der Einfachheit der Zeit wenn ſie als den Grund ihrer Hinneigung zu dieſer Veränderung angeben, daß der weltliche Fürſt mit Geſchäften überladen ſey, auch wohl die Koſten der geiſtlichen Verwaltung ſcheue. Sie meinen, dazu habe der Biſchof Güter, um die Koſten des Amtes zu beſtreiten. Auch hätten ſie bei dem biſchöflichen Regiment mehr Rückſicht auf den geiſtlichen Bann, der ihnen zu guter Zucht am Ende nothwendig ſchien, zu finden gemeint.

Man könnte einwerfen, daß doch Johann Friedrichs Verfahren mit dem Bisthum Naumburg dieſen Ideen nicht entſpricht. Aber der Churfürſt betrachtete das Bisthum Naumburg als landſäßig, und wie geſagt, ſein Verfahren wurde nicht von allen ſeinen Räthen gebilligt. Dagegen war jetzt von Biſchöfen die Rede, die ſo gut Reichsfürſten waren wie er ſelbſt. Mit der Anerkennung derſelben unter den angegebenen Bedingungen war er vollkommen einverſtanden. Landgraf Philipp hat einige Einwendungen gemacht, die auch bis auf einen gewiſſen Grad Berückſichtigung gefunden haben, ohne daß darum in der Hauptſache etwas geändert wurde.

Denkt man ſich daß dieſer Plan bei den auf den nächſten Reichstag angeſetzten Berathungen durchgegangen wäre, ſo würde ein proteſtantiſches Deutſchland, aber mit biſchöflicher Verfaſſung, und auf das engſte vereinigt, da man immer den Papſt zu bekämpfen gehabt hätte, entſtanden ſeyn.

So wahr es auch iſt daß die Proteſtanten zunächſt nur nach einer geſetzlich ruhigen Exiſtenz trachteten, ſo iſt doch

augenſcheinlich, daß die politiſche Stellung ihrer Partei auf der einen und der religiöſe Fortſchritt ihrer Meinung auf der andern Seite ihnen Hofnung geben konnte, es auch noch weiter zu bringen und ihr Syſtem zum allgemeinen zu machen.

Auch abgeſehen von aller doctrinellen Vorliebe, auf dem blos hiſtoriſchen Standpunct, ſcheint mir, für die nationale Entwickelung von Deutſchland wäre dieß das Beſte geweſen.

Die reformatoriſche Bewegung war nun einmal aus den tiefſten und eigenſten geiſtigen Trieben der Nation hervorgegangen; ſie umfaßte jetzt die weltlichen Fürſtenthümer bei weitem zum größten Theile, mit wenigen Ausnahmen alle Städte, und machte ſo eben einen Verſuch, auch das geiſtliche Fürſtenthum zu durchdringen ohne es umzuſtürzen. Sie verband die äußerſten Grenzen: Riga und Metz, die Ausflüſſe des Rheins, wo ſie ſich gewaltig regte, und die mittlere Donau; ſie verknüpfte wieder auch die getrennten Glieder mit den alten Mittelpuncten, Böhmen, wo unter der Einwirkung der deutſchen Ideen die einheimiſche, nationale Literatur in das Stadium ihrer höchſten Vollendung trat, Schleſien, deſſen Fürſten ſich nichts Beſſeres wünſchten als in den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten, Preußen, wo Herzog Albrecht einen deutſch-proteſtantiſchen Hof eingerichtet, und ſich angelegen ſeyn ließ ſein Land immer mit allen Elementen deutſcher Bildung in Verbindung zu halten. Hätte ſich wohl Holland jemals von Deutſchland getrennt, wenn es einen proteſtantiſchen Erzbiſchof in Cölln gegeben hätte? Auch in der Schweiz ward der Gegenſatz der noch in einem Lehrartikel obwaltete in immer engere Grenzen eingeſchränkt. In den deutſchen proteſtantiſchen Kirchen wal-

tete, wenn auch dann und wann einmal der alte Hader in einzelnen Zuckungen aufflammte, doch im Ganzen unter dem Vortritt der Wittenberger Schule die beſte Eintracht. Im Allgemeinen, wiſſen wir, waren die ächten Grundlagen der gewonnenen Cultur erhalten; die deſtructiven Kräfte, die einſt den allgemeinen Umſturz gedroht, machten ſich kaum mehr bemerklich. Die großartigen Beſtrebungen in denen man lebte, gaben dem nationalen Bewußtſeyn erfüllenden Inhalt. Jetzt hoffte man nun bei der nächſten Zuſammenkunft die Zwiſtigkeiten vollends auszutragen und den großen Kampf gegen die Osmanen zu unternehmen. In der Ferne ſah man die größte Welteinwirkung. Italien und Frankreich waren mit den Analogien der deutſchen Geſinnung erfüllt. In England ließ ihnen der eigenſinnige König allmählig wieder freieren Raum. Es erfüllte die Gemüther mit freudigem Dank, als man hörte, daß der neuangeſetzte Paſcha in Ofen ſich den Evangeliſchgläubigen nicht ungünſtig zeige. Wir haben eine deutſche Schrift vom J. 1544, worin der Kaiſer ermahnt wird, die ſpaniſche Inquiſition, welche ſich jetzt gegen alle die richte „welche Chriſtum recht zu erkennen begehren", nicht länger zu dulden, er der durch ſo viele Religionsgeſpräche beſſer unterrichtet ſey; dieſer Gabe Gottes möge er nun auch ſeine Unterthanen theilhaftig machen.[1]

Zu ſo reinen und allgemein durchgreifenden Reſultaten kommt es im Laufe der Weltgeſchichte nicht leicht. Es waren noch energiſche Kräfte in der lateiniſchen Chriſtenheit,

1. Baptiſta Lasdenus: Oration an kaiſerliche Majeſt. von dem das der jetzige Religionhandel kein menſchlich, ſondern Gottes Werk und Wunderthat ſey ꝛc.

welche ſich dieſer vorwärtsdringenden Neuerung nothwendig entgegenſetzen mußten.

Wohl fühlte man es in Deutſchland: man lebte keinen Augenblick ohne die Beſorgniß daß man noch die härteſten Kämpfe werde beſtehen müſſen; doch hätte wohl Niemand vorausſehen können, daß es ſo bald und auf die Weiſe geſchehen würde wie es geſchah.

Achtes Buch.

Der ſchmalkaldiſche Krieg.

[illegible]

Achtes Buch.

Der ſchmalkaldiſche Krieg.

Erſtes Capitel.

Urſprung des Krieges.

Alle die letzten Jahre daher war der Kaiſer mit den Proteſtanten in gutem Vernehmen oder ſogar verbündet geweſen: plötzlich ſehen wir ihn eine entgegengeſetzte Haltung annehmen: er ſchickt ſich an, ſie mit Krieg zu überziehen.

Ich finde davon folgende Gründe.

Einen tiefen Eindruck hatten in Rom die Beſchlüſſe des Reichstags zu Speier hervorgebracht. Der Papſt ergoß ſich in ein paar ausführlichen Breven gegen die Zugeſtändniſſe die der Kaiſer den Abtrünnigen aufs neue gewährt habe, beſonders die Ankündigung einer nationalen Berathung über die kirchlichen Angelegenheiten und die Zuſage eines Conciliums, ohne daß des römiſchen Stuhles dabei gedacht worden. Dieß Mal aber hatte er nicht wie früher politiſche Vortheile einzuſetzen, um ſeinen Worten Nachdruck zu verſchaffen; im Frieden von Creſpy erfolgten vielmehr jene Verabredungen, von denen wir wenigſtens ſo viel mit Sicherheit ſagen können daß ſie ihm höchlich zuwider waren. Er mußte andre, wenn auch übrigens gefährliche Mittel ergreifen. Er entſchloß ſich, zur Aufhebung der im vorigen Jahr wiederholten Suspenſion des Conciliums zu ſchreiten,

und die Eröffnung deſſelben, dieß Mal ernſtlich, für das nächſte Frühjahr anzukündigen.

Cardinal Farneſe ſoll geſagt haben: entweder werde der Papſt die Verſammlung nach ſeinen Wünſchen leiten können, oder wenn ihm das ja nicht gelingen ſollte, ſo werde der Kaiſer ſich bei der Execution der Beſchlüſſe mit den Proteſtanten verfeinden und dann nach keiner Seite hin etwas Rechtes durchſetzen können.[1]

Die Rückſicht auf den zu erwartenden Reichstag vermochte den Papſt ſeine Legaten unverzüglich nach Trient gehn zu laſſen: das Concilium ſollte beginnen ehe dort der Abſchied erfolgen könne.[2]

Nun verſteht es ſich wohl, daß dieſe ernſtlichen Anſtalten dem Kaiſer ſehr erwünſcht ſeyn mußten. Faſt von Anfang ſeiner Regierung an hatte er dahin gearbeitet: indem das Concilium berufen wurde, ſah er ein Ziel erreicht das er ſich vorlängſt geſetzt.

Natürlich aber war dabei nicht ſeine Meinung, die Verſammlung der Leitung des Papſtes zu überlaſſen, was nur geheißen hätte, auf indirectem Wege ihm verſchaffen was er ihm auf directem nicht zugeſtehn wollte. Ganz im Gegen-

1. Hurtado Mendoza al Emperador 16 Abril 1545 bei Villanueva Vida literaria II, 418. (Durch einen Schreibfehler ſteht dort 1554; das ganze Fragment iſt hienach falſch eingereiht.)

2. Entſcheidend hiefür iſt Lettera del C[l] Cervini al C[l] Farnese Genn. 1546. Er ſagt, der Papſt würde durch Verweigerung der Reformation alles Übel auf ſich laden: „essere imputato a S. S[tà] tutto il male che partorisse il colloquio nella dieta presente; — per provedere al qual rispetto solo S. S[tà] si mosse a mettere il concilio in questo luogo e poi a comandarci che si cominciasse questo maggio passato prima che si facesse il recesso di Vormes. (Epp. Poli IV, 291.)

theil. Noch lebten die Erinnerungen an Conſtanz und an Baſel und ſie wurden jetzt ausdrücklich wieder ins Gedächtniß gerufen: die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, wie dort beabſichtigt worden, wahrhaftig nicht zu Gunſten der päpſtlichen Curie, endlich durchzuführen, war an dem kaiſerlichen Hofe ein ſehr verbreiteter Gedanke. Damit, meinte man, müſſe das Concilium beginnen: wie Chriſtus, als er in Jeruſalem einzog, zuerſt den Tempel gereinigt habe. Schon Adrian VI, heiligen Andenkens, würde es vollführt und namentlich den Deutſchen Genugthuung gegeben haben, wäre er länger am Leben geblieben.[1] Mendoza ſpottete jener Hoffnung Farneſe's, der Kaiſer werde bei der Execution ſich mit den Proteſtanten entzweien: er meinte, dieſe Execution müſſe eben mit der Reform, d. i. am römiſchen Hofe ſelbſt beginnen.

Sehr wohl waren Carl dem V die Befugniſſe bekannt, welche die alten römiſchen Kaiſer, die er als ſeine Vorfahren anſah, bei den kirchlichen Verſammlungen ausgeübt. Könige wie der König von England konnten auf ein Schisma denken: ihm, dem Kaiſer, konnte das niemals beikommen. Seine Macht hatte ihrem urſprünglichen Character nach kirchliche Attribute: dieſe geltend zu machen, gab derſelben erſt ihre wahre Bedeutung wieder.

Und damit glaubte er ſich mit den Deutſchen, auch den Proteſtanten, noch nicht zu entzweien.

Die Inſtruction ſeiner Räthe zum Reichstage von Worms, der im März 1545 beginnen ſollte, beweiſt, daß er an den letzten Beſchlüſſen von Speier noch feſthielt und ſie auszuführen

1. Memoria de Don Francisco de Vargas 1545 bei Villanueva p. 412.

geſonnen war, wiewohl mit Rückſicht auf die ſeitdem eingetretenen Ereigniſſe. Er weiſt ſeine Geſandten darin an, auf die Umtriebe Acht zu haben, die der Papſt unter dem Schein des Concils vornehmen werde, um die jetzige Verwirrung zu unterhalten. Er mißbilligt, daß es Einige giebt, welche dem Papſte zu Gefallen alle weitere Verhandlung auf das Concil zu verſchieben rathen; er ſeinerſeits wünſcht das Gutachten ſowohl der katholiſchen als der proteſtantiſchen Stände über die einzubringenden Reformentwürfe zu vernehmen. Er meint, auch das tadelnde Breve könne wohl zur Sprache gebracht werden, das den Reichsſtänden nicht minder als ihm ſelber beſchwerlich ſey. Man möge noch einmal den Papſt dringend um eine Beiſteuer zum Türkenkrieg erſuchen: ziehe er doch noch immer große Summen aus Spanien wie aus Deutſchland; Hülfe freilich habe er niemals viel leiſten wollen.[1]

In einem ganz andern Sinne bearbeiteten indeß Emiſſare des römiſchen Stuhles die deutſchen Stände.

Auf einer Provinzialſynode von Salzburg wurde der förmliche Beſchluß gefaßt, einer Berathung über geiſtliche Dinge, an welcher Laien theilnehmen ſollten, nur dann beizuwohnen, wenn der Papſt es erlaube. Aus dieſer Region war von jeher den nationalen Tendenzen Widerſpruch entgegengeſetzt worden. Ich finde, daß einer der erſten Jeſuiten die in Deutſchland wirkſam geweſen ſind, Claudius Jaius, zugegen war, und durch ein paar Aufſätze, die den Prälaten zu Geſichte kamen, zu dieſen Beſchlüſſen nicht wenig beitrug.[2]

1. La declaration du bon plaisir et intention de l'empereur sur aucuns points concernant la diette pour les affaires de la Germanie. (Archiv zu Brüſſel.)

2. Nach Orlandinus Historia societ. Jesu. I, lib. IV, nr 112

Die kaiſerlichen Räthe, ausdrücklich beauftragt wohl zu überlegen was ſich wahrſcheinlicherweiſe bei den Ständen erreichen laſſe, kamen mit König Ferdinand überein, die Rückſichten auf die Proteſtanten und auf die Altgläubigen, auf die frühere Abrede und auf das Concilium durch den Vorſchlag zu vereinigen, daß die Berathung über die Reformationsentwürfe fürs Erſte ausgeſetzt werden möge, bis man ſehe, welchen Gang das Concilium nehme, ob ſich daſelbſt Hofnung zu einer Reformation zeige: ſollte es daran bis zu Ende des Reichstags mangeln, ſo wolle man einen neuen anſetzen, um da das Werk der Reformation und Religion vor die Hand zu nehmen.

Das Recht, von Seiten des Reiches auch über die geiſtlichen Angelegenheiten Beſchlüſſe zu faſſen, gaben Kaiſer und König, wie man ſieht, mit nichten auf; die Ausſicht, in Deutſchland doch noch zu einer Reformation zu ſchreiten, hielten ſie ohne Zweifel für ſehr geeignet, das Concilium zu derſelben anzutreiben, womit alle weitern Gedanken des Kaiſers zuſammenhiengen: das Wort Reformation ward von ihnen recht mit Fleiß wiederholt und vorangeſtellt.

Damit drangen ſie jedoch ſchon bei den Altgläubigen nicht ganz durch, deren Meinung es blieb, daß alle Erörterung der ſtreitigen Religion ſchlechthin dem Concilium anheimzuſtellen ſey: noch weit weniger aber bei den Proteſtanten. Vielmehr erhoben dieſe eine Frage, welche für

ſollte der eine dieſer Aufſätze die Unzuläßigkeit aller Laienberathung über geiſtliche Angelegenheiten beweiſen; der andre hatte zum Gegenſtand: Protestantes, etsi cum Catholicis in omni doctrina consentiant, nolint autem Romano subesse pontifici, nihilominus pro schismaticis haereticisque ducendos.

geſonnen war, wiewohl mit Rückſicht auf die ſeitdem eingetretenen Ereigniſſe. Er weiſt ſeine Geſandten darin an, auf die Umtriebe Acht zu haben, die der Papſt unter dem Schein des Concils vornehmen werde, um die jetzige Verwirrung zu unterhalten. Er mißbilligt, daß es Einige giebt, welche dem Papſte zu Gefallen alle weitere Verhandlung auf das Concil zu verſchieben rathen; er ſeinerſeits wünſcht das Gutachten ſowohl der katholiſchen als der proteſtantiſchen Stände über die einzubringenden Reformentwürfe zu vernehmen. Er meint, auch das tadelnde Breve könne wohl zur Sprache gebracht werden, das den Reichsſtänden nicht minder als ihm ſelber beſchwerlich ſey. Man möge noch einmal den Papſt dringend um eine Beiſteuer zum Türkenkrieg erſuchen: ziehe er doch noch immer große Summen aus Spanien wie aus Deutſchland; Hülfe freilich habe er niemals viel leiſten wollen. [1]

In einem ganz andern Sinne bearbeiteten indeß Emiſſare des römiſchen Stuhles die deutſchen Stände.

Auf einer Provinzialſynode von Salzburg wurde der förmliche Beſchluß gefaßt, einer Berathung über geiſtliche Dinge, an welcher Laien theilnehmen ſollten, nur dann beizuwohnen, wenn der Papſt es erlaube. Aus dieſer Region war von jeher den nationalen Tendenzen Widerſpruch entgegengeſetzt worden. Ich finde, daß einer der erſten Jeſuiten die in Deutſchland wirkſam geweſen ſind, Claudius Jaius, zugegen war, und durch ein paar Aufſätze, die den Prälaten zu Geſichte kamen, zu dieſen Beſchlüſſen nicht wenig beitrug. [2]

1. La declaration du bon plaisir et intention de l'empereur sur aucuns points concernant la diette pour les affaires de la Germanie. (Archiv zu Brüſſel.)

2. Nach Orlandinus Historia societ. Jesu. I, lib. IV, nr 112

Die kaiſerlichen Räthe, ausdrücklich beauftragt wohl zu überlegen was ſich wahrſcheinlicherweiſe bei den Ständen erreichen laſſe, kamen mit König Ferdinand überein, die Rückſichten auf die Proteſtanten und auf die Altgläubigen, auf die frühere Abrede und auf das Concilium durch den Vorſchlag zu vereinigen, daß die Berathung über die Reformationsentwürfe fürs Erſte ausgeſetzt werden möge, bis man ſehe, welchen Gang das Concilium nehme, ob ſich daſelbſt Hofnung zu einer Reformation zeige: ſollte es daran bis zu Ende des Reichstags mangeln, ſo wolle man einen neuen anſetzen, um da das Werk der Reformation und Religion vor die Hand zu nehmen.

Das Recht, von Seiten des Reiches auch über die geiſtlichen Angelegenheiten Beſchlüſſe zu faſſen, gaben Kaiſer und König, wie man ſieht, mit nichten auf; die Ausſicht, in Deutſchland doch noch zu einer Reformation zu ſchreiten, hielten ſie ohne Zweifel für ſehr geeignet, das Concilium zu derſelben anzutreiben, womit alle weitern Gedanken des Kaiſers zuſammenhiengen: das Wort Reformation ward von ihnen recht mit Fleiß wiederholt und vorangeſtellt.

Damit drangen ſie jedoch ſchon bei den Altgläubigen nicht ganz durch, deren Meinung es blieb, daß alle Erörterung der ſtreitigen Religion ſchlechthin dem Concilium anheimzuſtellen ſey: noch weit weniger aber bei den Proteſtanten. Vielmehr erhoben dieſe eine Frage, welche für

ſollte der eine dieſer Aufſätze die Unzuläßigkeit aller Laienberathung über geiſtliche Angelegenheiten beweiſen; der andre hatte zum Gegenſtand: Protestantes, etsi cum Catholicis in omni doctrina consentiant, nolint autem Romano subesse pontifici, nihilominus pro schismaticis haereticisque ducendos.

unſre ganze Geſchichte als eine der entſcheidenden betrachtet werden kann.

Dieß Mal war ihnen das Concilium gar nicht angekündigt worden: auch von Seiten des Kaiſers wurden ſie nicht eigentlich dazu eingeladen; war es aber nicht eben daſſelbe das ſie ſchon in aller Form abgelehnt hatten? Sie hielten ſich überzeugt, daß in Trient ihre Sache vielleicht nicht einmal unterſucht, und gewiß verdammt werden würde; aber außerdem hatte die Ankündigung eines Concils für ſie auch eine ganz unmittelbare Gefahr. Allen Friedſtänden, die ihnen gewährt worden, war immer das freie chriſtliche Concil zum Termin geſetzt. Mußten ſie nicht fürchten, daß man ſie, da dieß nun bevorſtand, vielleicht ſofort angreifen werde?

In der Antwort welche ſie auf die Propoſition gaben, forderten ſie die Zuſicherung eines beſtändigen Friedens, ohne Rückſicht auf das tridentiniſche Concilium, bis zu dereinſtiger chriſtlicher Vergleichung. [1]

Der König entgegnete ihnen, er könne von einer Zuſage der Art nichts in dem ſpeieriſchen Abſchied finden, und forderte ſie auf, zur Mitberathung der übrigen Angelegenheiten zu ſchreiten; ſie machten neue Einwendungen: er replicirte; man kam endlich überein, da es hiebei auf die Auslegung des letzten Abſchiedes ankomme, alle weitere Verhandlung bis auf die Anweſenheit des Kaiſers auszuſetzen.

1. Des mehrern Theils der churfürſtlichen Räthe, auch Fürſten und Grafen der Augsb. Confeſſion, und aller freien und Reichsſtett Bedenken 3ten April übergeben. Sie fordern, daß ſie „oneangeſehen der Inſtallung des Artikels der Religion eines beſtendigen Fridens verſichert werden, dermaßen, daß die hiebevor ufgericht Fridſtende durch berührt tryentiſch Concilium nit ufgehoben, ſondern nichtsdeſtoweniger bis zu chriſtlicher Vergleichung beſtendig bleiben und gehalten werden ſollen.“

Am 16ten Mai 1545 traf derſelbe in Worms ein, und nicht länger ließ ſich die Entſcheidung verſchieben. In den Briefen an ſeine auswärtigen Geſandten bezeichnet es der Kaiſer als den vornehmſten Gegenſtand ſeiner Thätigkeit, die Proteſtanten zur Unterwerfung unter das Concil zu vermögen.

Für alle ſeine Pläne, für den großen Gang, in dem wir ihn begriffen ſehen, war dieß eine unerläßliche Vorbereitung.

Wie wollte er Einfluß auf das Concilium ausüben, die Reform auch des Papſtthums durchführen die er im Sinne hatte, wenn Diejenigen allen Beſchlüſſen ſich im Voraus entzogen, um deren willen es berufen war? Er hatte unaufhörlich auch ſeine ſüdeuropäiſchen Reiche, ja die ganze Chriſtenheit im Sinn. Die deutſchen Differenzen ſollten ihm den Weg bahnen, eine allgemeine Ordnung zu machen: er konnte die Proteſtanten nicht im Voraus vor den dort zu faſſenden Beſchlüſſen ſicher ſtellen.

Aber auch den Proteſtanten ihrerſeits war dieſe Unterwerfung nicht anzumuthen. Wir wiſſen, wenn ſie jemals ein Concilium gewünſcht, ſo hatten ſie doch ein ganz andres, als ein ſolches gemeint, das unter päpſtlichem Einfluß ſich verſammle. Die kaiſerlichen Miniſter ſelbſt bemerkten, wie wir aus ihren Briefen ſehen, daß der Papſt auf nichts anders denke, als die Leitung der Kirchenverſammlung völlig in ſeine Hände zu bringen. Es iſt wahr, daß ſie dieß zu verhindern meinten: aber welche Sicherheit hatten die Proteſtanten, bei dem mannichfaltigen Wechſel des Übergewichts und der Macht den ſie erlebt, daß es geſchehen würde? Und ſelbſt in dieſem Falle, was durften ſie erwarten? Sie ſahen den Kaiſer von päpſtlich geſinnten Prieſtern umgeben; die

Verfolgungen welche in den Niederlanden vor ſich giengen, wiewohl Granvella ſich jede Beziehung derſelben auf die Reichsangelegenheiten verbat, machten doch allgemeinen Eindruck und erregten die ſtärkſten Beſorgniſſe. Längſt hatten ſie ausgeſprochen, daß ihr Glaube ſich auf Concilien nicht gründe. Einer der erſten Schritte ihres Abfalls lag darin, daß ſie die Unfehlbarkeit derſelben leugneten.

Man hat wohl geſagt, die Proteſtanten ſeyen durch ihre früheren Erklärungen zur Anerkennung des Conciliums verpflichtet geweſen: aber wir wiſſen ſchon, wie wenig dieß wahr iſt. Sehr mit Abſicht, und in der beſtimmten Hoffnung daß eine Abänderung der conciliaren Formen zu Gunſten der Laien zu erreichen ſey, war in den Reichsabſchieden von 1524, 26, bei der Forderung eines gemeinen chriſtlichen Concils das Wort „frei" hinzugefügt worden. [1] Was damit gemeint ſey, wußte auch die andre Partei ſehr wohl; eben ſo abſichtlich ließ ſie es in dem Reichsabſchied von 1530 weg; bald darauf beklagte ſich der Kaiſer, daß die Proteſtanten die Forderung erneuern die in jenem Worte liegt. [2] Es bezeichnet den Moment ihres größten Einfluſſes auf die Reichsangelegenheiten, daß ſich der Kaiſer im Jahr 1544 die Aufnahme dieſes Wortes in den Reichsabſchied gefallen ließ. War hiedurch der Kaiſer nicht vielmehr ihnen

1. 1524 § 28. „Haben unſer Statthalter, auch Churfürſten und Stände als vor hochnothdürftig eines gemeinen freien Univerſalconcilii der Chriſtenheit (Anſtellung) angeſehen." 1526 § 1. „Haben wir, auch Churfürſten ꝛc. ſolches nicht fruchtbarer zu beſchehen ermeſſen dann durch ein frei Generalconcilium." Selbſt noch 1529 § 1. „Stände bitten den Kaiſer, zu fördern, damit zum eheſten immer möglich ein frei chriſtlich Generalconcilium auszuſchreiben." — —

2. „Woe aber das Concilium nicht gehalten oder die Abtrün-

verpflichtet als ſie dem Kaiſer? Der Mangel liegt nur darin, daß ſie ſich mit dem Worte an ſich begnügt hatten, ohne eine vollſtändigere Erklärung ſeiner Bedeutung. Daß der Kaiſer nicht ganz auf ihren Sinn eingieng, konnten ſie ſehr gut wiſſen: das Wort „unparteiiſch", welches ſie ebenfalls gefordert, ließ er ſich nicht aufdringen. Und geſtehn muß man: daß in den Anſprüchen der Proteſtanten für den Kaiſer auf ſeinem Standpunct etwas Unpractiſches und Unausführbares lag. Es ſchien ihm genug, daß er den Papſt zur Berufung eines Conciliums vermocht hatte; er behielt ſich vor, dafür zu ſorgen daß es nicht ganz und gar unter deſſen Einfluß gerathe; aber eine Veränderung der Verfaſſung im Voraus durchzuſetzen, war bei dem Einfluß der Curie nicht allein auf das romaniſche Europa ſondern auch auf die Mehrheit der Stände in Deutſchland, ein Ding der Unmöglichkeit.

So ſtellten ſich die beiden Tendenzen, die eine Zeitlang mit einander gegangen, in ihrem vollen natürlichen Widerſpruch einander gegenüber.

Die Proteſtanten behaupteten, das angekündigte Concil ſey weder allgemein, noch frei, noch auch chriſtlich; der Kaiſer ließ ſich dieſe Rede nicht anfechten. Jene wiederholten auch ihm die Forderung, daß ihnen Recht und Friede verſichert werden möge, ohne alle Rückſicht auf das Concil, möge deſſen Ausſpruch nun ausfallen wie er wolle. Der Kaiſer antwortete: er könne ihnen eine ſolche Verſicherung der andern Nationen halber nicht geben: es würde ihm „zum

nigen nicht gehorſam ſeyn wollten, wie allgereit zu beſorgen, dieweil ßeithere man uf das Concilium gelendet und geſagt ßein wollen das ſolich Concilium frei ſein ßoll" — —

höchſten verweislich" ſeyn:[1] man möge ihn nicht zu unmöglichen Dingen bringen, wie auf dem letzten Reichstag wohl zum Theil geſchehen ſey. Allerdings ließ er ſich zugleich vernehmen: er denke nicht daran die Proteſtanten mit Krieg zu überziehen, er werde des Papſtes halber ein Einſehen haben, auch ihm nicht geſtatten zu den Waffen zu greifen; allein damit waren wieder die Proteſtanten nicht zufrieden. Der Churfürſt von Sachſen erwiederte: man werde dem Kaiſer ſchon ſagen, daß ihm nicht gebühre, dem Papſt einzureden oder Maaß zu geben: der Papſt werde dabei bleiben daß er Chriſti Stellvertreter und über den Kaiſer ſowohl wie das Concilium erhaben ſey.

Am Reichstag war ein Ausſchuß proteſtantiſcher Räthe aufgeſtellt worden, mit welchem die kaiſerlichen unterhandelten: eben da aber kamen alle dieſe Gegenſätze zum Vorſchein.

Der Churfürſt von der Pfalz trat noch einmal als Vermittler auf und brachte aufs neue ein Religionsgeſpräch in Antrag, auf das auch wirklich beide Theile eingiengen; allein ſchon ſtanden die Dinge ſo, daß ſich davon wenig mehr erwarten ließ.

Unter den Proteſtanten that ſich während der Verhandlungen die Meinung hervor, daß man am beſten thue unverzüglich zu den Waffen zu greifen, da doch auf keinen Frieden weiter zu rechnen ſey. Nur Johann Friedrich predigte Ruhe; er wies ſehr verfängliche Nachrichten die ihm zukamen, unberückſichtigt von ſich; er meinte den Kaiſer hinreichend zu kennen, um keine Gewalt von ihm fürchten zu müſſen.

1. Was ſich Her Granvell gegen Magiſter Franzen vernehmen laſſen. Beilage zu dem Schreiben der ſächſiſchen Räthe. Sonnabend nach Pfingſten, 30 Mai.

Wir werden bald ſehen, wie ſehr er ſich darin täuſchte: welche Vorbereitungen dieſer, ganz ins Geheim, eben damals traf. Er wußte wie viel ihm an der Unterwerfung der Proteſtanten unter das Concil gelegen ſey, und war entſchloſſen ſie zu erzwingen.

Zunächſt betrachten wir noch ein anderes Verhältniß, das ihm eine Richtung eben dahin gab.

Bekannt iſt, welche Bedeutung für die ganze Staatsverwaltung Carls V, namentlich in finanzieller Hinſicht, die Niederlande hatten. Es bildete eine der vornehmſten Rückſichten ſeiner Politik, hier materiellen Wohlſtand, und zu dem Ende Frieden im Innern, gute Verhältniſſe nach Außen, vor allem den gewohnten geiſtlich-weltlichen Gehorſam zu erhalten.

Nun waren aber die Niederlande ſo gut wie jedes andre deutſche Land von Sympathien für die religiöſe Neuerung erfüllt; der Übertritt des Erzbiſchofs von Cölln machte daſelbſt den größten Eindruck. Der florentiniſche Geſandte verſichert, nicht allein in Aachen, ſondern auch in Löwen rege ſich der Wunſch, der cöllniſchen Metropole nachzufolgen. Er findet die Stimmung in den Niederlanden ſo zweifelhaft, daß er meint, die Bewegung könne daſelbſt vielleicht noch gefährlicher werden als in irgend einer andern deutſchen Landſchaft.

Im Lande ſelbſt verſäumte der Kaiſer nichts, um dieſe Regungen zu erſticken. Die alten Bücherverbote wurden erneuert; die ſtrengſte Cenſur, namentlich über fliegende Blätter in Verſen oder in Proſa, angeordnet; alle Verdächtigen verjagt oder verfolgt: Königin Maria konnte ihren eignen Hofprediger, der ſich noch keineswegs entſchieden ausgeſprochen, nicht behaupten.

Das konnte aber alles nicht zum Ziel führen, wenn der Erzbiſchof von Cölln mit ſeinem Vorhaben durchdrang. Die cöllniſche Sache war für den Kaiſer in gewiſſer Hinſicht zugleich eine einheimiſch-niederländiſche. Wollte er ſein bisheriges Syſtem behaupten, ſo mußte er dieſer Bewegung ein Ende machen.

Da kam es ihm nun höchlich zu Statten, daß Domcapitel, Univerſität und Clerus zu Cölln, nicht zwar die geſammten Corporationen, aber doch die Majoritäten welche im Namen derſelben auftraten, gegen die Schritte des Erzbiſchofes proteſtirten [1] und den Schutz von Kaiſer und Papſt dagegen anriefen. Daß ſich die weltlichen Stände zu Gunſten ihres Herrn verwandten, auch ſie ihrerſeits ſeine Unterſtützung gegen das Domcapitel in Anſpruch nahmen, gab ihm nur um ſo größern Anlaß ſich in die Sache zu miſchen.

Schon öfter, mündlich und ſchriftlich, hatte er den Erzbiſchof gewarnt; ein entſcheidender Moment trat ein, als er Anfang Mai 1545, auf ſeinem Wege zum Reichstag, in Cölln anlangte.

Die erſte Audienz gab er dem Clerus, der denn nicht verfehlte nochmals auf die wachſende Gefahr auch für Sr. Maj. Erbniederlande aufmerkſam zu machen. Hierauf ward der Rath vorgelaſſen. Der Kaiſer bezeigte demſelben ſeine Verwunderung, daß man in der Stadt das Abendmahl unter beiden Geſtalten nehme: ſey der Rath nicht mächtig genug das zu verhindern, ſo wolle er, der Kaiſer, es ſelber thun.

1. Das Inſtrument iſt am 8 Oct. 1544 vom Procurator Heinrich von Wildshuſen vor dem Dompropſt und Canzler der Univerſität Georg von Braunſchweig vollzogen.

Er ſprach ſich überhaupt ſo unumwunden aus, daß jene Majoritäten kein Bedenken weiter trugen aller Abweichung mit möglichſter Strenge entgegenzutreten.

Zunächſt forderte das Domcapitel einige zweifelhafte Mitglieder, z. B. den Rheingrafen, bei Strafe des verletzten Gehorſams, auf, ihre Geſinnung in Hinſicht der Religion zu erklären. Den Grafen von Horn kündigte es Beſtrafung an, wofern ſie nicht bis zu Pfingſten das Abendmahl unter einer Geſtalt nehmen würden. Einem gelehrten Hausgenoſſen derſelben gieng der Befehl zu, das Gebiet der Stadt bei ſcheinender Sonne zu verlaſſen.

Hierauf hielt die Univerſität eine allgemeine Verſammlung ihrer Graduirten, und forderte ſie auf, ihre Beiſtimmung zu der ergangenen Proteſtation zu erklären. Da einer der Profeſſoren der Rechte, Dr Siegfried von Löwenburg, dieß abſchlug, ſo eröffnete ihm die Univerſität, weil er ſich in einer ſo hochwichtigen Sache von ihr abſondere, ſo könne er auch ihre Ehren und Würden nicht länger genießen: er müſſe derſelben beraubt ſeyn, bis er anders ſtimme. Zugleich beſchloß ſie, in Zukunft Niemand zu promoviren der nicht vorher ein Glaubensbekenntniß abgelegt habe.

Und nun vereinigten ſich Clerus, Univerſität und Rath, der letzte wie er ſagte auf ausdrücklichen mündlichen Befehl des Kaiſers, die beiden erſten aber, damit der Rath nicht zu andern Mitteln greife, den erzbiſchöflichen Official zur Herſtellung des Amtes der Inquiſition ketzeriſcher Bosheit aufzufordern. Der Erzbiſchof, hierüber angegangen, antwortete ausweichend; ſchon war es aber ſo weit gekommen, daß der Official keine Rückſicht mehr auf ihn nahm: er blieb

dabei, in Gemeinſchaft mit dem Commiſſarius apoſtolicus gegen alle Die zu inquiriren, welche gegen die hergebrachte Lehre und Adminiſtration der Sacramente freveln würden. [1]

Hiedurch geſchah nun, was zunächſt nothwendig erſchien: der Ausbreitung der neuen Lehre in der Metropole ſelbſt ward Einhalt gethan; aber es verſteht ſich daß es dabei ſein Bewenden nicht haben konnte.

An der römiſchen Curie ward ein Proceß gegen den Erzbiſchof inſtruirt, von dem man nicht zweifeln konnte wohin er führen werde. Der Kaiſer ließ bereits den Coadjutor über ſeine Geſinnung ausforſchen, und nach einiger Zögerung erklärte dieſer, er werde ſich als der allergetreueſte Diener Sr Majeſtät beweiſen. Dem Erzbiſchof ſelber verhehlte Carl nicht, daß er das Churfürſtenthum mit allen ſeinen Privilegien als vom Erzbisthum abhängig betrachte.

Bei Gelegenheit der Rückreiſe des Kaiſers von Worms kam es hierüber noch einmal zu einer merkwürdigen Zwieſprache zwiſchen ihm und dem Churfürſten. Der Churfürſt behauptete, er mache keine Neuerungen, er ſtelle nur die alten Satzungen aus Befehl Chriſti her; durch den Reichsabſchied von 1541 ſey er hiezu ausdrücklich ermächtigt. Der Kaiſer antwortete, die Neuerung laſſe ſich nicht in Zweifel ziehen; der oberſte Prieſter werde ſein Urtel darüber ſprechen, das müſſe er als ein gehorſamer Sohn der Kirche vollziehen; aber ſelbſt wenn der Hohe Prieſter ſtill ſäße, würde er der Sache nicht zuſehen. Der Churfürſt erinnerte ihn an ſeine alten Dienſte, mit denen er ſich ſo viel Ungnade

1. Ausführliche Nachricht in einer den Reichstagsacten von Worms Monat Juni im weim. Arch. beigelegten Schrift.

nicht verdient zu haben glaube. Der Kaiſer verſetzte, er ſey ihm nicht ungnädig, er wünſche ihn nur abzuhalten ſich ins Verderben zu ſtürzen, und gab ihm Bedenkzeit bis auf den andern Morgen. Der alte Fürſt aber war nicht zu ſchrecken. Er wiederholte des andern Tages, er mache keine Neuerungen: würde er dasjenige wieder aufrichten was er gottſelig abgethan, ſo würde er ſich der göttlichen Gnade auf ewig berauben. Der ihm angedrohte Verluſt ſeiner Würde ängſtigte ihn nicht; er ſagte wohl, im ſchlimmſten Fall könne er auch wieder als Graf von Wied leben.

Schon verliefen die Termine an der Curie: eine Citation nach der andern ward an die Kirchthüren zu Cölln angeſchlagen; die Verurtheilung konnte nicht lange mehr ausbleiben.

Auch bei dem Kaiſer aber verklagten Capitel und Clerus den Erzbiſchof, als einen Übertreter des Wormſiſchen Edictes und des Augsburger Abſchiedes; auch hier ward ein Proceß inſtruirt. Man zog den Fall an den Hof, weil er an dem Reichskammergericht, den einmal gegebenen Inhibitionen nach, nicht gut verhandelt werden konnte. Churfürſt Hermann ſäumte nicht einen Anwalt nach Brüſſel zu ſchicken, um zu erklären, daß er nicht in den Gerichtszwang des Kaiſers willige, und zunächſt die geſetzliche Friſt zu fordern, in der er ſeine Exception einbringen könne. Der Kaiſer würdigte ihn keiner Antwort.

So weit war es gekommen, und gewiß auf keiner Seite Schonung zu erwarten, — als der Churfürſt im Einverſtändniß mit ſeinen weltlichen Ständen, die auf dem Landtage zu Bonn, 9 Dez. 1545, förmlich Beſchluß hierüber

faßten, die Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Bundes, die in dieſem Monat zu Frankfurt a. M. verſammelt waren, erſuchte ſich ſeiner Sache anzunehmen.

Doctor Siegbert und Bächel trugen daſelbſt zugleich im Namen des Erzbiſchofs und der Stiftsſtände auf eine Miſſion des geſammten Bundes an den Kaiſer an,[1] um denſelben zu bitten, dem bisherigen Verfahren keinen weitern Raum zu geben und die cölniſche Angelegenheit als allgemeine Religionsſache zu behandeln.

Den Einungsverwandten entgieng es nicht, wie viel perſönlichen Antheil der Kaiſer an dieſer Sache nahm, welche Gefahr darin liege ihm hierin zu widerſtreben: aber ſie würden ſich geſchämt haben, den „gottgeliebten", unbeſcholtenen, ehrlichen Glaubensgenoſſen, den ſie in Cölln gefunden, ohne Troſt zu laſſen. Überhaupt wurde dieſer Übertritt mit einem den deutſchen Proteſtanten faſt ungewöhnlichen Enthuſiasmus begrüßt. In einem fliegenden Blatt wird Jedermann zum Gebet aufgefordert, weil der Satan das Reich Chriſti im Erzbisthum Cölln antaſte: dawider ſeyen die Herzen der Frommen zu erwecken.[2] Die Bundesſtände traten unbedenklich der Appellation des Erzbiſchofs bei, erkannten ſeine Sache als eine gemeinſchaftliche an, und ordneten noch von Frankfurt aus eine Botſchaft an den Kaiſer ab, um demſelben vorzuſtellen daß ihrer Meinung nach der Churfürſt zu dem was er unternommen allerdings befugt geweſen ſey, und ihn zu beſchwören nicht etwa auf den

1. Auszug der cölniſchen Räth Werbung zu Frankfurt 22 Dez. übergeben. (Arch. zu Brüſſel.)
2. Nova ex Suevia de Archiepiscopo Coloniensi. (ibid.)

Grund des Wormſer Edictes oder des Augsburger Abſchiedes ein Urtel ergehn zu laſſen, da dieſelben durch den Nürnberger Frieden, die Declaration von Regensburg und die zuletzt in Speier getroffenen Beſtimmungen außer Kraft geſetzt worden.[1]

Zaghaftigkeit ließe ſich den Verbündeten in dieſer Sache überhaupt nicht Schuld geben. Da ſich das Gerücht verbreitete, als werde der Kaiſer zum nächſten Reichstag mit Truppen umgeben heranziehen und dabei auf dem Wege den Churfürſten von Cölln zu Grunde richten, ſo verſahen ſie ihre Botſchaft nicht allein für den Fall daß ſich dieſe Beſorgniß bewähre, mit einer beſondern Inſtruction, ſondern ſie beſchloſſen zugleich, wenn der Angriff wirklich geſchehen ſollte, dem Churfürſten unverzüglich Hülfe zu leiſten, und zwar nach den Orten hin die er ſelber bezeichnen werde.[2] Die Abgeordneten der Städte, welche das Meiſte zu fürchten hatten, ſahen ihre Inſtructionen nach und fanden ſich ſämmtlich dazu ermächtigt.

Nichts war dem Kaiſer verhaßter als Einreden dieſer Art, beſonders in Angelegenheiten die ihn ſo nahe berührten. Landgraf Philipp hatte wohl ſo Unrecht nicht wenn er ſpäter den Haß und Widerwillen des Kaiſers beſonders von dieſer Geſandtſchaft herleitete.[3] Gewiß kam damit ein zweites großes Intereſſe zu Tage, wo ſich die Proteſtanten dem Kaiſer entgegenſetzten.

1. Inſtruction an den Kaiſer bei Sattler III, 259. Neudecker Actenſtücke 626.

2. Beſchluß des Bundes 21 Januar 1546. (Fr. A.)

3. Sein Brief an Albanus (Butzer) bei Rommel III, 226.

Ein drittes lag in dem Fortgang welchen das proteſtantiſche Prinzip in den Reichsangelegenheiten überhaupt nahm.

Mitte September 1545 war Herzog Heinrich von Braunſchweig wieder im Felde erſchienen. Eine Söldnerſchaar, die ſich im Meklenburgiſchen geſammelt und von da über die Elbe nach der Nordſee hin gezogen war, unter dem Vorgeben nach England überſetzen zu wollen,[1] in Dienſten Heinrichs VIII, hatte er mit einer nur ſehr mäßigen Geldſumme, von der man jedoch nicht weiß wie er dazu gekommen, an ſich gebracht, nach ſeinem Lande geführt, und dieß ohne viel Mühe zum größten Theil beſetzt. Daß er ein ſo ſtattliches Heer um ſich ſah, vorrückte, Zuzug fand, und vor allem eine ſtarke Partei hinter ſich wußte, erfüllte ihn mit einem unglaublichen Selbſtgefühl; er ſagte wohl, er und der Landgraf ſeyen wie Hannibal und Scipio: jetzt werde es ſich zwiſchen ihnen entſcheiden, wer der Herr der Welt ſeyn ſolle. Auch auf der proteſtantiſchen Seite meinte man wohl, das werde der Pfaffenkrieg ſeyn, mit dem man nun ſchon ſeit 20 Jahren umgegangen, um ihre Kirche zu zerſtören,[2] und ſetzte ſich mit aller Macht zur Wehr. Die drei Fürſten von Sachſen und Heſſen waren nochmals vereinigt: Philipp und Moritz perſönlich zugegen, und wohl noch einmal ſo ſtark als der Feind.[3] Man möchte ſagen, es giebt

1. Loſius, Gedächtniß Chriſtophs von Wrisberg. Hildesheim 1742. Urkunden Nr. 5, 6, 7. Dieſes Werk enthält überhaupt die wichtigſten Actenſtücke für dieſes Ereigniß, Schriften und Gegenſchriften, welche bald darauf vor dem Kaiſer gewechſelt wurden.

2. Melanchthon 10 Oct. (V, p. 864) an Camerarius: Non enim dimicabitur de illis Lycaoniis exuviis, sed περὶ καταστάσεως ἁπασῶν ἐκκλησιῶν.

3. Wahrhaftige Erzählung der Geſchicht ꝛc. — ein Bericht des

eine innere Großſprecherei, die den Menſchen verhindert die Lage, in der er ſich befindet, zu begreifen. So wie der Feind erſchien, brach Heinrich von Wolfenbüttel auf, das er zu belagern begonnen, und gieng demſelben in offenem Felde entgegen. Hier geſchah nun aber was nach der Heerverfaſſung jener Zeiten unausbleiblich war. Als die Uberlegenheit der Proteſtanten ſich entwickelte, erhoben ſich die eignen Hauptleute und Oberſten des Herzogs, die bei weitem nicht ihres Soldes theilhaftig geworden, zur Empörung gegen ihn ſelber. Der Sieg ward dem Landgrafen, der von keiner Unterhandlung hören wollte, wenigſtens während derſelben immer vorrückte, nicht ſchwer. In der zwiefachen Gefahr, entweder von ſeinen eigenen Truppen gefangen zu werden oder dem vorrückenden Feinde in die Hände zu fallen, entſchloß ſich Herzog Heinrich, ſich ſelber dem verhaßten Nebenbuhler zu überliefern. Er hat ſpäter behauptet, er habe dieß nur bedingungsweiſe gethan, um die Unterhandlung fortzuſetzen; aber weder Herzog Moritz, der in der letzten Stunde ein paar Mal hin und her geritten war, [1] noch vollends der Landgraf geſtanden ihm dieß zu: Heinrich ward als Kriegsgefangener behandelt und nach Ziegenhain in Verwahrung gebracht. Seine Truppen löſten ſich auf; ſeine Anhänger wurden in Strafe genommen und ihrer feſten Plätze beraubt.

Unter dieſen Umſtänden, in dem allgemeinen Tumult von Selbſthülfe und Rache, konnte nun an jene ſchon in

Landgrafen, die Quelle faſt aller andern Erzählungen, bei Hortleder I, IV, 51, p. 1039. Heinrich hatte 11000 M. z. F., 2500 Pf., die Proteſtanten 22000 M. z. F., 3600 Pf.

1. Unſer von G. Gn. Moritzen — Wahrhaftiger Bericht ib. c. 52, p. 1047.

Speier und dann aufs neue in Worms verabredete Sequeſtration nicht gedacht werden. Wiewohl das Ereigniß mit der Zeit noch andere Folgen gehabt hat, ſo war doch die nächſte, daß die Proteſtanten dadurch zu größerm Selbſtvertrauen und neuem Anſehen im Reiche gelangten.

Dazu trug nun nicht wenig bei, daß ein Churfürſt des Reiches, den der Papſt abzuſetzen drohte, — eine Befugniß die das Reich früher dem römiſchen Hofe beſtritten, — nicht bei dem Kaiſer, ſondern bei ihnen Schutz fand und in ihren Bund trat.

Der Vorgang von Cölln vermochte auch den Churfürfürſten von der Pfalz über ſeine Aufnahme in den Bund zu unterhandeln. Von Tag zu Tag erklärte er ſich entſchiedener. Am 17ten Januar 1546 empfieng ſeine Gemahlin und ein Theil des Hofes wie der Bürgerſchaft in der Pfarrkirche zu Heidelberg das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt.

Und noch ein fünfter Churfürſt ſchien in dieſem Augenblick gewonnen werden zu können.

Nach dem Tode des Cardinal Albrecht im September 1545 ward unter dem Einfluß von Heſſen und Pfalz Sebaſtian von Heuſenſtamm zum Erzbiſchof von Mainz gewählt. Wenn wir den Verſicherungen eines landgräflichen Geſandten glauben dürfen, ſo verſprach Heuſenſtamm, hauptſächlich mit den Evangeliſch-geſinnten von ſeinem Adel und ſeinem Capitel zu regieren; er bat ſich ſogar von Philipp einen „chriſtlichen" Canzler aus und erbot ſich zu einer chriſtlichen Reformation. Gegen den Landgrafen ſelbſt erklärte er ſich für freie Predigt, Prieſterehe und beiderlei Geſtalt.[1] Er

1. Schreiben des Landgrafen Höchſt 6 Februar bei Neudecker Actenſtücke p. 677.

würde wohl entſchiedener zu Werke gegangen ſeyn, hätte er nicht erſt der Beſtätigung des Kaiſers und des Papſtes bedurft. Der Landgraf meinte faſt, es werde bei ihm nur noch auf eine Anmahnung von Sachſen und Pfalz ankommen.

Bei dieſer Lage der Dinge dachte man ſehr natürlich daran das alte Anſehen des churfürſtlichen Collegiums zu erneuern. Beſonders Joachim II erörterte, wie ungehörig es ſey, daß in den letzten Zeiten die Fürſten faſt das Übergewicht über die Churfürſten gewonnen. Er meinte, wenn nur das Collegium ſich wieder abſondere, nicht allein die Propoſitionen ſondern auch die Obliegen des Reiches in ordentlicher Umfrage berathſchlage, ſo werde ihr Mehr auch in dem andern Rathe bald wieder durchdringen. [1]

So weit kam es denn auch wirklich, daß die Churfürſten, wiewohl nicht vollzählig, ſich noch einmal für ihren Collegen von Cölln bei dem Kaiſer verwandten.

Die Beſtrebungen des Landgrafen wurden durch die allgemeine Furcht vor weiterm Umſichgreifen des Hauſes Öſtreich befördert. Wie tief dieſe gieng, davon gab unter andern Herzog Heinrich von Braunſchweig ein Beiſpiel. Er kündigte eines Tages an, er habe ein Geheimniß zu entdecken, und als der Landgraf einen ſeiner Räthe deshalb zu ihm ſchickte, eröffnete er, die Abſicht des Kaiſers ſey, Deutſchland vollends zu zerreißen, alle Fürſten zu Bettlern zu machen: ſey es nicht wahr, ſo ſolle ſeine Seele ewig verdammt ſeyn. Auch die geiſtlichen Fürſten fürchteten den Zuwachs der Macht, welche dem Kaiſer das Recht geben würde die Beſchlüſſe des Conciliums zu exequiren.

1. Cöln an der Sprew Dienſtag nach Judica. (W. A.)

Hierauf gründete Landgraf Philipp den Gedanken, einen allgemeinen Bund der Fürſten von beiderlei Bekenntniß zu Stande zu bringen, unter der Bedingung, daß Keiner an der Ausführung der in Trient zu erwartenden Beſchlüſſe Theil nehmen ſolle. Der Sinn der Proteſtanten war, wie ſie bisher die Unterſtützung des Kaiſers für ſich gehabt, ſo jetzt die Sympathien der Mehrheit der Reichsſtände für ſich zu erwecken. Carln V ward zuweilen nicht wohl dabei. Er konnte mit ſeinen conciliaren Ideen noch ſcheitern. Es war ſehr wohl möglich, daß ihn die Reichsſtände nöthigten den Erzbiſchof von Cöln zu dulden, und ihm dann überhaupt eine compacte ſtändiſche Macht unter überwiegendem Einfluß der Proteſtanten entgegentrat. Er ließ den Papſt wiſſen, die Zeit könne kommen, wo weder der eine noch der andre von ihnen in Deutſchland etwas mehr zu ſagen habe. [1]

Nicht, als ob die natürliche Entwickelung des Proteſtantismus dahin hätte führen müſſen: allein es konnte die Folge der zuletzt eingeſchlagenen Politik werden, wofern er nicht eben dieſe mit aller Anſtrengung, um jeden Preis, auf jede Gefahr durchführte.

Dazu ſetzte ihn nun die Lage der allgemeinen Angelegenheiten von Europa mehr in Stand als jemals.

Nach dem Frieden von Creſpy hätte man nichts anders als eine allgemeine Unternehmung gegen die Osmanen erwarten ſollen: wenigſtens in Deutſchland und in Ungarn ward Jedermann darauf vorbereitet: man beklagte ſich in Conſtantinopel, daß König Franz nicht allein einſeitig Friede gemacht, ſondern ſogar feindſelige Verpflichtungen gegen den

1. Stumpf Baierns politiſche Geſchichte § 84, p. 268.

Sultan übernommen habe. Der Geſandte antwortete, die Abſicht ſeines Herrn ſey nur, zwiſchen dem Kaiſer und dem Sultan ein gutes Vernehmen zu ſtiften. So viel iſt richtig, daß in den zu Creſpy eingegangenen Stipulationen ein Motiv für die Franzoſen lag, eine Abkunft zwiſchen dem Kaiſer und dem Sultan zu vermitteln. Vorſichtig, und nicht ohne am Reichstag immerfort auf fortgeſetzte Rüſtung zu dringen, aber doch zugleich alle der Gefahren und Verwickelungen ſich bewußt, in welche ihn ein ernſtlicher Angriff auf die osmaniſche Übermacht führen mußte, hielt der Kaiſer für gut darauf einzugehn, einen Verſuch zu machen. Im Juni 1545 finden wir einen kaiſerlichen Geſandten, Meiſter Gerhard, wie ihn der Kaiſer nennt, — es iſt Gerhard Veltwyk, der ſchon in den deutſchen Angelegenheiten vorkam, — in Begleitung eines franzöſiſchen, Monluc, auf dem Wege über Raguſa nach Conſtantinopel. Zu gleicher Zeit eilte auch ein Geſandter König Ferdinands, auf deſſen Intereſſen es vornehmlich ankam, durch Ungarn und Bosnien dahin. Und ohne Zweifel kam nun die Mitwirkung Monlucs den öſtreichiſchen Brüdern zu Statten; ſpäter iſt dieſem ſogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, und er hat ſich nur mit dem Wortlaut ſeiner Inſtruction entſchuldigt. Die Hauptſache aber that, wie Veltwyk wiederholt verſichert, die eigene Lage der Osmanen.[1] Die Eroberungen welche ſie in Ungarn gemacht, wünſchten ſie nun auch zu befeſtigen, ſo daß nicht jeder kleine Unfall den Gehorſam der Einwohner zweifelhaft machen könne. An den entgegengeſetzten Grenzen erhoben ſich ihnen Irrungen mit den Perſern, welche

1. Schlußdepeſche des Veltwyk im Anh.

bald darauf wirklich zum Kriege geführt haben. An der Pforte ſelbſt kam die Parteiung der Sultanin Churrem (Roxolane) gegen den älteſten Sohn Suleimans, Muſtapha, der als der Thronerbe betrachtet wurde, zum Ausbruch; und Unordnungen traten ein, die eine Vertheidigung zugleich gegen zwei ſo gewaltige Gegner ſchwer gemacht hätten. Dagegen war ihnen auch der Friede ehrenvoll und vortheilhaft. Die öſtreichiſchen Geſandten hielten es ſchon für einen Gewinn, wenn man den römiſchen König nach ſo großen Verluſten nur im Beſitz der Grenzplätze ließ, die er noch inne hatte (auch die hatten die Türken anfangs gefordert): unter dieſem Vorbehalt bewilligten ſie einen jährlichen Tribut von 10000 Duc. und nahmen den Stillſtand von 18 Monat an, den man ihnen anbot (October 1545).[1] So weit ließ ſich Carl V herbei. Er hatte noch vor ein paar Jahren die Hofnung gehegt, einmal als Kaiſer in Conſtantinopel einzuziehen: jetzt dagegen, in einem Augenblicke wo die Ungarn ſeine Ankunft erwarteten, die Deutſchen nichts mehr gewünſcht hätten als ihm zu folgen, die Türken zugleich von einem orientaliſchen Feinde bedroht und durch innere Ent-

1. Literae Nicolai Sicci ad Ferdinandum Adrianopoli d. X Nov. 1545. Ruſtan, der mit ihm unterhandelt, erklärt ſich endlich zufrieden, „ut quicquid V^rae^ M^tis^ praesidio usque ad hunc diem teneretur, in ejusdem jurisdictione permaneret: castra tantum Valentini (er meint V. Török) captivi sui, 10 mille aureos, et castra quaedam eorum qui neutrius potestati suppositi forent, postulabant. Ubi huc ventum est nec ad meliores conditiones facile adduci posse videbantur, noluimus illas neque aperte acceptare neque recusare, sed sub ea conditione pax firmata est, si M^tas^ V^ra^ acciperet et Caesar his consensum praestitisset: tempus autem huic ratihabitioni praescriptus est integer annus aut decem et octo menses.“ Man ſieht wie mißlich das alles lautet.

zweiung gefährdet waren, jetzt entſchloß er ſich für ſein Haus auf Ungarn Verzicht leiſten und ſogar eine Art von Tribut zahlen zu laſſen. So viel lag ihm daran, für die religiöſen Angelegenheiten, die ſeine Gedanken erfüllten, freie Hand zu bekommen.

In demſelben Augenblick ward auch eine andre Sache, die ihm noch viele Schwierigkeiten hätte veranlaſſen können, durch einen ganz unerwarteten Todesfall erledigt. Im September 1545 ſtarb der junge Herzog von Orleans, dem der Kaiſer Mailand zu übertragen ſich entſchloſſen zeigte. So hatte er endlich jene Alternative, die er ſich im Frieden von Creſpy vorbehalten, entſchieden; aber aus den Schriften welche er mit ſeinen Räthen gewechſelt, ſieht man wohl, welche Gefahren er auch bei dieſer Maaßregel noch immer vorausſah: ſo lebhaft der Herzog auch ſeine Ergebenheit ausſprach, war man doch am kaiſerlichen Hofe weit entfernt ihm zu trauen. Der Geſandte des Kaiſers in Frankreich, St. Mauris, ließ ſich wohl vernehmen, der Herzog ſey das vollkommene Abbild ſeines Vaters, deſſen Verſicherungen doch auch niemals Erfolg gehabt.[1] Sehr eigen hört es ſich an, wenn Navagero meint, zu den andern Verpflichtungen die der Kaiſer ſchon gegen den Tod habe, der ihm ſo viele Reiche in die Hände geliefert, komme nun auch die, daß man nicht wiſſen könne ob er dem Herzog ſein Verſprechen habe halten wollen, oder vielleicht auch nicht. Mit den Franzoſen ward deſſenungeachtet ein ganz gutes Verhältniß behauptet.

1. Nach deſſen Meldungen war die Geſundheit des Herzogs ohnehin zerrüttet: „tenia podrido el baço y las partes inferiores enteramente gastadas.“ Er ſtarb an den Folgen eines kalten Trunkes nach ſtarker Erhitzung, bei der Zeit einer graſſirenden Peſt. (A. v. Simanc.)

Neue Familienverbindungen, bei denen man auf die kaum Geborenen, ja auch auf die noch nicht Geborenen Rückſicht nahm, wurden in Vorſchlag gebracht.

Der günſtigſte Umſtand hiefür aber war, daß der Krieg zwiſchen England und Frankreich noch immer fortgieng. Was Granvella gleich anfangs vorausgeſehen, die Franzoſen wollten Boulogne um keinen Preis fahren laſſen, Heinrich VIII wollte es nicht wieder herausgeben. Januar und Februar 1546 waren noch mit Scharmützeln und entgegengeſetzten Fortificationen an den Grenzen erfüllt. Dadurch geſchah daß von dieſen mächtigen und eiferſüchtigen Nachbarn ſich jetzt weder der eine noch der andere in die Geſchäfte des Kaiſers miſchen konnte.

Auch von dem Norden hatte er keine Störung zu fürchten: um ſo weniger, da der König von Dänemark die Annäherung des Churfürſten von der Pfalz an den ſchmalkaldiſchen Bund mit Beſorgniß anſah.

Dergeſtalt nach allen Seiten hin frei, konnte er ſeine Aufmerkſamkeit dieß Mal ungeſtört auf die deutſchen Angelegenheiten richten.

Wir wiſſen, in wie hohem Grade die Verwickelungen der europäiſchen Politik zum Emporkommen der Proteſtanten beigetragen, beſonders ihnen Zeit gegeben, freien Raum gemacht hatten. Wir ſahen auch, wie es kam daß ſie die Vortheile die ihnen aus dieſem Verhältniß zu des Kaiſers Gegnern, das doch nie ein eigentliches Bündniß war, entſprangen, im Jahr 1543 ſelber aufgaben, die ihnen dargebotene Combination nicht allein nicht benutzten, ſondern den Kaiſer zur Überwältigung ſeiner Feinde unterſtützten. Ein von der Gewohnheit wie jeder andern, ſo beſonders dieſer Zeit ſehr ab-

weichendes Verfahren. Alle dieſe einander entgegenſtehenden Mächte, der Kaiſer, die Franzoſen, England, der Papſt ſelbſt, ſchließen ihre Bündniſſe und löſen ſie auf, führen ihre Kriege und endigen ſie nach ihrem beſtimmten Intereſſe, deſſen ſie ſich ſehr wohl bewußt ſind: eine Freundſchaft oder gemeinſchaftliche Tendenz, vor der daſſelbe verſchwände, giebt es für ſie nicht: alle Allianzen ſtellen den Krieg in Ausſicht, jeder Krieg trägt als Auskunftsmittel eine Bundescombination in ſich: nach dem Wechſel der Ereigniſſe behauptet oder verändert jede Macht, nur ſich ſelber treu, ihre Haltung nach allen Seiten hin. Anders aber die Bundesgenoſſen von Schmalkalden. Ihre Einung war mit nichten gegen das Kaiſerthum geſchloſſen, wohl aber wider die von dem damaligen Kaiſer, der eine ſo ganz eigenthümliche Stellung einnahm, zu beſorgenden Angriffe. Sie hinderte ſie nicht an dem patriotiſchen Wunſch, ſich ihm anſchließen, irgend eine nationale Unternehmung mit ihm ausführen zu können. Da er ihnen religiöſe Conceſſionen machte, ſo faßten ſie Zutrauen zu ihm, und geſellten ſich ihm am Ende mit herzlicher Hingebung bei. Unglücklicherweiſe beruhte ihr Zutrauen zum Theil auf Irrthum; ihre Hingebung entſprang nicht aus ruhiger Erwägung, ſondern zugleich aus perſönlichen Motiven; endlich wurden die Zugeſtändniſſe die man ihnen machte, nicht ſo vollkommen feſt beſtimmt, um als unzweifelhaft gelten zu können. So geſchah daß ſie eben in den Glaubensſtreitigkeiten zuerſt zu empfinden bekamen, daß der Kaiſer keinen auswärtigen Feind mehr zu bekämpfen hatte. Schon in Worms hören wir ſie klagen, er würde ſie wohl anders behandeln, wenn er wie ſonſt ihrer Hülfe bedürfte. Ihre Erwartung, daß das in einem Türkenkriege geſchehen könne, ſahen ſie getäuſcht. Eben

als ſie völlig iſolirt waren, er dagegen ſich nach allen Seiten ſeiner Feinde entledigt hatte, geriethen ſie mit ihm in den ſchroffſten Widerſpruch; Gegenſätze kamen zur Sprache in denen keiner von beiden weichen konnte, und zuletzt die Gewalt zur Entſcheidung herbeigerufen werden mußte. Ihre Meinung, daß ihre Sache Gottes Sache ſey und nicht untergehn könne, hat etwas Ehrwürdiges, und iſt wohl zuletzt auf andre Weiſe gerechtfertigt worden. Allein die höchſten Intereſſen fielen doch nicht ſo unbedingt mit ihrem Daſeyn zuſammen. Nach und nach, ſich ſelber unbewußt, waren ſie eine weltliche Macht geworden, wenn auch nur der Minorität und der Oppoſition. Es fällt hart, es auszuſprechen, aber gewiß iſt, daß ihre Politik, wiewohl ſie mit den lobenswertheſten Eigenſchaften, namentlich reichsſtändiſchen Pflichtgefühls zuſammenhieng, dennoch fehlerhaft war, und dieſe Fehler, wie alle auf Erden, ſich rächen mußten.

Schon in Worms ward zwiſchen Kaiſer und Papſt über ein Bündniß gegen ſie unterhandelt.

Man dürfte nicht meinen, als ſey dem Papſte daran gelegen geweſen, daß der Kaiſer die vereinigten Fürſten und Stände ſich unterwürfig mache. Vielmehr war ihm derſelbe ohnehin allzu gewaltig. Aber das Einverſtändniß zwiſchen beiden war das drückendſte was ihm begegnen konnte: dieß vor allem mußte er zerſtören. Es ließ ſich mit aller Sicherheit vorausſehen daß die Einberufung des Conciliums zunächſt ein Zerwürfniß zwiſchen ihnen zur Folge haben werde: ein damaliger Legat, ſpäterer Papſt, erklärt unumwunden, der nächſte Beweggrund dazu ſey geweſen, die Widerſetzlichkeit der Proteſtanten an Tag zu bringen:[1] und mit

1. Instruttione di Giulio III a Monsr Sipontino: Non siamo

Vergnügen ſah man nun in Rom dieſe Folgen eintreten, die Entzweiung kommen. Paul III verſäumte nichts um ſie zu vollem Ausbruch zu bringen. Sein Enkel Aleſſandro erſchien am Reichstag, zunächſt um einen kleinen Beitrag zum Türkenkrieg anzubieten, wenn ja ein ſolcher noch bevorſtehe, hauptſächlich aber um das bisherige Verfahren des römiſchen Stuhles zu entſchuldigen, überhaupt ein beſſeres Vernehmen herzuſtellen. Ein neues Motiv dafür ſollte bilden, daß die natürliche Tochter des Kaiſers, Margarethe, Gemahlin Ottavio Farneſe's, guter Hofnung ſey, und ſich demnach eine immer dauernde Verbindung dieſer Familie mit dem kaiſerlichen Hauſe erwarten laſſe. Die Proteſtanten bemerkten mit Verdruß, welche gute Aufnahme dem Legaten zu Theil ward: aber noch um vieles weiter giengen die Beſprechungen, als ſie vermutheten. Der Legat brachte die Sache des Conciliums in Anregung; der Kaiſer bemerkte, daß die Proteſtanten ſich demſelben ſchwerlich unterwerfen würden, und ſprach den Wunſch aus, für dieſen Fall den Rath des Papſtes zu vernehmen. Farneſe hatte ſeine Antwort ſchon bereit. Er erklärte dem Kaiſer, wenn er ſich zum Kriege gegen die Proteſtanten entſchließe, ſo werde ihn der Papſt nicht mit 100000 Duc., — ſo viel hatte er für den Türkenkrieg mit, — nicht mit dem doppelten oder dem dreifachen Betrag dieſer Summe, ſondern mit ſeinem ganzen Vermögen, mit ſeiner dreifachen Krone unterſtützen.[1]

adesso in quelli termini dove eravamo prima, quando s'andò la prima volta, — per chiarire la contumacia loro et honestare l'esecutione dell'armi.

1. Dispaccio del Vescovo di Cortona 29 Maggio 1545, aus dem Munde Granvellas: In caso che S. M^{a} si risolvesse di sbattere per via d'armi, poiche per giustitia non si vedeva quasi modo

Welches auch der Erfolg des Krieges ſeyn mochte, — eine Frage für ſpäter, die man jetzt weniger berückſichtigte, — unverkennbar hatte der römiſche Hof ein großes Intereſſe dabei, ihn zum Ausbruch zu bringen, den Kaiſer in dem Augenblick der wichtigſten conciliaren Beſchlüſſe zugleich von ſeiner Beihülfe abhängig zu machen, und in der Ferne zu beſchäftigen.

Gieng der Kaiſer auf das Bündniß ein, ſo war darum auch ſeine Meinung nicht, daß es auf Leben und Tod geſchloſſen ſeyn ſolle; zunächſt aber konnte er nicht allein ſehr gut fremde Hülfe brauchen, ſondern die Verbindung mit dem Papſt war ihm auch wegen der Beziehung deſſelben zu dem katholiſchen Deutſchland erwünſcht. Gleich im nächſten Monat nahm er die guten Dienſte des Papſtes an dem bairiſchen Hofe in Anſpruch.

Hierüber und über die förmliche Eröffnung des Conciliums ward nun zwiſchen Kaiſer und Papſt im Laufe des Jahres 1545 weiter unterhandelt.

Der Papſt hätte gewünſcht, das Concilium nach Rom zu nehmen und hier die Sache ſobald wie möglich zu ſolchen Entſcheidungen und Urtheilsſprüchen zu fördern, auf welche eine Execution durch die Waffen folgen konnte. [1]

Der Kaiſer war ganz hiegegen. Er wollte das Concil ſchlechterdings in Trient feſthalten, weil nun einmal eine Kirchenverſammlung in deutſchen Landen verſprochen war, wozu ſelbſt Trient kaum noch gerechnet werden durfte; er

alcuno, li Luterani, S. Beat[ne] non sol concorrerà con ogni somma di danari ma col proprio regno. (Archiv. Medic.)

1. Instruttione per M[or] Beccatello. Poli Epp. IV, 281. Dal trasferirsi a Roma ogni cieco puo vedere quanto vantaggio resulterebbe.

fürchtete fürs Erſte Entſcheidungen welche die Anwendung der Waffen unvermeidlich machen konnten; er drang darauf daß nur die Lehren, nicht die Perſonen verdammt würden; vor allen Dingen aber forderte er daß auch die Reformation mit Ernſt vor die Hand genommen würde.

Es koſtete einige Mühe, daß der Kaiſer, ehe alle dieſe Bedingungen aufs Reine gebracht waren, die Eröffnung des Concils zugab, die dann am 13ten Dec. 1545 mit aller Feierlichkeit erfolgte.

Aber um ſo dringender war es nun auch, die Hülfleiſtung für den Krieg unverzüglich feſtzuſetzen. Viele Schwierigkeit machte die Forderung des Kaiſers, auch gegen Diejenigen vom Papſt unterſtützt zu werden, welche ihn während des Krieges angreifen würden. Der Papſt wollte dieß höchſtens auf 6 Monat zuſagen; der Kaiſer verlangte es für die ganze Dauer des Krieges und 6 Monat nachher. Endlich gab der Papſt der Forderung des Kaiſers nach. Hauptſächlich verſprach er, dem Kaiſer 12000 M. z. F., 500 M. z. Pf. zu Hülfe zu ſchicken und 6 Monat im Felde zu erhalten. Zu größerer Sicherheit des Kaiſers machte er ſich anheiſchig, 200000 Duc. niederzulegen. Im Anfang des Jahres 1546 iſt man über dieſe Puncte übereingekommen, doch ward der Tractat noch nicht unterzeichnet.[1]

Es iſt ganz im Character des Kaiſers, die Dinge bis

1. Artikel bei Pallavicini, Rainaldus, Du Mont IV, II, 308. Der florentiniſche Geſandte meldet in einer Depeſche vom 14ten Januar 1545 die oben angedeutete Differenz, und da er in der Hauptſache ſo gut unterrichtet iſt, ſo iſt ihm auch hierin zu glauben. Der förmliche Abſchluß könnte etwa eben in den Januar oder vielleicht in den Februar fallen.

auf den letzten Federzug vorzubereiten, aber dann inne zu halten. Einen definitiven Entſchluß hatte er noch nicht gefaßt.

Vielmehr leitete er in dieſem Augenblicke, wie man in Worms beſchloſſen, noch einen Verſuch der Pacification, ein neues Religionsgeſpräch, ein.

Freilich trugen ſchon ſeine Vorbereitungen ein ganz anderes Gepräge als die früheren.

Dieß Mal ſuchte er nicht mehr wie früher nach Männern einer gemäßigten Meinung: die ſtrengſten Eiferer vielmehr, einen Cochläus und Billik, ſtellte er als Colloquenten auf;[1] die vornehmſte Rolle aber übertrug er einem Spanier, Pedro Malvenda, der von allem Anhauch deutſcher Meinungen rein geblieben.

Und dieſer griff nun die Sache mit großer Entſchiedenheit an. Es hätte ihm noch nicht genügt, proteſtantiſche Lehren zu beſtreiten; ſeine erſten Angriffe richtete er vielmehr gegen die Lehrformel, über die man ſich im J. 1541 vereinigt hatte: vor allem im Artikel von der Rechtfertigung. Die Proteſtanten blieben bei der getroffenen Übereinkunft ſtehn: namentlich Butzer, deſſen Genoſſen Brenz, Schnepf und Georg Major waren, drückte ſich faſt ganz mit den Worten Contarinis aus; aber Malvenda wollte nicht mehr von der imputativen, ſondern nur noch von der inhärirenden, eingegoſſenen Gnade hören. Auch in der Me-

1. Die Geſinnung des Carmeliter Billik ergiebt ſich aus ſeinem Bericht: Neudecker Urkk. 787. „Die Beſtien", heißt es darin von den Proteſtanten p. 793, „ließen ſich vernemen, was ſie auch ganz unverſchämt und mit trutzigen worten unterſtunden zu erhalten das Geſprech were angeſagt, damit die lautere und reine lere des Evangelii (alſo nennen ſie ire ketzerei) offenbar wurde ꝛc."

thode zeigte ſich ein nicht mehr zu vereinigender Zwieſpalt. Während die Proteſtanten mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit ausführten, mit welchem Maaße ſie die Kirchenväter annähmen, nemlich deren eigenem Ausſpruch zufolge nur in wie fern ſie mit der Schrift übereinſtimmen, trug Malvenda kein Bedenken, ſich auf ein paar Scholaſtiker des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, Bricot und den engliſchen Dominicaner Holcoth, zu berufen.[1] Er behauptete die ununterbrochene Continuität der rechtgläubigen Entwickelung des Dogma ſtärker, als es lange in Deutſchland vorgekommen: er ſchlug einen Weg ein, der zu keiner Annäherung, ſondern nur zu immer weiterer Entfernung führen mußte.

Zugleich wurden wunderlich ängſtliche Maaßregeln getroffen, um das Geheimniß dieſer Verhandlungen zu bewahren. Die Protocolle wurden alle Nachmittag in einen eiſernen mit drei Schlöſſern verſehenen Kaſten niedergelegt, aus welchem ſie ohne Bewilligung der Präſidenten nicht wieder hervorgezogen werden konnten. Und auch dieß ſchien noch nicht genug. Die Colloquenten ſollten ſich eidlich verpflichten, keinen lebenden Menſchen von ihren Verhandlungen etwas erfahren zu laſſen.[2]

Man kann es den Proteſtanten nicht verargen, wenn ſie dieſen Eid nicht leiſten wollten. Mußten ſie nicht wenigſtens den Ständen, von denen ſie geſchickt worden, Be-

1. Brenz an Amsdorf 29 Febr. Corp. Ref. VI, 65.

2. Bericht Georg Majors, Hortleder I, I, c. 40, p. 365. Höchſt auffallend iſt, daß als der Landgraf dieſe Anordnung am kaiſerlichen Hofe zur Sprache brachte, Niemand darum wiſſen wollte. Der Churfürſt zweifelte nicht, der kaiſerliche Befehl ſey von den Präſidenten erdichtet. (Schreiben Joh. Friedrichs Sonnab. nach Oſtern.)

richt erſtatten? Sie wollten ihre Seele, namentlich in einer Sache die doch zu nichts führen konnte, mit dieſer Verantwortlichkeit nicht beladen, und zogen es vor, das hofnungsloſe Geſpräch geradezu abzubrechen.

Es war ihnen hier ein Element entgegengetreten, mit dem es keine Verſöhnung gab.

Wir befinden uns überhaupt in den Zeiten, in welchen der römiſche Stuhl, jetzt nicht mehr allein in den germaniſchen, ſondern auch in den romaniſchen Nationen angetaſtet, alle Kräfte die in der Diſciplin der Kirche und ihrer Verbindung mit dem Staat beruhten, zuſammennahm, um ſich dieſer Gegner zu entledigen. Die zerſtreuten Inquiſitionen, welche nicht mehr durchdringen konnten, wurden durch ein oberſtes Tribunal zu einem einzigen Syſtem vereinigt, welches ſehr bald eine unwiderſtehliche Kraft der Vertilgung entwickelte. Zunächſt fielen jene Literatoren in Italien, die ſich dem evangeliſchen Prinzip nur angenähert, in die Hände der ſie verfolgenden Mönche und verſchwanden in den Gefängniſſen oder verließen das Land. In Frankreich nahmen die Parlamente ſich des alten Glaubens an. Man ſah die Inquiſitoren mit den Officialen der Biſchöfe in den Parlamentshäuſern erſcheinen; oder es wurden eine Anzahl der eifrigſten Räthe zu einer beſondern Kammer vereinigt, um über die Ketzerei zu wachen, ohne andre Geſchäfte.[1] Von ihren Urtheilsſprüchen ein Beiſpiel iſt die Verdammung welche das Parlament von Rouen über die Waldenſer von Merindol ausſprach, nach welcher die ganze Ortſchaft vertilgt werden ſollte, „die Häuſer, die Zufluchtsörter unter der Erde, die Bäume in den Gärten,

1. Floquet Histoire du Parlement de Rouen III, 241, 245.

die Holzungen rund umher." Nach einigem Zögern, eben im Jahr 1545, ſchritt man zur Ausführung dieſer Sentenz. Merindol und Cabrieres wurden von einer kleinen Heerſchaar überfallen, wie die Orte der Morisken in Spanien, und unter entſetzlicher Maſſacre zerſtört: ein paar tauſend unſchuldige Bekenner, denen Wilhelm von Bellay noch vor kurzem das rühmlichſte Zeugniß gegeben, wurden als unwürdig das Licht der Sonne zu erblicken, von dem Erdboden vertilgt.[1] Auf eine Bittſchrift der piemonteſiſchen Waldenſer gab König Franz I. die Antwort, er könne Leute die er in Frankreich verbrennen laſſe, unmöglich auf den Alpen ſchonen. Unter dieſer Combination war es daß ſich die Verfolgung in den Niederlanden erneuerte, „fromme gutherzige Leute", wie der ſächſiſche Geſandte ſich ausdrückt, „hin und wieder verbrannt wurden," die Kerker von Vilvorden ſich mit Gefangenen, die benachbarten Städte ſich mit Flüchtlingen erfüllten; wir berührten, wie die Inquiſition in Cölln hergeſtellt ward. Das alte dominicaniſche Dogma ward aufs neue in Paris und gleich darauf in Löwen in aller Strenge verkündigt. Merkwürdig iſt von den Löwener Artikeln beſonders der 21ſte, worin als das Zeichen der wahren Kirche angegeben wird, daß ſie das als Glaubenslehre annehme, was der römiſche Stuhl darüber ſage, geſagt habe und ſagen werde.[2] In dieſem Sinne hatte ſich der Orden der Jeſuiten gebildet, deſſen Thätigkeit auf der Stelle den ganzen Umkreis der römiſchen Kirche erfüllte: ſchon ſeit dem

1. Thuanus lib. VI, 127.

2. Decanus et facultas theologorum Lovaniensium 1544 6 Nov.

Jahre 1542 finden wir Mitglieder deſſelben in Deutſchland wirkſam. Eben an den bedrohteſten Stellen ſehen wir ſie erſcheinen: in Wien Bobadilla, in Ingolſtadt Jaius, in Cölln Faber. Noch fällt ihr Thun und Treiben nicht ſehr in die Augen: — aber ſchon iſt es nicht ohne Wirkung. Im Gefolge der Nuntien oder des römiſchen Königs erſcheinen ſie an den Reichstagen und hören die Beichte der Vornehmſten von den Verſammelten: ſie dringen in den Rath der Biſchöfe und machen ihre Meinung darin geltend; ſchon gelingen ihnen einzelne Bekehrungen, wie die des Petrus Caniſius, die denn für Oberdeutſchland von großer Bedeutung geworden iſt; hauptſächlich, ſie repräſentiren einmal wieder das katholiſche Prinzip mit aller Hingebung und Strenge. Die Zuſammenſetzung des kaiſerlichen Hofes und Heeres war recht eigen dazu gemacht um dieſe Elemente nach Deutſchland zu leiten. Die Anführer jener Italiener und Spanier die im Jahr 1543 mit Carln über die Alpen gekommen, warnten ſchon damals die lutheriſchen Prädicanten ſich öffentlich blicken zu laſſen: ihr Volk ſey ihnen feind, ſie ſeyen deſſelben nicht mächtig genug um eine Gewaltthat zu verhindern.

Wozu es auch in Deutſchland kommen könne, zeigte ein gräßlicher Brudermord, der in dieſen Tagen zu Neuburg an der Donau geſchah.

Ein junger Spanier, Johann Diaz, dem in Paris, wo er ſtudirte, einige Schriften der Reformatoren zu Handen gekommen, deren Meinung er in den Pauliniſchen Briefen beſtätigt fand, war nach Deutſchland gegangen und hatte ſich hier ganz mit den evangeliſchen Lehren durchdrungen: mit Butzer, der ihm wie andern Flüchtlingen gaſtfreie Auf-

nahme in ſeinem Hauſe zu Theil werden ließ, war er zum Geſpräch nach Regensburg gekommen. Von allen widerwärtigen Dingen die Malvenda in Deutſchland wahrgenommen, das Widerwärtigſte war ihm, unter den Gegnern einen Landsmann zu ſehen, von der vorzugsweiſe rechtgläubigen Nation, und er verſäumte nichts um denſelben zu bekehren. Aber weder ihm wollte das gelingen, noch auch einem Bruder Johanns, Alfonſo, der von Rom, wo er eine anſehnliche Stelle an der Rota bekleidete, auf die erſte Nachricht herbeigeeilt war. Johann Diaz war ein Menſch, der ſein einziges Glück auf Erden darin ſah, nach dem einmal gefaßten Begriff zu leben: er war ganz zufrieden, dort in Neuburg an der Donau, wohin er von Regensburg aus gegangen, in ärmlichem Zuſtand, den Druck eines Buches von Butzer zu beſorgen. Faſt mit Gewalt mußte ihm Alfons, als er Abſchied nahm, ein paar Kronthaler zum Geſchenk aufdringen. Wehe ihm aber, daß er dieſe Wiederkehr brüderlicher Freundſchaft für ächt nahm! In Alfonſo wirkten der Fanatismus einer vermeinten Rechtgläubigkeit und der eigenthümliche Wahn der damaligen Spanier, in der Abweichung von den hergebrachten Doctrinen einen Schimpf für Land und Familie zu erblicken, zu dem Entſchluſſe zuſammen, den Bruder lieber zu ermorden, als ihn hier unter den Ketzern zurückzulaſſen. Ein Gedanke der eben ſo gräßlich ausgeführt ward, als er an ſich ſelber iſt. An einem der nächſten Morgen, in erſter Tagesfrühe, erſchien der Diener Alfonſos mit einem Briefe deſſelben in der wohlbekannten Wohnung zu Neuburg; indem Johann, noch halb angekleidet, in dem Halbdunkel ſich über das Blatt beugte um es

zu leſen, verſetzte ihm jener mit einem Beil von hinten her einen Hieb in den Nacken, ſo daß das Schlachtopfer auf der Stelle niederſtürzte und ſich ſterbend in ſeinem Blute wälzte. Der Bruder ſelber, Alfonſo, hatte indeß die Thür gehütet: ſie eilten zu ihren Pferden und hatten ihre Maaßregeln ſo gut genommen, daß ſie erſt in Insbruck ergriffen wurden. Im erſten Augenblick dachte man ſie zu beſtrafen: allein der Papſt machte geltend, daß beide, der Herr und der Diener, Cleriker ſeyen, und entzog ſie den weltlichen Gerichten. Viele Jahre nachher konnte Alfonſo ſeine That dem ſpaniſchen Geſchichtſchreiber Sepulveda in aller Sicherheit erzählen: noch immer voll Genugthuung daß ſie ihm gelungen war. [1]

Welchen Eindruck aber mußte nun dieß Ereigniß, in Verbindung mit ſo viel andern täglich eingehenden Nachrichten verwandter Natur, in Deutſchland hervorbringen!

War der Gegenſatz der zwiſchen den beiden Brüdern beſtand, nicht derſelbe der im Colloquium zu Tage kam?

1. Die Erzählungen von dieſem Ereigniß, welche Melanchthon und Lange auf die erſten Nachrichten bekannt machten, hätte man ſpäter nicht ſo ohne Weiteres wiederholen ſollen. Dagegen haben wir von Claude Senarclē, dem Begleiter des Diaz auf ſeiner religiöſen Wanderſchaft, einen ſehr zuverläßigen Bericht, Historia vera de morte Johannis Diazii, 1546, wiederholt im Scriniarium von Gerdes. Da findet ſich auch Johannis Diazii christianae religionis summa, die einzige Schrift des Unglücklichen, und wohl am meiſten dadurch merkwürdig, daß der Autor über die Verfaſſung der Kirche ſich ganz die deutſchen Ideen angeeignet hat, und nichts weiter fordert als eine fromme Obrigkeit und wachſame Diener am Wort. Wenn Sepulveda mit Senarclē übereinſtimmt, ſo rührt dieß nicht davon her, daß er dieſen Bericht vor ſich hatte, ſonſt würde er das Ereigniß nicht ins Jahr 1541 ſetzen wie er es thut, ſondern daher, daß er an Alfonſo einen zuverläßigen Berichterſtatter hatte. Einige weitere Momente enthält noch die Klageſchrift welche die proteſtantiſchen Stände am folgenden Reichstag dem Kaiſer einhändigten.

Johann hielt ſich an Butzer: nicht ohne Malvendas Einfluß war Alfonſo herübergekommen. Jedermann empfand dieß. Wie dieſer neue Cain gegen den zweiten Abel, ſagt Melanchthon, ſo ſeyen die Feinde der göttlichen Wahrheit gegen alle fromme Gliedmaßen Chriſti geſinnt.

So eben aber zog nun der Kaiſer den Rhein herauf, um den angeſetzten Reichstag zu beſuchen. Wir kennen ihn hinreichend, um überzeugt zu ſeyn, daß er nicht auch von dieſer Geſinnung durchdrungen war, obwohl er nichts that, um ſie unſchädlich zu wachen.

Noch trug er Sorge, daß der Verdacht, der ſich in allen Gemüthern regte, in ſeinem Betragen wenigſtens keinen Anhalt fand.

Eine Verwendung der Churfürſten für ihren Collegen in Cölln, — an der aber der neue Erzbiſchof von Mainz, Heuſenſtamm, zuletzt doch nicht den Muth gehabt hatte Theil zu nehmen, ſo wenig wie Trier, — empfieng er in aller Gnade: er entſchuldigte was er gethan damit, daß Hermann auf keine Warnung geachtet; er verſicherte, daß er in dieſer wie in andern Sachen nur mit zeitigem guten Rathe der Churfürſten, Fürſten und Stände verfahren werde. Namentlich Johann Friedrich von Sachſen zeigte ſich von dieſer Antwort vollkommen befriedigt. [1]

So erklärten ſich auch die kaiſerlichen Räthe. Granvella verſicherte, wenn der Kaiſer einige Rüſtungen mache, ſo geſchehe das nur weil er ſeine Grenzen ſichern müſſe, aus keiner andern Abſicht. Im Februar erwähnte der Graf

1. Deſſen Schreiben vom 15 März. Weim. Arch. Neudecker Actenſt. 707.

von Solms in einem Geſpräch mit Naves zu Mainz der allgemeinen Meinung, daß der Kaiſer die Proteſtanten mit Krieg überziehen wolle. „Sagt man dieß?“ verſetzte Naves unbefangen, „es iſt nicht wahr.“

Am 28ſten März traf Landgraf Philipp mit dem Kaiſer, auf deſſen Wege nach Regensburg, in Speier zuſammen. Der Kaiſer ſuchte ihm auszureden, daß ſeinen Verhandlungen mit Frankreich oder den Osmanen eine feindliche Abſicht gegen die Proteſtanten zu Grunde liege; das Concilium habe er nur befördert, damit die Geiſtlichkeit ſich ſelbſt reformire; was aber dort auch beſchloſſen werde, ſo wolle er darum auf keinen Fall Krieg gegen die Proteſtanten anfangen. Der Landgraf erwiederte ganz treffend, daß ſich jetzt von einem allgemeinen Concilium nichts mehr erwarten laſſe: viel zu weit ſeyen die deutſche Nation und die andern von einander entfernt; würde der Kaiſer dennoch in Folge eines ſolchen den evangeliſchen Glauben unterdrücken wollen, ſo werde er Hunderttauſende umbringen müſſen und ſich zuletzt nur ſelbſt geſchwächt haben. Ihm am meiſten werde es zu Statten kommen, wenn er ſich durch eine billige und gnädige Regierung das Wohlwollen der Stände verſchaffe.[1]

Betrachtungen, die auch dem Kaiſer wohl zuweilen noch durch den Kopf giengen.

So weit die Sache auch ſchon gediehen, ſo viel Vorbereitungen gemacht, ſo viel Verabredungen getroffen waren,

1. Bei Schmidt N. G. I, c. 5, jedoch nicht ohne Auslaſſungen, die hie und da ſehr weſentlich ſind. Wir kommen hier noch einmal auf Sleidanus zurück, lib. XVII, der hier die Handſchrift des Landgrafen überſetzte. Seckendorf ſagt nach der Vergleichung: exacte respondet.

ſo war der Kaiſer doch noch nicht definitiv entſchloſſen: er hatte noch nicht das letzte Wort geſagt.

Anfang April hielt ſich der engliſche Geſandte verſichert, es ſey an keinen Krieg zu denken. Der florentiniſche bemerkt am 5ten April, die Flamme, welche von Andern geſchürt werde, ſuche Granvella noch immer auszulöſchen.

Noch im Anfang Mai ließ der Beichtvater vernehmen, die Sache gehe nicht ganz wie er wünſche. [1]

Eben der Beichtvater war einer der größten Beförderer der Kriegsplane: er ſtellte dem Kaiſer unabläßig vor, welche Verantwortlichkeit er auf ſich laden werde, wenn der Katholicismus durch ſein Verſäumniß neuen Verluſt erleide. Anfangs war er mit dem Nuntius und dem Cardinal von Augsburg allein. Selbſt der Herzog von Alba, der um der Kriegsgefahren willen aus Spanien berufen worden war, erklärte ſich lange Zeit friedlich. Nach und nach aber, je weiter man in Deutſchland reiſte, ward auch in ihm über alle die Abweichungen die er wahrnahm, das ſpaniſch rechtgläubige Blut rege und er ſchloß ſich dem Nuntius an. Immer dringender erhob ſich dieſe den Krieg fordernde Stimmung in der nächſten Nähe des Kaiſers. Alle Spanier am Hofe billigten die an dem armen Diaz vollbrachte Mordthat; Sepulveda verſichert, der Kaiſer habe ſich wenigſtens nicht dagegen erklärt. Eben die Spanier waren es, auf die er beſonders zählte, wenn es noch zum Kriege kam.

1. Dispaccio Florentino 4 Maggio. Parlando col confessore mi disse che le cose non procedevano a suo modo, purche s'avisava col C[l] d'Augusta el piu che poteva e non era in tutto però disperato. Für den Wechſel der Gedanken und Entſchlüſſe ſind dieſe Depeſchen ſehr unterrichtend.

Beſchloſſen, wie geſagt, war dieſer im Anfang des Mai noch nicht. Vor der definitiven Entſcheidung wollte der Kaiſer erſt wiſſen, wie er mit den deutſchen Fürſten ſtehn werde, katholiſchen und Proteſtanten.

Von jenen war ohne Zweifel Herzog Wilhelm von Baiern der wichtigſte, der jetzt nach dem Tode ſeines Bruders allein regierte. Schon vor einem Jahre hatte ſich Carl V an ihn gewendet, ihn an ſeine früheren Äußerungen über die Nothwendigkeit zu den Waffen zu greifen erinnert, die Unmöglichkeit in dem jetzigen Zuſtand zu verharren auseinandergeſetzt, und unter der Form als wolle er nur guten Rath vernehmen, auf ein Bündniß gegen die Proteſtanten angetragen. Damals hatte er jedoch eine ablehnende Antwort empfangen. Offenbar waren die Umſtände nicht mehr die alten. Früher wäre der Krieg auf den Grund der Reichsabſchiede, im Sinne der Majorität, zu deren Gunſten geführt worden; jetzt war dieſe geſchwächt und zerſprengt; der nächſte Grund des Krieges lag in den eigenſten Gedanken des Kaiſers, ſeinen conciliaren Abſichten, ſeiner niederländiſchen Politik; das Unternehmen mußte, wenn es damit nach Wunſch gieng, zum größten Vortheile deſſelben ausſchlagen. Hatte früher der Kaiſer ſich unſchlüßig gezeigt, ſo iſt es kein Wunder daß jetzt hinwiederum Baiern an ſich hielt. Wir haben noch vom Januar 1546 eine überaus freundſchaftliche Erklärung des Herzogs an den Landgrafen Philipp.[1] Allein allmählig drang doch auch hier das ohnehin nie aufgegebene Prinzip einer

1. Leonh. Eck verſichert dem Landgrafen, „das ſein Herr ſ. f. Gn. guten Glauben halten werde, ye lenger ye mehr wohl gegen E. Gn. affectionirt ſey." (Weim. A.)

gewaltſamen Herſtellung des Katholicismus und der Einfluß des Hauſes Öſtreich durch. Baiern hatte ein Intereſſe, an dem es immer gefaßt werden konnte. Bei dem letzten Regierungswechſel in der Pfalz hatte es ſeine Anſprüche an dieſe Chur in allem Ernſt erneuert; weitläuftige Schriften wurden darüber gewechſelt. So ſchwer es dem Kaiſer werden mußte, gegen einen ſeiner nächſten Verwandten Pfalzgraf Friedrich vorzuſchreiten, ſo verſprach er doch jetzt, wofern derſelbe nicht von freien Stücken zum Gehorſam zurückkehre und ſich auch dem Concilium unterwerfe, die Churwürde ohne Weiteres[1] auf Baiern zu übertragen. Schon längere Zeit daher war über die Vermählung der zweiten Tochter Ferdinands mit dem Erben von Baiern unterhandelt worden; Ferdinand mußte ſich entſchließen ihm die ältere zuzuſagen, welche der Nachfolge ſo viel näher ſtand, mit der ausdrücklichen Beſtimmung, daß das baieriſche Haus nach Abgang der männlichen Nachkommenſchaft Ferdinands in Böhmen ſuccediren ſolle. Carl V ließ ſich gefallen, daß hiedurch ſeine eigenen Nachkommen ausgeſchloſſen wurden. So viel koſtete es um den Herzog endlich zu einer günſtigen Erklärung zu vermögen. Doch ſchloß er ſich nicht etwa offen an. Er verſprach nur eine Geldſumme zu zahlen, nicht mehr als 50000 G., Geſchütz, Munition, Lebensbedürfniſſe herbeizuſchaffen, und behielt ſich vor, nach Maaßgabe deſſen was er leiſte beim Frieden entſchädigt zu werden. Wir ſehen,

1. „absque alia juris discussione.“ Der Vertrag (2 Juni 1546) ſcheint in den baieriſchen Archiven abhanden gekommen zu ſeyn. Ich bemerke, daß er in dem Brüſſeler, Bd VII der Documents rélatifs à la réforme abſchriftlich zu finden iſt.

abſichtlich vermied er jeden nicht allenfalls wieder abzuleugnenden Antheil an dem Kriege: er wollte ſich der Rache der Proteſtanten im Fall eines unerwünſchten Ausganges nicht ausſetzen. Der Kaiſer ließ ſich das gern gefallen: es war ihm ſogar nützlich einen Verbündeten zu haben von dem man nicht wußte daß er das war. Der venezianiſche Geſandte erzählt, der Kaiſer habe ſich des Herzogs durch förmlichen Eidſchwur verſichert, aber ihm erlaubt, mit den Gegnern fortwährend in Unterhandlung zu bleiben.

In einem ähnlichen Verhältniß hielten ſich faſt alle andern katholiſchen Fürſten. Die Nähe des Kaiſers verhinderte wohl alle Manifeſtationen der Abweichung: Heuſenſtamm, der auf jedem ankommenden Briefe las, daß er nur erſt der Erwählte von Mainz, noch nicht der wahre Erzbiſchof ſey, hütete ſich vor jedem zweideutigen Schritte; allein auch entſchloſſene Hülfe war von ihnen nicht zu erwarten: allzu furchtbar erſchienen ihnen die Proteſtanten, die bisher in jedem Zuſammentreffen den Sieg behauptet.

Und der Kaiſer ſelber hätte wohl noch immer Bedenken tragen ſollen ſie anzugreifen, wäre es ihm nicht gelungen in ihrer Mitte Verbündete zu finden. Es war der Meiſterſtreich ſeiner Politik, — wir wiſſen aus einer Meldung an den Papſt daß er ſchon lange ſein Sinnen darauf gerichtet, — und ſagen wir ſeines Glückes.

Zum Theil ward es durch den Ausgang jener letzten Braunſchweiger Fehde, die Gefangennehmung des Herzog Heinrich veranlaßt. So proteſtantiſch geſinnt übrigens die Herzogin Eliſabeth von Calenberg war, ſo rief ſie doch jetzt zugleich mit ihrem Sohne Erich die Hülfe des römiſchen

Königs an, denn unerträglich ſey es, daß der altlöbliche Stamm von ſeinen Landen verdrängt werden ſolle. Der Schwiegerſohn Heinrichs, Markgraf Hans von Cüſtrin, der die noch unvermählten Töchter des Verjagten zu ſich genommen und mit dieſem immer in traulichem Verhältniß ſtand, ließ ihn auch jetzt nicht fallen: wir finden ihn über dieſe Sache nach allen Seiten, auch mit Cardinal Madrucci in Briefwechſel. Während alle andern proteſtantiſchen Fürſten ſich von dem Reichstage entfernt hielten, erſchienen Markgraf Hans und Herzog Erich, denen ſich Albrecht von Culmbach anſchloß, in Regensburg und näherten ſich dem Kaiſer, von deſſen Glück ſie die Wiederherſtellung Heinrichs erwarteten. Das hatte jedoch ſo viel nicht zu ſagen, da dieſe Fürſten nur eine geringe Macht beſaßen und eigentlich halb als Kriegsoberſte dienen mußten. Von ganz andrer Bedeutung war es, daß ſich ihnen Herzog Moritz von Sachſen, einer der mächtigſten Reichsfürſten und eben ſo kriegeriſch wie ſie, zugeſellte. Ein Ereigniß von ſo durchgreifender Wichtigkeit daß wir es etwas näher ins Auge faſſen müſſen.

Schon längſt hatte der Kaiſer ſein Augenmerk auf ihn gerichtet. Den erſten Anlaß hat vielleicht Landgraf Philipp gegeben, der dieſen jungen Fürſten, der eben ſein Schwiegerſohn geworden war, in das engere Verſtändniß aufnahm das er 1541 mit dem Kaiſer abſchloß. Dann mag es zuſammen gewirkt haben, daß Moritz in den Irrungen über Wurzen die ganze alte Animoſität ſeiner Linie gegen die churfürſtliche an den Tag legte und ſich zugleich in dem türkiſchen Feldzug von 1542 in den Waffen hervorthat. Hierauf

näherte ſich ihm Granvella; wenigſtens hat ſich dieſer Staatsmann immer des Verdienſtes gerühmt, zuerſt geſehen zu haben was ſich an Moritz gewinnen laſſe. Die erſte Eröffnung machte er dem Geſandten deſſelben, Chriſtoph von Carlowitz, zu Nürnberg am 11ten Februar 1543.

Wir wiſſen mit welcher Umſicht nach allen Seiten damals der Krieg gegen Wilhelm von Cleve vorbereitet wurde; die übrigen Fürſten begnügte man ſich von ihm zu trennen: dem Herzog Moritz trug Granvella eine Befehlshaberſtelle gegen denſelben an. Er erzählte, der Kaiſer habe bei den Berichten die er über Moritz empfangen frohlockt, daß er noch einen ſo waidlichen jungen Fürſten im Reiche habe der ſich zu mannlichen Thaten anlaſſe und ihm Treue und Gehorſam zeige. Habe der Herzog Luſt zum Kriege, wolle er gegen Cleve oder Frankreich Dienſte leiſten, ſo werde er an dem Kaiſer den beſten Lehrmeiſter finden den es vielleicht auf der Welt gebe.[1] Carlowitz war gewandt genug, indem er die Theilnahme an der Unternehmung gegen Cleve ablehnte, zugleich den Punct zur Sprache zu bringen, auf welchen hiebei alles ankam. Er meinte, es könne hauptſächlich deshalb nicht geſchehen, weil ſich ſein Herr alsdann vor dem Schwager des Herzogs von Cleve, dem Churfürſten von Sachſen, zu fürchten habe. Granvella fiel ein: würde ſich jemand an dem Herzog vergreifen, den würde der Kaiſer dergeſtalt ſtrafen daß es ihn reuen ſolle, er ſey auch wer er wolle. Er fügte hinzu, dem Herzog würde dieß vielmehr zum Glück gereichen, und drückte ſich hierüber ſo unumwun-

1. Schreiben des Carlowitz an Herzog Moritz 14 Febr. Im Archiv zu Dresden.

den aus, daß Carlowitz Bedenken trug die Worte dem Papier anzuvertrauen. Schon zu Herzog Georgs Zeiten iſt von einer Übertragung der Chur die Rede geweſen: haben ſich die Worte Granvellas etwa gleich von vorn herein darauf bezogen?

Fürs Erſte jedoch lag dieß dem Herzog und ſeinem Rathe noch zu ferne, und ſie kamen mit einem andern Anliegen hervor.

Moritz lehnte nicht ab, gegen Cleve ſo wie gegen Frankreich zu dienen; dagegen aber begehrte er nicht allein eine erbliche Verſchreibung der Stifter Meißen und Merſeburg, ſondern er ſtellte eine noch weiterausſehende Forderung auf. Er bemerkte, ſein Vetter der Churfürſt gehe damit um, ſich der Stifter Magdeburg und Halberſtadt zu bemeiſtern, was ihn jedoch allzu mächtig machen würde; lieber möge der Kaiſer ihm dem Herzog die Schutzherrlichkeit über die beiden Stifter anvertrauen. [1]

Damals nun gelangte man nicht zum Abſchluß hierüber. Der Kaiſer eroberte Cleve auch ohne Moritz; den Reiterdienſt den ihm der Herzog im Jahr 1544 leiſtete, konnte er unmöglich mit ſo umfaſſenden und ungewohnten Zugeſtändniſſen erwiedern; allein er kannte nun den Preis um welchen der Herzog zu gewinnen war.

Seitdem blieben nun die freundſchaftlichſten Verhältniſſe: — der Kaiſer hatte nichts dagegen, daß der Bruder des Herzogs, Auguſt, zum Bisthum Merſeburg poſtulirt wurde, es in Beſitz nahm und zu reformiren begann —: doch war noch kein beſonderes Verſtändniß geſchloſſen.

1. Inſtruction des Herzogs Moritz vom 10ten März 1543. Im Dresdener Archiv.

Im Laufe des Jahres 1545, den erſten Monaten des Jahres 1546 erſcheint Moritz noch nicht vom Kaiſer gewonnen.

Am 10ten März ſpricht er in einem Briefe an Philipp die Hofnung aus, wenn es zum Schlagen komme, werde der mehrere Theil deutſcher Nation bei dem Evangelio ſtehn: er wenigſtens denke ſein Vermögen dabei nicht zu ſparen; wenn ſie drei, Johann Friedrich, der Landgraf und er zuſammenhalten, werde man ſie wohl unangegriffen laſſen.[1]

Im Mai war er in Caſſel, und obwohl er zum ſchmalkaldiſchen Bund, der ihm unbequeme Geldverpflichtungen auflegte, zu treten keine Luſt hatte, ſo verſprach er doch zur Vertheidigung der Religion ein ſtattliches Heer ins Feld zu ſtellen, Leib und Gut darüber zuzuſetzen.[2]

Im October finden wir ihn bei dem Kriegszug gegen Heinrich von Braunſchweig, der wenn nicht gegen den Kaiſer gerichtet, doch auch nicht in deſſen Sinne war und ihm am Hofe, z. B. von den Spät, ſchlecht ausgelegt ward.

Im Anfang des Jahres 1546 trug er kein Bedenken, an der Verwendung für den Churfürſten von Cölln Theil zu nehmen.

Da war nun das Unglück, daß zu gleicher Zeit ſeine alten Streitigkeiten mit Johann Friedrich unaufhörlich fortgiengen. Eigentlich betrafen ſie ſehr unbedeutende Gegenſtände: eine Säule im Amt Herbsleben, das Geleit auf der Erfurter Straße, oder den Zoll, den man den Bürgern von Leipzig bei Borna

1. Das heißt jedoch lange nicht, was man darin hat finden wollen, daß er auf einen neuen Bund angetragen habe. Auch beſtand ja der ſchmalkaldiſche; ihn auflöſen wollen, würde alles in Verwirrung geſtürzt haben.

2. Johann Friedrich Dienſtag nach Pfingſtfeiert. 26 Mai.

abforderte, wenn ſie Kalk nach der Stadt fuhren. Aber eben in ſo geringfügigen Dingen zeigte ſich das Aufwallen der alten Erbitterung. Herzog Moritz hatte nicht allein die Räthe ſeines Oheims wieder hervorgezogen, ſondern auch alte Gegner des Churfürſten aus den Dienſten Erzbiſchof Albrechts bei ſich aufgenommen. Denen gegenüber wollten denn die churfürſtlichen Räthe um ſo weniger auch nur das Geringſte von dem was ſie für ihr Recht hielten, fallen laſſen. In der magdeburgiſchen Sache war jeder Theil eiferſüchtig auf den andern.

Waren das aber Gründe, um eine auf gemeinſchaftlichem Urſprung beruhende, durch wahre und unleugbare Dienſte die von der churfürſtlichen Seite der jüngern Linie geleiſtet worden befeſtigte, durch ein großes Intereſſe gebotene Freundſchaft zu unterbrechen? Der alte Churfürſt von Cölln erinnerte die beiden Vettern, nicht unter einander zu hadern: ſie wüßten noch nicht wohin Uneinigkeit führe. Würden ſie zuſammenhalten, ſo ſeyen ſie ſo ſtark wie ein Königreich, und nicht zu beſiegen: würden ſie ſich trennen, ſo habe doch Keiner Gnade zu erwarten; verzeihe man doch ihm nicht, der eine ſo gelinde Reformation vorgenommen. Er machte ſogar in Beziehung auf die magdeburgiſchen Streitigkeiten einen Vorſchlag, der ſich hören ließ. Es ward ein Tag feſtgeſetzt, wo man eine Beilegung aller dieſer Gebrechen verſuchen wollte. Ließ ſich dieß nicht wirklich erwarten?

Bei weitem härter waren die beiden Fürſten vor einigen Jahren an einander gerathen: da hatte Luther ſeine Stimme erhoben, und ſie hatten Friede gemacht.

Eine große Perſönlichkeit bemerkt man aber nicht allein wenn ſie gegenwärtig iſt; man wird ihren Werth oft dann

noch mehr inne, wenn die Stelle leer iſt, die ſie einnahm. Luther lebte nicht mehr.

Als er beſchäftigt war eine ähnliche Streitigkeit zwiſchen den Grafen Mansfeld zu ſchlichten, dort in Eisleben, wo er geboren worden, hatte ſeine Stunde ihm geſchlagen.

In ſeinen letzten Jahren war Luther für ſeine Ruhe beinahe zu viel mit kleinen Händeln geplagt, in Univerſität und Land, ſeiner Gemeine und ſeinem Haus, mit alle den verſchiedenen Ständen und Claſſen, — er glaubte wohl einmal, vom Schreibtiſch ans Fenſter tretend, gegenüber den Satan zu erblicken, der mit leichtfertigen Gebehrden ſeiner unnützen Geſchäftigkeit ſpotte, — denn bei weitem nicht wie er wünſchte, griff das verkündete Evangelium durch, die Welt blieb doch immer, wie er ſagt, die Welt; aber wir möchten dieſer Thätigkeit nicht entbehren: Luthers Briefwechſel zeigt, mit welcher Energie und Gewalt er die Prinzipien, die er gewonnen und erkämpft, in jedem kleinen Verhältniß durchführte und geltend machte.

Auch in den großen Angelegenheiten erhob er noch zuweilen ſeine Stimme. Er ſah wohl, welchen Gang ſie nahmen; ſehr gut faßt er alle weſentlichen Elemente der künftigen Gefahr auf: immer in dem Lichte des großen uranfänglichen Kampfes zwiſchen Wahrheit und Lüge, Gott und Satan, in dem er lebt und webt. Milder war er nicht geworden; von ſeinen Schriften gegen den Papſt iſt die letzte nicht allein die bitterſte, mit Schmähworten am meiſten angefüllte, ſondern auch in ſich ſelber heftigſte, feindſeligſte; man möchte ſagen, wenn ſo verſchiedenartige Dinge ſich vergleichen laſſen, ſie athme den Geiſt der alten Comödie, wo die

Abweichung von der Regel als das Weſen des Gegentheils betrachtet, in ihrer inneren Falſchheit ergriffen und in den Koth getreten wird. Für ihn freilich war die Zeit nicht da, der ergangenen Entwickelung nachzuforſchen, hiſtoriſche Gerechtigkeit auszuüben: die Gewalt die er bekämpfte, entfaltete eben alle ihre Macht, um die Lehre zu vertilgen, die er an das Licht gebracht. Bei alle ſeiner Heftigkeit aber, im Angeſicht der wachſenden Gefahr ſieht er doch dem Gange der Dinge ruhig entgegen: denn „wir ſitzen", ſagt er, „unter dem Schatten des göttlichen Wortes und ſpotten ihrer." „Betet," ruft er aus, „betet ohne Aufhören." Er glaubt an die Kraft des Gebetes, beſonders in der Gemeine, wo denn alle Perſönlichkeiten und Namen ſchwinden, nur noch die Chriſten da ſind, und Chriſtus ſelbſt unter ihnen, in ſeiner Gemeinſchaft mit dem Weltenlenker, mit dem ſieghaften Gott. Sehr merkwürdig in dieſer Combination der Dinge ſind die Predigten die er in Eisleben hielt. Gleich die erſte handelt von dem Glauben, der im Paradies ſeinen Urſprung genommen, von Enoch und Noah, allen heiligen Propheten fortgepflanzt endlich von Chriſtus und den Apoſteln gepredigt worden; dagegen aber habe ſich bald von Anfang der böſe Geiſt, der da in der Luft herrſcht, mit ſeinen Winden und Wellen erhoben, durch mächtige Reiche und Throne, die Jahrtauſende daher: er habe ſich jetzt aufs neue in ſeinem letzten Grimm und Zorn mit alle ſeinen Stürmen aufgemacht; aber der Mann der in dem Schiffe ſchlafe, werde zu ſeiner Zeit durch das Gebet der Gläubigen aufwachen, den Meeren und den Winden gebieten: der rechte und älteſte Glaube werde auch der letzte ſeyn bis ans Ende der Welt.

Er ſtarb indem er ſeine Freunde ermahnte, für Gott

und das Evangelium zu beten, denn der Papſt und das Concilium zürne mit ihnen.

Ich denke wohl, eine Zuſprache dieſer Stimme, welche die Autorität eines Propheten des alten Teſtamentes über das Volk und die Zeit beſaß, würde den jungen Herzog an den großen Zuſammenhang der Dinge erinnert, und auf der Seite, der er angehörte, zurückgehalten haben. Jetzt aber war ſie verſchollen.

Dagegen gab es andre Einwirkungen, die ihn nach der entgegengeſetzten Seite zogen.

Der damals einflußreichſte Rath des Herzog Moritz, Chriſtoph Carlowitz, ein Mitglied jener Luthern ſo verhaßten Georgſchen Partei im meißniſchen Adel, verſäumte keine Gelegenheit, um ſeinen neuen Herrn, wie einſt den alten, in Verbindung mit dem Kaiſer zu bringen.

Auf dem Reichstag von Worms hütete er ſich wohl, mit den Proteſtanten gemeinſchaftliche Sache zu machen. Er zeigt ſich ſehr zufrieden, durch die Seſſionsirrungen mit Baiern von perſönlicher Theilnahme an den Reichsverhandlungen befreit zu ſeyn. Er meldet ſeinem Herrn, auf dieſe Weiſe erwerbe er Glimpf, und ermahnt ihn, „das bevorſtehende Glück nicht in die Schanze zu ſchlagen.“

Im März 1546 finden wir Carlowitz bei dem Kaiſer in Maſtricht. Er meldet ſeinem Herrn, wie der Kaiſer nach Granvellas Verſicherung ihn lieber höher hinauf, als tiefer herab zu ſetzen gedenke. Er verſpricht mündlich anzuzeigen, wie das Vertrauen in dem er zum Kaiſer ſtehe, ſich nicht allein behaupten, ſondern mehren laſſe.[1]

1. Aus den Briefen vom 3ten und 27ſten März. Langenn p. 216.

Es war ganz in dem hiedurch begründeten Sinne, wenn nun Carlowitz, gegen Ende April 1546 aufs neue nach Regensburg abgeordnet, dort zunächſt ein Wort von engerem Verſtändniß fallen ließ. Mit Freuden ergriff dieß Granvella. Aber nicht umſonſt wollte ſich der ſächſiſche Hof dem kaiſerlichen anſchließen: in aller Form forderte er jetzt den Erbſchutz über die beiden Stifter. Wer hätte glauben ſollen, daß der Kaiſer in einem Augenblick wo er die alten Formen der Kirche und des Reiches mit den Waffen aufrecht zu erhalten beabſichtigte, eins der erſten Stifter des Reiches unter den Schutz, das heißt, dem Weſen nach, unter die Regierung nicht allein eines weltlichen, ſondern ſogar eines evangeliſchen Fürſten kommen laſſen würde? Allein ſo dringend waren die Umſtände, ſo entſcheidend der Vortheil, einen der Mächtigſten dieſer Partei herüberzuziehen, daß er den Antrag nicht von ſich wies. Nur meinte Granvella, ſchriftlich laſſe ſich die Sache nicht zu Ende bringen, es werde nöthig ſeyn daß der Herzog in Perſon erſcheine.

In der Nähe war auch die Zeit auf welche jene Verſammlung zur Ausſöhnung zwiſchen den Erbverbrüderten angeſetzt war. Jetzt mußte Moritz ſich entſcheiden.

Was lag alles daran, ob er dahin gehn würde oder nach Regensburg!

Einen Augenblick ſchwankte er wohl, jedoch hauptſächlich darum, weil er ſelbſt nicht meinte daß es dem Kaiſer mit jener Conceſſion Ernſt ſeyn könne: er erklärte, er müſſe erſt Sicherheit haben, er müſſe wiſſen, worauf er hinausreiten ſolle.

Granvella erwiederte, es werde ihn ſchon nicht gereuen,

wenn er komme, der Kaiſer werde ſich als Freund und Vater gegen ihn zeigen.

Hierauf ſäumte Moritz nicht länger. Er kündigte ſeinem Vetter die anberaumte Zuſammenkunft auf, er riß ſich los von ſeinem Blutsverwandten und der evangeliſchen Gemeinſchaft, der er, wie Luther einſt ſagte, nicht allein ſein Emporkommen, ſondern ſein Daſeyn verdankte, der er mit ſeiner religiöſen Geſinnung angehörte, und begab ſich nach Regensburg.

Wohl wahr, daß der Kaiſer in dieſem Augenblick nichts als weltliche Abſichten vorgab, Beſtrafung des Ungehorſams, eines angeblichen Landfriedensbruchs, Herſtellung der Autorität des Reiches: aber wir haben einen Brief von ihm, worin er ganz ausdrücklich ſagt, daß dieß alles nur ein Vorwand ſey, den ihm wohl nicht Jedermann glauben, der aber doch wohl dazu dienen werde die Gegner zu trennen:[1] ſein vornehmſtes Motiv ſey, den Ruin des Katholicismus zu verhüten, dem Proteſtantismus Einhalt zu thun.

Sollte das dem erfahrnen Carlowitz, dem mit natürlichem Scharfſinn begabten Herzog entgangen ſeyn? Man kann es nicht glauben.

Aber ſie ſahen auf der entgegengeſetzten Seite die Oberherrlichkeit über Magdeburg und Halberſtadt, die Churwürde, den endlichen Sieg über ihre nachbarlichen Widerſacher.

Am 23ſten Mai hätte Moritz zu der Tagſatzung mit ſeinem Vetter einkommen ſollen: am 24ſten langte er in Re-

1. Et combien que cette couverte et pretexte de guerre ne pourra du tout encourir que les dits envoyés ne pensent bien que ce soit pour cause de la religion, toutesfois sera ce occacasion de les separer. (L'empereur à la reine Marie 9 Juin 1546.)

gensburg an.[1] Seine Ankunft, die über ſeine Politik keinen Zweifel übrig ließ, trug zur Entſcheidung der Angelegenheit überhaupt bei.

In dieſen Tagen traf alles zuſammen, um den Kaiſer zu einem definitiven Entſchluß zu vermögen.

Der römiſche Hof erklärte ſich bereit, die 200000 Scudi, welche früher an einem dritten Ort hatten deponirt werden ſollen, unmittelbar zu des Kaiſers Handen zahlen zu laſſen; er gewährte ſo viele geiſtliche Conceſſionen in Spanien, daß der Kaiſer 800000 bis 1 Million Scudi davon zu ziehen gedachte.[2]

Wandte der römiſche Hof vielleicht auch noch andre Mittel an, um auf Granvella zu wirken? Wenigſtens finden wir ein Schreiben des Legaten am Concil, Santa Croce, worin er den Papſt erinnert, von den Inſtructionen welche er dem Cardinal Madrucci, der von Rom nach Regensburg gieng, mitgeben könne, beſtehe die beſte in einem Gnadengeſchenke für Granvella, würdig ſowohl des Gebers als des Empfängers: „Geld zur rechten Zeit wegwerfen, gereiche oft zum größten Gewinn.“

Auf Granvella machte ohnehin die Lage der Dinge in Deutſchland, wie ſie ſich in Regensburg entwickelte, großen Eindruck. Eben diejenigen Fürſten blieben aus, auf deren Erſcheinen alles angekommen wäre: Granvella hörte die Entſchuldigungen ihrer Räthe an, und nahm ſie hin, ohne zu antworten, aber man ſah ihm an wie empfindlich ſie ihm waren. Eine Erneuerung des Colloquiums ward von den

1. Tagebuch des Viglius. (Brüſſeler A.)
2. Schreiben des Kaiſers an Königin Maria 9 Juni. (Br. A.)

Proteſtanten ſchlechtweg von der Hand gewieſen. Schon fieng man an, die Geſetzlichkeit der gegen Cölln vorgekehrten Maaßregeln, als auf falſcher Vorausſetzung beruhend, zu bezweifeln; es leuchtete ein, daß ſo nicht weiter fortzukommen war.

Am 21ſten Mai langte der Cardinal von Trient mit ſeinem Bruder Hildebrand von Madrucci, dem Grafen Felix von Arco und vielen andern Edeln aus jener Verwandtſchaft, die einſt ſo vieles zum Ausbruch des Krieges in der Schweiz beigetragen, zu Regensburg an. Der Cardinal, der früher wider die Unternehmung geweſen, erklärte ſich jetzt mit Eifer dafür. Der Kaiſer ſagte, er finde ihn nicht von Eis, wie man geſagt, ſondern von Feuer.

In demſelben Moment liefen Briefe von Spanien ein (vom 8 Mai), in welchen der Prinz, ſpäter König Philipp II, und der Staatsrath von Spanien den Kaiſer ermahnten, keinen weiteren Verzug eintreten zu laſſen, eine ſo heilige und zugleich für die Behauptung ſeiner eigenen Würde und Macht ſo nothwendige Unternehmung zu beginnen; von Spanien könne er außer den in ſolchen Fällen gewöhnlichen Bewilligungen auch noch auf andre große Geldſummen rechnen. Der Beichtvater verſicherte, daß nichts einen größern Eindruck auf den Kaiſer gemacht habe.

So hatte einſt, in ganz andrer Lage der Welt, das Schreiben eines ſpaniſchen Königs, Ferdinand von Aragon, den Kaiſer Siegmund beſtimmt, von dem ſichern Geleit abzuſtehn, das er dem Johann Huß bewilligt.

„Ich habe darüber gedacht und wieder gedacht,“ ſchreibt Carl an ſeine Schweſter, „wohlgeſinnte und kundige Leute befragt, und über ihr Gutachten Berathung gepflogen, und

bin endlich zu dem Entſchluß gekommen den Krieg zu unternehmen."

Wenn wir recht unterrichtet ſind, ſprach er ſich darüber zuerſt am 24ſten Mai mit einiger Beſtimmtheit aus. Am 25ſten meldete der Nuntius mit Freuden nach Trient, jetzt könne das Concilium nicht nur auf glücklichen Fortgang, ſondern auch auf Vollſtreckung ſeiner Beſchlüſſe rechnen.

Eben die Angelegenheit des Conciliums behielt der Kaiſer vor allem im Geſichte: ehe er mit den proteſtantiſchen Fürſten abſchloß, brachte er ſie auf das ernſtlichſte zur Sprache.

Den Herzog Moritz ernannte er jetzt wirklich zum Conſervator, Executor und Beſchirmer der beiden Stifter Magdeburg und Halberſtadt, bewilligte ihm ein Proviſionsgeld und nahm ihn in Dienſt; dagegen forderte er aber ſeine Unterwerfung unter das Concilium. Er fügte hinzu, er zweifle nicht, die Verſammlung werde rechtſchaffen und chriſtlich verfahren: wenn nur Moritz ſeine Geſandten dahin ſchicke, ſo ſolle deren Anbringen gehört und erwogen werden.

Auch für Herzog Moritz war dieß der wichtigſte Punct. Er wußte wohl daß ſeine Unterthanen von den nach ſo vieler Drangſal erlangten reformatoriſchen Einrichtungen nicht wieder ablaſſen würden, und nur zögernd ließ er ſich zu einem Verſprechen bewegen.

Zuerſt brachte er ein nochmaliges Geſpräch in Vorſchlag: aber Granvella hielt das mehr für eine Ausflucht und wies es zurück.

Hierauf erbot ſich Herzog Moritz ſeine Abgeordneten auf das Concilium zu ſchicken, um ſich, wenn und worin es irgend möglich, mit demſelben zu vergleichen: ſollte es

aber unmöglich ſeyn, ſo müſſe er den Kaiſer bitten, mit ihm und ſeiner Landſchaft Geduld zu haben. Granvella wollte anfangs auch davon nichts hören: denn einem allgemeinen Concil ſey Jedermann, ohne Bedingung, Gehorſam ſchuldig: der Kaiſer müſſe wiſſen, ob der Herzog die Schlüſſe des Conciliums annehmen wolle oder nicht. Die ſächſiſchen Räthe beſtanden jedoch darauf, daß ihnen eine unbedingte Unterwerfung unmöglich ſey, hauptſächlich aus dem Grunde, weil den Unterthanen bei der Huldigung die Erhaltung ihres Glaubens zugeſagt worden. Hierauf trat Granvella einen Schritt näher: er wünſchte zu wiſſen, welches die Meinungen ſeyen, in denen die Unterthanen nicht nachgeben möchten. Am 5ten Juni gaben die ſächſiſchen Räthe eine Denkſchrift ein, lateiniſch und deutſch, in welcher ſie dieſe Puncte nahmhaft machten. Es waren die Lehre von der Rechtfertigung, der Gebrauch des Sacramentes und die Prieſterehe; ſollte es darin nicht zur Vergleichung kommen, ſo möge der Kaiſer ſo lange Geduld haben, bis ſich ſpäter vielleicht einmal dazu gelangen laſſe. Und gewiß war es etwas andres, einen allgemeinen und vieldeutigen, als einen ſo ganz beſtimmten Vorbehalt anzuerkennen: der in der lateiniſchen Kirche nicht ohne Beiſpiel war. Granvella zeigte ſich eingehender, als man hätte erwarten mögen: über die Juſtification, ſagte er, habe man ſich ja ſchon verglichen: mit Pfaffenehe und Communion ſolle es keine Noth haben. Auch über die mehr weltliche Seite dieſer Dinge verſtändigte man ſich. Granvella meinte, eine Verwendung der Kloſtergüter, wie man ſie in dem albertiniſchen Sachſen getroffen, zum Beſten von Schulen und Univerſitäten, werde der Kaiſer nicht anfechten.

Dagegen verſprach Herzog Moritz, die Capitel und Stifte weder in ihren Beſitzthümern zu beeinträchtigen, noch in ihren Cerimonien zu ſtören, auch die Schutzgerechtigkeit über Magdeburg und Halberſtadt nicht bis zur Beſchränkung der Wahlfreiheit auszudehnen. [1]

Ich finde nicht, daß man nun hierüber eine Abkunft in aller Form abgefaßt und etwa unterſchrieben habe: man begnügte ſich wenigſtens auf der ſächſiſchen Seite, die allgemeine Übereinſtimmung zu der man gelangt war, in einem Protocoll niederzulegen.

Markgraf Hans von Cüſtrin, perſönlich ein bei weitem eifrigerer Proteſtant als Herzog Moritz, ließ ſich am Ende auch mit einer mündlichen Verſicherung zufrieden ſtellen. König Ferdinand ſagte ihm im Namen des Kaiſers zu, er ſolle nicht allein bis zu dem Beſchluſſe des Conciliums bei ſeiner Religion erhalten werden, ſondern auch wenn er ſich mit demſelben nicht in allen Puncten einverſtanden erkläre, in deren drei oder vier ſich der kaiſerlichen Nachſicht erfreuen. Der Markgraf wünſchte dieß Verſprechen ſchriftlich zu haben; der König fragte ihn, wenn ihm der Kaiſer etwas bei ſeiner kaiſerlichen Hoheit verſpreche, ob das nicht eben ſo gut ſey, als wenn er ihm Brief und Siegel gebe? Sey doch damit auch Herzog Moritz zufrieden! Hierauf gab der Kaiſer ſeine Zuſage folgendergeſtalt. Der König wiederholte in des Kaiſers und des Markgrafen Gegenwart die mündlich abgeredeten Puncte, und verſicherte, der Kaiſer geneh-

1. Ein im Archiv zu Dresden befindliches, von Chriſtoph Türk aufgeſetztes Protocoll über dieſe Verhandlungen denke ich im Anhang mitzutheilen.

mige ſie. Hierauf reichte der Kaiſer dem Markgrafen die Hand und ſagte, was er verſpreche, das wolle er kaiſerlich und wohl halten. [1]

Überſchritt nun aber der Kaiſer damit nicht doch wieder die Schranken die ihm durch ſeine Übereinkunft mit dem Papſt gezogen waren? Gab er nicht doch die Autorität des Conciliums, die er zu begründen entſchloſſen ſchien, wieder auf, zwar nur in einigen Puncten, aber doch ſolchen die keineswegs die mindeſt-weſentlichen waren?

Wir wiſſen, ſein Sinn war, das Concilium, nach der Idee einer Reform die ihm vorſchwebte, zu leiten.

Nicht ohne die größte Mühe, aber endlich war es doch gelungen, in Trient den Beſchluß durchzuſetzen, daß in den Verhandlungen des Concils die Sache der Reform ſo gut wie die der Lehre vorgenommen werden ſollte.

Die deutſchen Fürſten wurden darauf aufmerkſam gemacht, wie auf dieſe Weiſe den obwaltenden Übelſtänden geſteuert werden könne; der Kaiſer vertraute daß er ſich auch

1. Wir entnehmen dieß aus der eigenen Erzählung des Markgrafen Hans. Die kaiſerlichen Räthe geben an: „Befinden ſo viel, das J. Kſ. Mt mit gewalt oder dem ſchwert widder ſr f. g. religion nichſt vornehmen wollten bis zur anſtellung eines chriſtlichen concilii, und mehreres wuſten J. Mt nicht, wie auch die ſchriften da behanden und ſr f. gn. konnten vorgeſtellet werden. Nu wer die kon. Mt dem Doctor (Seld) in die rede gefallen und geſagt: ich muß dennoch ſagen, ſo viell ich weiß, denn es iſt auch mehr angehangt worden, als nemlich, ob man ſich auff alle artikel auf dem concilio nicht vergleichen konnte, das man ſich dero in zween oder drei ungferlich, bis Gott ferner gnade verleihe, mit ſ. gn. gedulden ſolle." Wir ſehen, der Unterſchied zwiſchen dieſen Erzählungen iſt nicht groß. Man wird aber wohl nicht in Abrede ſtellen, daß ſie ſich Markgraf Hans genauer gemerkt haben wird; er blieb dabei, obiges verhalte ſich Wort für Wort ſo wie er angegeben.

in allen andern Fragen für die Nothwendigkeiten ſeiner Lage Gehör verſchaffen werde.

Zugleich dort einen für die Regeneration der alten Kirche maaßgebenden Einfluß auszuüben, und hier die Stände zur Anerkennung der Beſchlüſſe des Conciliums mit Güte oder mit Gewalt zu nöthigen, das war der Gedanke der ihn erfüllte.

Ein Gedanke, der die Idee des Kaiſerthums auf einer der alten verwandten religiöſen Grundlage noch einmal zu realiſiren verſprach, zugleich aber die glänzendſten Ausſichten für Befeſtigung und Erweiterung der Macht des kaiſerlichen Hauſes eröffnete. Schon in dieſem Moment, noch vor dem Kriege, hier in Regensburg, hat Carl V mit ſeinem Bruder darüber berathſchlagt, wir wiſſen es aus einem ſeiner Briefe, wie das Reich in ihrem Hauſe erblich gemacht werden könne.

Zweites Capitel.

Der ſchmalkaldiſche Krieg an der Donau.

Juni — November 1546.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieſer alles überlegenden, von fernher einleitenden, die Welt umfaſſenden Politik gegenüber Diejenigen zu betrachten auf deren Verderben ſie zielte. Sie hatten keine Ahndung davon, was vorgieng.

Der Krieg war ſchon beſchloſſen, als am 5ten Juni der Reichstag mit einer Propoſition eröffnet wurde, in der ſogar die Hülfe zu einem Unternehmen gegen die Türken, woran doch nicht mehr zu denken war, in Erinnerung kam: ſo ſehr ſuchte man noch in den gewohnten Formen zu bleiben. Der Churfürſt von Sachſen hatte wirklich kein Arg dabei. Auf die Meldung ſeiner Geſandten erörtert er ausführlich, weshalb die offenſive Hülfe nicht auf den gemeinen Pfennig bewilligt werden dürfe. Die Anweſenheit ſeines Vetters in Regensburg erregte ihm noch keine ernſtliche Beſorgniß: er meinte, Moritz werde ihm das Kloſter Dobrilugk zu entwinden ſuchen.[1]

1. Schreiben an Erasmus v. Mingkwitz Geſandten zum Reichstag (unter den Papieren die dem Kaiſer in die Hand fielen, und in

Ganz ſo ruhig war Landgraf Philipp mit nichten: er bemerkte wohl, daß die Dinge noch nie ſo ſorglich geſtanden; aber er gab doch noch der Vermuthung Raum, der Kaiſer könne es mit ſeinen Kriegsrüſtungen wohl auf Piemont oder von neuem gegen Algier abgeſehen haben.

Auch über die Religionsſache hatte ſich der Kaiſer in ſeiner Propoſition eben wie früher ausgedrückt, die Reichsſtände, als ſey noch nichts beſchloſſen, nochmals zu ihrem räthlichen Bedenken darin aufgefordert. Wohl nahmen nun die Berathungen eine entſchiednere Geſtalt an als bisher. Die Altgläubigen wollten dabei von keiner Theilnahme der Proteſtanten mehr hören: weder die Churfürſten — Mainz und Trier verließen ſogar die Churfürſtenſtube, — noch die Fürſten, die dazu von König Ferdinand beſonders angewieſen zu ſeyn erklärten. Es war dem Kaiſer erwünſcht, von den Ständen, die ſich als das Reich darſtellten, eine ganz unbedingte Heimſtellung der Religionsſache auf das Concilium zu erlangen. Die Proteſtanten ſchloſſen jedoch daraus auf nichts weiter, als auf eine Wiederkehr der alten Hartnäckigkeit, mit der ſie ſchon immer zu kämpfen gehabt. Sie glaubten der Sache genug zu thun, wenn auch ſie ihre frühere Stellung in aller Strenge wieder einnähmen. Sie verwarfen das tridentiniſche Concilium aus den oft vorgetragenen Gründen, und wiederholten den Vorſchlag eines Nationalconciliums: bis dahin, meinten ſie, möge man nur die Beſchlüſſe von 1544 feſthalten, ihnen ſelber und auch denen, welche noch

Brüſſel aufbewahrt werden). Herzog Moritz nehme ſich des Schutzes auf Dobrilugk mehr als zuvor an: Carlowitz habe wahrſcheinlich den Brief vom Kaiſer, auf den Moritz ſich erhoben, ſelber ausgebracht.

zu ihrer Confeſſion treten würden, ſichern Frieden zugeſtehn.[1] Mit treuherziger Befangenheit überreichten ſie dieſe Antwort dem Kaiſer am 13ten Juni.

Dem war das doch gleichſam zu viel. Schon waren die Oberſten die ihm den Krieg ausführen ſollten, in Pflicht genommen; den Landsknechten die man warb, wurden die verſchiedenen Muſterplätze bezeichnet, zu denen ſie ſich ſammeln ſollten; Italien war von Neapel bis an die Tyroler Alpen mit Rüſtungen erfüllt; ein drittes Heer war der Graf von Büren in den Niederlanden zuſammenzubringen beauftragt.[2] Es war ihm gegenwärtig, wie er überdieß die Proteſtanten von allem iſolirt, was ihnen jemals zu Statten gekommen, ja ſie ſchon in ſich ſelbſt entzweit hatte. Dennoch kamen ſie ihm mit den Anmuthungen wieder, die einſt nur unter den größten Gefahren bewilligt worden. Als er ihre Antwort vernahm, verlor er einen Augenblick das Gleichgewicht der Stimmung und die vornehme Ruhe die er ſonſt immer behauptete: er lachte.

Dieß ungewohnte Bezeigen kaiſerlicher Majeſtät war im Grunde das Erſte, was den Churfürſten von Sachſen auf die Gefahr aufmerkſam machte, in der er ſich befand.[3]

1. Kurzer Bericht aller ergangenen Handlung auf dem Reichstag zu Regensburg bei Hortleder II, III, 2 241; jedoch ſo ſummariſch daß man die Sache nicht einſieht; ausführlicher in den Frankfurter Acten.

2. Nach einem Tagebuch im Br. A. waren dieſe Commiſſionen am 8 Juni gegeben worden.

3. Schreiben des Churfürſten an ſeine Räthe 21 Juni: „das kſ. M., als J. Mt von den Stånden dieſes Teils berürte Antwort überreicht worden, ſich mit Lachen wider S. Mt erzeigt, das hatt bei uns ein Nachdenken.“

Endlich fragten die proteſtantiſchen Geſandten doch nach, wohinaus die Rüſtungen des Kaiſers gemeint ſeyen, die nun vor Jedermanns Augen vollzogen wurden. Er antwortete, nach wie vor denke er auf Vergleichung zwiſchen den Ständen: wer ihm darin folge der ſolle ſeinen allergnädigſten Willen ſpüren; ſollte ihm aber Jemand den Gehorſam verweigern, gegen den werde er ſein Anſehen brauchen. Der ganze Hof ſprach von der Züchtigung der ungehorſamen Fürſten.

Dem Landgrafen und dem Churfürſten ſchien es kaum glaublich daß man ſie als Ungehorſame bezeichnen könne: wenn jemals von irgend einem Fürſten des Reiches, ſo ſey von ihnen unterthäniger Wille bewieſen worden. Wirklich mußte Friedrich von der Pfalz noch einmal bei dem Kaiſer anfragen, wer denn die ungehorſamen Fürſten ſeyen. Er antwortete, es ſeyen Die, welche unter dem Scheine der Religion gegen ihn Practiken treiben, die Rechtspflege des Reiches nicht leiden wollen, geiſtliche Güter einziehen und ſie zu ihren Eigenliebigkeiten mißbrauchen. Schon war ohnehin kein Zweifel mehr.[1] Schon hörte man die Spanier ſagen, der Kaiſer werde die Zähne zeigen und Einen beißen; es ſey um ein paar Meilen in den böhmiſchen Wäldern zu thun, ſo könne man auf ebener Straße nach Sachſen gelangen.

Die beiden Fürſten mußten ſich zur Vertheidigung rüſten; die Zeit war gekommen, wo ihr Bündniß ſeine Probe beſtehn ſollte.

An dem ſchmalkaldiſchen Bunde hatten ſich nun aber

1. Die ACB. hatten vorgeſchlagen, daß der Kaiſer im Namen des Reiches gebeten werden ſolle, er möge Niemand wider Recht, aufgerichtete Verträge und Zuſagen überziehen. Die Übrigen wollten aber nur bitten: er ſolle Niemand überziehen ohne Recht.

beſonders in den letzten Jahren nicht geringe Mängel herausgeſtellt.

Vor allem fehlte viel, daß er ſämmtliche evangeliſche Stände vereinigt hätte: Churfürſt Joachim z. B. hatte die Beſtätigung ſeiner Kirchenordnung mit dem Verſprechen erworben, den Bund zu vermeiden. Andere wollten die Verpflichtungen deſſelben nicht auf ſich nehmen: wie Herzog Moritz alle die Jahre daher. Der König von Dänemark hielt ſich entfernt, weil man ihm im J. 1544 nicht die Hülfe geleiſtet, auf die er Anſpruch machte. Markgraf Hans von Cüſtrin ſonderte ſich aus Rückſicht auf ſeinen Schwiegervater von Braunſchweig ab. Unter den Städten hielt Nürnberg von Anfang an immer ſeine eigenthümliche politiſche Stellung feſt; das Nemliche war mit Regensburg, Rothenburg, Schweinfurt, Dünkelſpiel, Nördlingen der Fall.

Aber auch unter Denen, die dem Bunde beigetreten, zeigte ſich mancherlei Mißverſtändniß. Die oberländiſchen Stände waren mißvergnügt, daß ihnen die braunſchweigiſche Sache, die ſie wenig angehe, doch ſo viel gekoſtet; die niederſächſiſchen beklagten ſich, daß man alle Verſammlungen im Oberland anſetze, und drohten wohl, in Zukunft bei ſolchen nicht zu erſcheinen. Die Fürſten mit ihren mancherlei Rechtsanſprüchen empfanden es als einen Übelſtand, daß ein Bund, der alle ihre Kräfte in Anſpruch nahm, ſie doch gerade in Fragen verließ, an denen ihrer Politik das Meiſte lag: z. B. den Landgrafen in der naſſauiſchen Sache. Aber auch Johann Friedrich beſchwerte ſich, daß man die Einrichtungen die er mit dem Biſthum Naumburg vorgenommen, nicht auch von Bundes wegen als eine Religionsſache anerkennen

wolle: — nur daher, meinte er, ſchöpfe Julius Pflug den Muth ihm zu widerſtehen, bei dem kaiſerlichen Hof Mandate gegen ihn auszubringen. Eine ähnliche Bedenklichkeit verhinderte noch den förmlichen Beitritt des Churfürſten von der Pfalz: der Bund wollte ſich nicht geradezu gegen die Anſprüche Baierns auf die Churwürde erklären. Dagegen klagten die Städte, von den Fürſten werde noch zu viel Rückſicht auf anderweite Verhältniſſe genommen. Sie wünſchten die Aufſtellung eines Bundesrathes der immer beiſammen bleibe, und zwar zu dem doppelten Zweck, die Streitigkeiten der Mitglieder zum Austrag zu bringen und die gemeinſchaftlichen Geſchäfte zu verwalten. Die vornehmſte Veränderung, die hiebei in Antrag kam, beſtand darin, daß dieſe Räthe durch einen Eid ſich verpflichten ſollten, nur das allgemeine Beſte der Vereinigung vor Augen zu haben. Sie wären damit, wie einſt im Reichsregiment, wie im ſchwäbiſchen Bund, der beſondern Pflicht gegen ihre Mandatare gewiſſermaßen entledigt worden. Es war die Abſicht, das Verhältniß der Stimmen nach dem Maaße der Geldbeiträge, die ein Jeder leiſte, feſtzuſetzen. Genug nach keiner Seite genügte das einfache Bündniß mehr. Eine feſte Vereinigung und bleibende Inſtitute fand man nöthig. Alsdann, meinte man, wenn erſt dieſſeit Ordnung gemacht worden, werde Jedermann ſich anſchließen.[1]

Dieſe Dinge beſchäftigten nun um ſo mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit, da der Bund zu Ende gieng und überhaupt erneuert werden mußte. Unaufhörlich ward darüber berathſchlagt: im Dezember 1545 zu Frankfurt a. M., im

1. Die Verhandlungen in den Arch. zu Frankfurt u. zu Weimar.

April 1546 zu Worms, im Mai und Juni dieſes Jahres zu Regensburg. Noch war man jedoch mit nichts zu Stande gekommen: jener Bundesrath war weder angenommen noch verworfen; eine Veränderung in den Anſchlägen, Aufbringung eines Bundeskriegsraths, Umgeſtaltung der Hauptmannſchaften zwar in Vorſchlag, aber noch nicht beſchloſſen: und wie es bei Verhandlungen dieſer Art geſchieht, jedes Intereſſe regte ſich: als plötzlich die Stunde der Gefahr eintrat. Die Gegner zählten bereits auf die ausgebrochene Uneinigkeit: die Erklärungen des Kaiſers, die den meiſten der einzelnen Stände noch durch beſondere Botſchafter mitgetheilt wurden, waren darauf berechnet den Bund vollends zu zerſprengen.[1] Bundesverhältniſſe darf man aber wohl niemals nach den kleinen Irrungen beurtheilen, die dabei unvermeidlich ſind; wenn nur die innern Momente ſich noch geſund und kräftig erweiſen. Der ſchmalkaldiſche Bund zeigte ſich beſſer begründet, als man hätte meinen ſollen. „Gottlob,“ ſchreiben die ſächſiſchen Geſandten am Reichstag ihrem Herrn, „wir finden allhie bei den Ständen kein Verzagen. Sie ſind getroſt bei der Sache.“ So ſehr fehlte es den Städten doch nicht an politiſcher Einſicht, daß ſie hätten überredet werden können, der Kaiſer wolle allein den beiden Fürſten zu Leibe, und werde ſie in dem gegenwärtigen Zuſtand laſſen.

1. Nach dem Bericht der ſächſiſchen Räthe (Dienſtag nach Viti, im weim. A.) eröffnete Granvella den Abgeordneten von Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Ulm: des Kaiſers Vorhaben ſey nicht wider ſie gerichtet, wie er ihnen auch noch niemals beſchwerlich gefallen: es gehe nur wider die Fürſten, Sr Maj. Rebellen, welche das Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen, Stifte und Klöſter eingenommen, andre Fürſten verjagt. Dieſelben Verſicherungen enthält das Ausſchreiben vom 17 Juni.

Sie wußten ſehr wohl, daß die Unterwerfung unter das Concilium die er forderte, mit dem Prinzip das ſie bisher vertheidigt, nicht zu vereinigen, unter dieſer Bedingung nichts von allem worin ſie lebten und webten, ſeines Beſtehens ſicher war. Die Stadt Augsburg, von der man am erſten Abfall erwartete, weil ſo viel einflußreiche Einwohner durch Wechſelgeſchäfte an den Hof gebunden waren, übernahm es gerade, das von dem Kaiſer angeſchuldigte Verfahren der beiden Fürſten in ausführlicher Antwort zu rechtfertigen. Die Straßburger erwiederten dem kaiſerlichen Geſandten, was von den Fürſten geſchehen, deſſen ſeyen ſie eben ſo gut ſchuldig. Herzog Ulrich von Würtenberg erklärte dem Geſandten, der auch an ihn kam, er werde bei der erkannten Wahrheit bleiben und ohne Zittern dulden was Gott über ihn verhänge. So waren ſie alle geſinnt: ſämmtliche Bundesgeſandte verſprachen einander mit aufgehobenen Händen, Leib und Gut für Freiheit und Religion zu wagen, und alles eilte zu den Waffen.

In Ichtershauſen kamen die beiden Oberhauptleute des Bundes, Johann Friedrich und Philipp, zuſammen. Noch konnte man nicht wiſſen, ob der Kaiſer zunächſt die oberländiſchen Stände, oder vielleicht von Böhmen her Sachſen angreifen würde, und die Frage entſtand, ob man nicht am beſten thue, ſeinen Angriff abzuwarten; aber die beiden Fürſten zogen in Betracht, wenn jeder für ſich bleiben, nur auf das Seine ſehen wolle, ſo werde einer nach dem andern zu Grunde gehn, und beſchloſſen, ſich dem Kaiſer mit gemeinſchaftlicher Anſtrengung da entgegenzuſtellen wohin er ſeinen Angriff richten werde, ein jeder mit Hintanſetzung des eignen Landes. Schon vor vier Jahren, bei Gelegenheit der

erſten Unternehmung nach Braunſchweig, hatten ſie eine Verabredung getroffen, den Oberbefehl gemeinſchaftlich zu führen, dergeſtalt, daß weder der eine noch der andre etwas für ſich anordnen, im Fall einer Meinungsverſchiedenheit aber die Entſcheidung den Kriegsräthen zuſtehn ſolle. Dieſe Verabredung erneuerten ſie jetzt.[1] Schon am 20ſten Juli dachten ſie ſich jenſeit des Thüringer Waldes zu vereinigen, mit 16000 M. z. F. und 5000 M. Reiterei. Namentlich auf die letztere kam es an, da man in dem obern Deutſchland daran Mangel hatte. Dem Landgrafen gelang es, denn von jeher hatte er ſein Augenmerk darauf gerichtet, in kurzem 10 Geſchwader zuſammenzubringen, faſt durchaus fremdes und geübtes Kriegsvolk. Der Churfürſt mußte ſich, wiewohl ungern und nicht ohne widerwärtige Folgen, mit ſeinen eignen Landſaſſen begnügen.

Indeſſen leiteten die Kriegsräthe von Würtenberg, Augsburg, Ulm und Conſtanz die Rüſtungen im Oberlande. Würtenberg allein brachte 28 Fähnlein und 600 M. z. Pf. auf; auch jeder andre Stand that ſein Beſtes. Binnen 8 Tagen waren 12000 M. im Feld, über welche ein alter kriegsgeübter Oberſt, der noch unter Kaiſer Maximilian gedient und bei der Eroberung von Rom geweſen, Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, den Oberbefehl übernahm.

Hülfe von außen konnten die Proteſtanten auf keiner Seite erwarten: aber ſie hatten den Vortheil, daß ſie zuerſt gerüſtet waren. cf. S. 410. oben

1. Abſchied bei Hortleder II, III, VI, 259. Der Eiſenacher Abſchied iſt darin beſtätigt, „ausgenommen die Articul die ſich auf das braunſchweigiſche Land und nicht auf dieſen jetzigen Zug hinauswärts ſchicketen.“

Darauf kam nun alles an, ob ſie denſelben zu benutzen verſtehn würden.

Noch waren die kaiſerlichen Haufen keineswegs ſchlagfertig. Hildebrand von Madrucci war noch zu Neſſelwang, der Marcheſe von Marignan zu Füßen beſchäftigt Leute zuſammenzubringen, was etwas langſamer von Statten gieng als ſie geglaubt hatten: keinen beſſern Plan konnte es geben als dieſe Verſammlungen zu zerſtreuen. Und auf der Stelle machten ſich die ulmiſch-augsburgiſchen Fähnlein unter der Anführung Schärtlins dahin auf. Natürlich aber ſahen ſich auch Jene vor: als Schärtlin in ihrer Nähe bei Füßen anlangte, in der erſten Tagesfrühe des 9ten Juli, waren auch ſie bereits aufgebrochen und zogen vor ſeinen Augen am andern Ufer des Fluſſes von dannen. Schärtlin begrüßte ſie mit ein paar Falconetſchüſſen; er zweifelte nicht, wenn er ſie verfolge, werde er ſie ohne Mühe zerſprengen und den größten Theil zu ſich herüberziehen: dann hätte ihm der Weg nach Regensburg offen geſtanden, wo der Kaiſer nur noch geringe Mannſchaften, ein paar hundert Mann z. F., ein paar hundert Mann z. R. um ſich hatte, mitten unter einer proteſtantiſchen gährenden Bevölkerung. Da aber zeigte ſich zuerſt, wie geſchickt es von ihm geweſen, nicht ſowohl daß er Baiern zu gewinnen gewußt, ſondern noch vielmehr daß er dieſen Bund verborgen hielt. Herzog Wilhelm ließ die Kriegsräthe wiſſen, wenn Schärtlin das baieriſche Gebiet betrete, ſo werde er ihr Feind werden, er, der jetzt ihr günſtiger Nachbar ſey.[1] Noch immer waren die Proteſtanten

1. Schreiben Schärtlins vom 9ten Juli im weim. A. Bericht des Kriegsmanns bei Mencken III, p. 1395. Schärtlins gedruckter Bericht p. 88.

weit davon entfernt, den Umfang der gegen ſie vereinigten Feindſeligkeiten zu kennen; die Kriegsräthe fürchteten durch Rückſichtsloſigkeit zu bewirken was doch ſchon geſchehen war, und wieſen Schärtlin an, um Gottes Willen das baieriſche Gebiet nicht zu betreten. In guter Ruhe konnten nun die beiden Kriegshaufen ihre Ordnungen vollenden und den Weg nach dem kaiſerlichen Hauptquartier einſchlagen.

Auf dieſer Seite zu ſeinem Verdruß zurückgehalten, faßte Schärtlin nach einer andern hin einen nicht minder weitausſehenden Plan.

Er hatte Füßen beſetzt, wo man ihm Huldigung geleiſtet haben würde,[1] wenn er nur beauftragt geweſen wäre ſie anzunehmen; noch in derſelben Nacht ließ er durch ſeinen Locotenenten Schankwitz einen Verſuch auf die nicht weit entfernte Clauſe machen, der auf das beſte gelang. Schankwitz griff eben noch zur rechten Stunde an, als anderthalbhundert Schützen zwar zur Vertheidigung bereits eingerückt waren, aber ermüdet im erſten Schlafe lagen: durch den plötzlichen Lärm aufgeſchreckt wußten ſie kaum ihre Waffen zu finden, und wurden ohne viel Anſtrengung beſiegt.

Triumphirend berichtete Schärtlin den Ständen, daß er dieſen wichtigen Platz zu ihren Handen gebracht, daß ihm der erſte Schlag gelungen ſey.

Sein Gedanke war nun, durch Tyrol, wo er wenig Widerſtand zu erwarten hatte, — eine Aufforderung der Regierung dazu war ſo gut wie ohne Erfolg geblieben: aus 40 Gerichten ſollen ſich nur 18 Mann gemeldet haben,[2] —

1. Schärtlin: „alle Unterthanen liefen mir nach, wollten gern Huldigung thun.“

2. Avila behauptet, Caſtelalt habe Schärtlin zum Rückzug ge-

vorwärts zu rücken: vielleicht Trient heimzuſuchen um das Concilium auseinanderzujagen: auf jeden Fall aber an den Grenzen von Deutſchland die Truppen abzuwehren die aus Italien dem Kaiſer zuzogen, die Straßen nach Baiern ſo gut zu ſchließen wie die nach Schwaben. Auch dieß wäre noch ein großer Erfolg geweſen, der den Proteſtanten die Überlegenheit im Felde geſichert hätte.

Allein auch dem ſetzte ſich die Bedenklichkeit der Kriegsräthe entgegen. Hinter der Vieldeutigkeit der Rede, mit der man die Verhältniſſe umkleidete, konnten ſie das wahre Weſen derſelben noch immer nicht erkennen. Wer ſollte es glauben? Sie zweifelten noch, ob König Ferdinand ſich für ſeinen Bruder, den Kaiſer, erklären würde. Um ihn nicht zum Feinde zu bekommen, verboten ſie ihrem Oberſten alles weitere Vorrücken. Er mußte ſeine Truppen von Lermoos, wohin ſie vorgegangen, wieder abrufen, ſich mit Zuſagen begnügen, von denen ſich wohl vorausſehen ließ daß ſie nicht würden gehalten werden, und den Rückweg nach Augsburg einſchlagen.

Ein Kriegsgefährte vergleicht die Stimmung Schärtlins in dieſem Augenblick mit der Stimmung Hannibals, als er von ſeiner Vaterſtadt aus Italien abberufen ward.

Hiedurch geſchah nun aber, daß der Kaiſer nicht allein ſelbſt ungefährdet blieb, ſondern alle ſeine Vorbereitungen ſich ohne Hinderniß entwickelten.

Während die Verbündeten in Tyrol vordrangen, ließ

nöthigt, vielleicht weil er ſich dieſen nicht anders erklären konnte, aber ohne Zweifel fälſchlich: Schärtlin ſagt ausdrücklich: „ich fand auch keinen Widerſtand in Tyrol." p. 90.

er zu Regensburg in aller Ruhe und mit den gewohnten Feſtlichkeiten die Vermählung zweier ſeiner Nichten mit dem Erbfolger in Baiern und dem Herzog von Cleve vollziehen. Noch war die ganze Geſellſchaft beiſammen, als er, am 20ſten Juli, mit der Achtserklärung gegen Johann Friedrich und Philipp hervortrat. Wir brauchen hier nicht die Gründe zu erörtern, mit denen er ſie rechtfertigte. Er führte noch die packiſchen Händel, die würtenbergiſche, die braunſchweigiſche Sache an, über die er ſich doch ſchon längſt mit den beiden Bundeshäuptern verſtändigt. Auch hatte er der Acht nicht, wie er durch ſeine Capitulation verpflichtet geweſen wäre, Urtheil und Recht vorhergehn laſſen: ſie kann nur als ein Act der Politik betrachtet werden. Da nun einmal das Schwert gezogen wurde, mochte es ihm an der Zeit ſcheinen, das ganze Gewicht ſeiner kaiſerlichen Autorität einzuſetzen. Die beiden Vorkämpfer der Feinde wurden als pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrühreriſche Verletzer kaiſerlicher Majeſtät von des h. Reichs Frieden ausgeſchloſſen; alle Stände des Reiches, geiſtliche und weltliche, alle Herren, Ritter, Knechte, Hauptleute, bei Verluſt ihrer Regalien und Freiheiten, aufgefordert, ſich von ihnen abzuſondern, ihre Unterthanen von der Erbhuldigung und den Pflichten die ſie ihnen geleiſtet, losgezählt.

An dem Tage, von welchem dieſe Achtserklärung datirt iſt, erſchienen die erſten Truppen in Regensburg die dem Kaiſer zuzogen: es waren zwölf Fähnlein Spanier, die bisher in Ungarn gedient, und 500 Reiter, die Markgraf Albrecht und der Deutſchmeiſter in Niederdeutſchland geworben und durch Böhmen herbeiführten. Überhaupt gab die Nähe der öſtreichiſchen Gebiete für die Unternehmungen des Kai-

ſers einen trefflichen Rückhalt. Von Wien fuhr Geſchütz und Munition die Donau herauf, ohne alle Bedeckung, als wäre man mitten im Frieden: ein ſchwaches Streifcorps hätte ſich deſſelben bemächtigen können. Anfang Auguſt fühlte ſich der Kaiſer ſtark genug um Regensburg ohne Beſorgniß zu verlaſſen; zunächſt vereinigte er ſich mit den drei deutſchen Regimentern, welche Madrucci, Marignano und Georg von Regensburg aufgebracht; dann gieng er den Truppen entgegen die von Italien her in Anzug waren. Wie in den alten Zeiten der ſaliſchen oder hohenſtaufiſchen Kaiſer waren die italieniſchen und deutſchen Kräfte in einen einzigen Krieg verwickelt. Nur zog dieß Mal kein Kaiſer nach dem Süden, um einen Papſt zur Anerkennung ſeiner Macht zu nöthigen; ſondern umgekehrt, ſüdeuropäiſche, großentheils päpſtliche Schaaren, was ſeit vielen Jahrhunderten nicht geſchehen, zogen nach Norden gewendet über die Alpen, um die Abtrünnigen des Papſtes, die auch dem Kaiſer widerwärtig geworden, im Bunde mit ihm zu unterwerfen. Zuerſt langten die neapolitaniſchen Truppen, von Apulien nach Trieſt übergefahren, auf deutſchem Boden an. Dann erſchienen die päpſtlichen Völker mit den Mannſchaften der Herzöge von Florenz und Ferrara in den Alpen. Was auch die Tyroler Regierung zugeſagt haben mochte, ungehindert zogen ſie die gerade Straße von Insbruck und Kufſtein daher. Bei Landshut, 12 Auguſt, geſchah die Vereinigung. In dem Glanze eines Gonfaloniere der Kirche ſtellte ſich Aleſſandro Farneſe ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer, dar, der ihm das goldne Vließ mit eigner Hand um den Hals hängte.[1] Auch ohne

1. Godoi Commentarii della guerra d'Alemagna, überſetzt bei Hortleder II, 1621.

die niederländiſchen Haufen, die noch jenſeit des Rheines herangezogen, hatte der Kaiſer nunmehr 34000 M. z. F., 5000 M. z. Pf. beiſammen, wenn nicht das zahlreichſte, doch vielleicht das am beſten organiſirte Heer das er jemals im Feld gehabt. Seiner Wahlcapitulation, welche ihm verbot fremde Truppen ins Reich zu führen, zum Trotz hatte er ſein Fußvolk mehr als zur Hälfte aus Ausländern zuſammengeſetzt: man zählte 10000 Italiener, 8000 Spanier im Heer. Fürs Erſte nahm er ſeinen Weg nach Regensburg zurück, wo er ſein Geſchütz gelaſſen, und das in dieſem Augenblick von den Verbündeten bedroht ward.

Denn indeß waren nun auch der Churfürſt und der Landgraf mit den Mannſchaften die ſie aufgeboten und geworben, von Thüringen daher gezogen; ihre urſprüngliche Abſicht, ſich der fränkiſchen Bisthümer zu bemeiſtern, hatten ſie, von den Oberländern täglich zu eilender Hülfleiſtung angemahnt, nur zur Hälfte ausführen können und ſich mit dem Verſprechen der Biſchöfe, ihre Feinde nicht ſeyn zu wollen, begnügen müſſen; Anfang Auguſt hatten ſie ſich zu Donauwerth mit dem würtenbergiſchen ſowohl wie mit dem ſtädtiſchen Haufen vereinigt und eine Maſſe von 35000 M. z. F., 6000 M. z. Pf. gebildet. Was ihnen für ihre ganze Stellung in dieſem Augenblick beſonders zu Statten kam, das waren die Erklärungen des römiſchen Hofes, die ihnen in die Hände fielen: z. B. ein Ausſchreiben an die katholiſchen Stände der Schweiz,[1] welches ausdrücklich dahin lautete, daß die Widerſetzlichkeit der verſtockten Leute in Deutſch-

1. Wahrhaftiger Abdruck bei Hortleder II, III, 12, 296. Bei Rainaldus finden ſich ähnliche Schreiben nach Frankreich, nach Polen.

land gegen das Concilium ihn, den Papſt, veranlaßt habe das Schwert zu ziehen: auch der fromme Kaiſer habe ſich entſchloſſen, die Verbrechung die an dem chriſtlichen Glauben geſchehen, mit gewappneter Hand zu beſtrafen; ferner der Vertrag des Papſtes mit dem Kaiſer, deſſen wir gedacht; endlich ein Ablaßverſprechen für alle Die welche auf eine beſtimmte Weiſe und Zeit um die Ausrottung der Ketzereien beten würden: nachdem der Kaiſer ſich entſchloſſen das Schwert gegen die Feinde Gottes zu zücken. In Briefen aus Trient war zu leſen: Die, welche ſich aus Petrus nichts mehr machen, werde Paulus züchtigen und zwar mit dem Arme des Kaiſers; es ſey wie ein Kreuzzug anzuſehen. [1] Dadurch ward nun jeder Zweifel, ob man auch berechtigt ſey dem Kaiſer Widerſtand zu leiſten, vollends gehoben: man ſah denſelben, wie einſt Luther, nicht mehr als Reichsoberhaupt, ſondern als einen Gehülfen, einen Beamten des Papſtes an, „der ein Volk heranführe das von chriſtlicher Lehre nichts wiſſe und nach deutſchem Blute dürſte.“ In fliegenden Blättern wird der Kaiſer als ein Hercules bezeichnet, der zu den Füßen der babyloniſchen Omphale ſitze und dieſelben küſſe; als eine Parodie des Aeneas, der ſich aufgemacht die Götzen aus Holz und Stein zu vertheidigen. Einem Dichter erſcheinen die Helden deutſcher Nation aus fernſten und nächſten Zeiten: Arminius, Friedrich Rothbart, Georg Frundsberg, denen er klagt, daß Der, welchen die Deutſchen ſich freiwillig zum Kaiſer geſetzt, den ſie mit ihrem Beiſtand groß gemacht, jetzt Deutſchland von ſeiner Freiheit bringen wolle; die Helden urtheilen: weil der Kaiſer ſich

1. Lettera di Gismondo Phedro da Trento. (Inf. Politt.)

zu dem wälſchen Papſt geſchlagen, ſey die Nation frei von ihm. Oder vor dem Kaiſer der auf ſeinem Throne mit ſeinen Vertrauten Rath pflegt, ſtellt ſich Frau Germania dar, in ehrſamer Haltung, ſchwarzem Gewand, und macht ihm Vorwürfe, daß nun auch er ſich zu den Päpſten ſchlage, von denen doch die alten Kaiſer ſo oft betrogen worden: daran erkenne ſie ſein heuchleriſch-falſches Herz: aber „haſt du Kriegsleute," fährt ſie fort, „ich habe ſie auch: Gott im Himmel, den du nicht haſt, den habe ich." Eben dieß war nun die Geſinnung der Fürſten und aller Verbündeten. Johann Friedrich und Philipp widerlegten ausführlich die Anklage des Ungehorſams, die in der Achtserklärung gegen ſie erhoben worden: denn über alle Puncte ſeyen ſie mit ihm in den Jahren 1541 und 1544 vertragen. Die Beſchuldigung daß ſie dem Reiche Stifte und Städte entzogen, weiſen ſie als unbegründet zurück; vielmehr habe der Kaiſer Stifte des Reiches eingezogen, wie Utrecht, und ſich wohl gegen die Freiheit einer Stadt wie Nürnberg ſehr anzüglich vernehmen laſſen. Sein Bund mit dem Papſt aber zeige, daß er mit demſelben übereingekommen das Wort Gottes zu dämpfen und die Bekenner deſſelben auszurotten. Schon ſeit fünf und zwanzig Jahren habe er dieß im Sinn gehabt, wie ſein Wormſer Edict beweiſe, und ſchreite nun endlich zur Ausführung. Aber eben darum ſey man berechtigt ihm zu widerſtehn. Er habe die verbrieften und beſchwornen Bedingungen, unter denen man ihm Gehorſam ſchuldig, ſelbſt gebrochen: er könne nicht mehr als der Kaiſer, als Obrigkeit angeſehen werden, ſondern als Einer der Tyrannei ausübe, mehr auf des böſen Geiſtes Getrieb als nach

Gottes Ordnung. Das italieniſche Kriegsvolk das ihm zugezogen, verglichen ſie wohl mit dem Heere des Quinctilius Varus; eben ſo aber werde es ihm gehn, wie es dem gegangen durch den ſächſiſchen Fürſten Arminius.[1] Nicht als hätten ſie ſich die Überlegenheit ihres Feindes verborgen. Die Gebete die man in den Kirchen hielt, athmen das Gefühl der Gefahr „vor der Feinde Rath und Macht, vor den fremden mörderiſchen Nationen, die ihre Unzucht ausüben und ihre Abgötterei beſtätigen wollen.“ Aber eben darum hofft man auch auf den Gott der ſein Volk im rothen Meer erhalten hat: er wird die Seinen auch gegen dieſen neuen Antiochus vertheidigen. Hie und da werden alle Tage um zwölf die großen Glocken angezogen, dann treten die Hausväter mit Weib und Kind und ihrem Geſinde zuſammen, um die Erhaltung nicht allein des reinen Wortes, ſondern auch der deutſchen Zucht und Ehrbarkeit zu beten; der Arbeiter der auf offenem Platz an ſeiner Arbeit iſt, tritt davon zurück und fällt einen Augenblick auf die Knie. Denn der Grund des Krieges iſt, wie die magdeburgiſchen Prediger ſagen, zuletzt nur des Teufels unabläßiges Wüthen wider Chriſtum und ſeine Kirche. „Dort zu Rom auf ſeinem Stuhl ſitzt das Kind des Verderbens, der Menſch der Sünde, und hat ſeine Freude daran, daß die Deutſchen (um ſeinetwillen) gegen einander in Waffen ſind und ihr eigenes Blut vergießen.“

Die Sache wäre wohl entſchieden geweſen, wenn der Tiefe und Macht dieſer Antriebe auch die Kriegführung und allgemeine Haltung der Proteſtanten entſprochen hätte.

1. Gloſſirte Zeitung aus Welſchland bei Hortleder II, III, 13.

Aber einmal: die Dinge der Welt ſtanden nicht ganz wie ſie meinten; ſo war das Verhältniß des Papſtes nicht, wie ſie es faßten; man betrügt ſich mit dem idealen Inhalt der Gegenſätze, ſo wie man ihn auf das unmittelbar Vorliegende anwendet. So gefährlich ohne allen Zweifel das Vorhaben des Kaiſers für ſie war, ſo lag doch der Character den ſie ihm zuſchrieben keineswegs für Jedermann zu Tage. So lange Fürſten von ſo unzweifelhaft evangeliſcher Geſinnung wie Markgraf Hans von Cüſtrin, der ſogar ſeinen Prediger mit ſich hatte, in dem kaiſerlichen Lager dienten, mußte die öffentliche Meinung ſchwanken.

Und ferner: ſobald ſie einmal die Waffen gegen den Kaiſer erhoben, war nicht allein von der Religion und ihrer Erneuerung, ſondern von der Zukunft des Reiches überhaupt die Rede. Der Grund des Krieges war: die Vertheidigung der mit ſo viel guter Befugniß unternommenen Religionsveränderung: der nächſte Zweck die Ausführung der ſpeieriſchen Beſchlüſſe von 1544, die Sicherheit der Religion vor Concilium und Kammergericht. Allein ſchon waren ſie ſelber hiebei nicht ſtehn geblieben: ſie erkannten den Kaiſer in dieſem Augenblick nicht mehr an: wie nun, wenn es ihnen gelang ihn zu beſiegen, zu verjagen? Welche Form wollten ſie dann dem Reiche geben? Niemand hätte es ſagen können; ſie ſelber hatten keine Entwürfe darüber. Es gereicht den Proteſtanten moraliſch zur Ehre, daß es ſo war: — ihre Abſicht beſchränkte ſich auf die Vertheidigung: — aber vortheilhaft konnte es ihnen nicht werden. Den Fortgang ihrer Waffen ſahen Neutrale, obwohl Proteſtantiſchgeſinnte, wie der Churfürſt von Brandenburg, nicht ohne

Beſorgniß an. Dagegen gab dem Kaiſer die Idee des Reiches und der beſtehenden Ordnung der Dinge, die doch zuletzt an ſeine Perſon ſich knüpfte, des gewohnten Gehorſams, an und für ſich eine gewiſſe Macht.

Das proteſtantiſche Heer war von den religiöſen Ideen wohl berührt und ergriffen, aber keineswegs durchdrungen: es beſtand aus Söldnern, die um Lohn dienten, nicht anders als das kaiſerliche, und eben ſo wenig den Eindruck religiöſer Zucht und Ordnung machten.

Und hiebei trat dann noch der Übelſtand ein, daß die Heerführung keine Einheit darbot. Es war wie ein Schickſal, daß Johann Friedrich, der ſonſt ſeiner Leibesbeſchaffenheit wegen es vorzog in ſeinem Lande zu bleiben, dieß Mal hauptſächlich dadurch, daß er aus Mangel an Soldreitern ſeine Lehnsmannſchaft aufbieten müſſen, bewogen worden war ſelbſt mit zu Felde zu gehn. Da es an Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den beiden Anführern nicht fehlen konnte, da dann die Kriegsräthe zu entſcheiden, die Befehlshaber des ſtädtiſchen und des würtenbergiſchen Heeres mitzureden hatten, ſo ward jedes Vorrücken und Zurückziehen, jede Bewegung ein Gegenſtand der Beſprechung. Für den Frieden und den gewöhnlichen Lauf der Dinge mögen Berathſchlagungen taugen: ſoll aber ein Heerführer ſein Talent entwickeln können, ſo darf er nicht erſt in den entſcheidenden Momenten durch Rückſprache mit andern Gleichberechtigten zu erforſchen haben, ob er demſelben vertrauen dürfe. Der Genius iſt ſeiner Natur nach ſelbſtherrſchend: Gemeinſchaft kann ihn nur lähmen.

Nachdem ſich die Proteſtanten in Donauwerth vereinigt

hatten, faßten ſie die Abſicht den Kaiſer in ſeinem Hauptkriegsplatz, Regensburg, aufzuſuchen und ihm dort, oder wo er ſich ſonſt auf dem Wege treffen laſſe, eine Schlacht anzubieten. [1]

Ihr erſter Gedanke war, dieß auf dem rechten Donauufer zu verſuchen: kühnlich überſchritten ſie den Fluß: man ſprach im Lager davon, daß man dem Kaiſer, der ſich indeß in Bewegung geſetzt, auch nach Landshut oder nach München entgegengehn werde. Bald aber ward man doch inne, daß dieß mit großer Gefahr verknüpft ſey; beſonders fürchtete man, daß der Kaiſer ſeinerſeits über den Fluß gehn und ſie von ihren Landſchaften abſchneiden könnte. Endlich entſchloß man ſich auf das linke Ufer zurückzukehren und ſich jenſeit dem Kaiſer, der ſeinen Weg wieder nach Regensburg genommen, entgegenzuſetzen. [2]

Es war ſchon von keiner guten Vorbedeutung, daß man ſo erfolglos hin und her zog, Plane machte, zu vollziehen begann und dann verwarf: aber verloren war damit noch nichts. Die Proteſtanten beherrſchten noch das rechte Rheinufer, zu deſſen Vertheidigung eine gute Anzahl Fähnlein unter Reiffenberg abgeordnet waren, das linke Donauufer und

1. Bedenken der ſächſiſchen Kriegsräthe: „Laſſen S. Ch. G. und ſie ihnen gefallen, daß dem nechſten nach Regensburg gezogen (dahin war das oberl. Bedenken gegangen) und ihnen der Kampf geboten werde. Denn ſ. churf. Gn. haben darum ire Lande und Leute verlaſſen und mit dem Zug dermaßen geeilet, daß ſolches mit Gottes Hülf beſchehen möcht.“ (Weim. Arch.),

2. Der venezianiſche Geſandte Mocenigo verſichert: der Kaiſer habe gehofft ſie zwiſchen ſeinem Heer und ſeinem Waffenplatz Regensburg einzuſchließen. Man ſollte nicht immer wiederholen, dem Landgrafen ſeyen alle Waſſer zu tief, alle Moore zu breit geweſen. Er hatte beſſere Gründe.

den untern Lech, und ſie konnten noch immer mit den alten Deutſchen, mit denen ſie ſich verglichen, wetteifern, die in ähnlicher Stellung ſo unzählige Mal den Römern widerſtanden.

Dazu gehörte nun aber, und ſie wußten es ſehr wohl, daß auch die feſten Plätze in der Nähe der Ströme in ihrem Beſitz wären: Neuburg und Rain hatten ſie ohne Weiteres eingenommen. Noch bei weitem wichtiger aber wäre ihnen Ingolſtadt geweſen, das eigentlich hauptſächlich gegen ſie befeſtigt worden war: wenigſtens hat das Herzog Wilhelm dem römiſchen Hofe oft genug geſagt: und Schärtlin verſichert, daß es nur auf einen Entſchluß angekommen wäre, ſo würde er ſich des Ortes bemächtigt haben. Aber die Fürſten waren von dem Glauben an die baieriſche Neutralität, und von der Beſorgniß, den Herzog zu dem Bunde mit dem Kaiſer, der doch längſt geſchloſſen war, erſt zu veranlaſſen, nicht weniger gefeſſelt als die Kriegsräthe in Ulm.[1] Sie hielten Schärtlin zurück, begnügten ſich mit der Verſicherung, daß ihnen von da weder Zufuhr gehindert noch der Übergang über den Fluß abgeſchlagen werden ſolle; ſo zogen ſie nach Regensburg hinab.

Der Kaiſer, ſelbſtherrſchend in ſeinem Lager wie in ſeinem Cabinet, in Beſitz einer vollkommenen Einſicht in die

1. „Verließen ſich auf Herzog Wilhelms Zuſagen, das daſelbſt her nichts als Freundſchaft, Guts Paß, Proviant und anders jderzeit jnen gereichen möcht." Augsb. Bericht p. 1419. Dieſelbe Nachricht enthält der Bericht des Landgrafen Philipp bei Rommel. Schärtlin verſichert, er würde Ingolſtadt überraſcht haben, wäre er nicht von Sachſen und Heſſen abgehalten worden. Die Baiern trotzten ſpäter auf das Verdienſt, daß ſie Regensburg dem Kaiſer geöffnet. Herzog Wilhelm behauptet, nächſt Gott habe der Kaiſer ſeinen Sieg von ihm.

Dinge, und eben darum einer geiſtigen Überlegenheit, zögerte nicht ſich ihren Fehler zu Nutze zu machen. Er hütete ſich wohl, ſie in Regensburg zu erwarten, von wo er ſich nur ſein Geſchütz hatte holen wollen; überhaupt meinte er nicht ſich jenſeit der Donau beſchließen zu laſſen, was die Heranziehung Bürens unmöglich gemacht haben würde; vielmehr, während ſie den Fluß hinunter giengen, zog er auf dem andern Ufer herauf; am 24ſten Auguſt überſchritt er die Donau und nahm ungefähr dieſelbe Stellung in der Nähe von Ingolſtadt ein, die ſie eben verlaſſen. In dieſen Zügen auf dem Schachbrett des Kriegsſchauplatzes hatte er offenbar die Oberhand. Seine Stellung war nicht allein für ihn ſelbſt unſchätzbar, ſondern ſie bedrohte auch die Verbindung der Proteſtanten mit Schwaben, von wo ſie ihre Lebensmittel empfiengen. Unverzüglich eilten ſie über die ſchlechten Wege, die ſie ſo eben gekommen, mit noch größerer Anſtrengung zurück, und ſchlugen dem Kaiſer gegenüber bei Naſſenfels ebenfalls ein feſtes Lager auf.

Man hat von jeher behauptet, die nahmhafteſten Führer ſelber haben es geſagt, ſie hätten hier den Kaiſer angreifen ſollen.

Ihre Abſicht war in der That, es zur Schlacht zu bringen. Am 30ſten Auguſt fand der Landgraf einen leichten Übergang über die Sumpfgelände welche die beiden Lager trennten, pflanzte ſein Geſchütz an günſtiger Stelle auf und begann das feindliche Lager zu beſchießen. Auch ſeine Gegner fanden, er habe ſich an dem Tag als ein Kriegsmann erwieſen. So viel Wirkung machte aber ſein Geſchütz doch nicht, daß der Kaiſer ſich dadurch veranlaßt geſehen hätte

ſeine Stellung zu verlaſſen und die Schlacht anzunehmen. Da meint man nun eben, die Proteſtanten hätten es darauf wagen und ihn hinter ſeinen Verſchanzungen aufſuchen ſollen. Der Landgraf ſagte, er würde es thun, wenn er allein wäre.[1] Der Churfürſt und die Kriegsräthe fürchteten aber, nachdem ſie beſſer eingeſehen wie die Verhältniſſe mit Baiern ſtanden, die Geſchütze von Jngolſtadt möchten auf die andringenden Verbündeten abgehn, ohne daß ſelbſt ein theilweiſes Handgemenge mit den Kaiſerlichen dieß verhindern könne. Auch wiſſen wir ſehr wohl, daß die kaiſerlichen Völker in Schlachtordnung ſtanden, der Kaiſer in ihrer Mitte nichts weniger als erſchrocken war. Er hatte den Aſtronomen Peter Apian in ſeinem Zelt und ließ ſich an einem Himmelsglobus den Lauf der Planeten erklären: eine Kugel ſchlug neben ihnen nieder: der Kaiſer bat den Aſtronomen in ſeiner Erklärung ruhig fortzufahren.[2] Es führte die Proteſtanten nicht weiter daß das Beſchießen noch ein paar Tage fortgeſetzt ward. Bald wagten ſich die kecken Spanier wieder aus den Schanzen hervor. Man ſah ihnen von ferne her zu, wie ſie ſich mit den leichtern Deutſchen im Felde herumjagten, ſich um ein ſteinernes Haus in der Nähe oder um ein Stück Geſchütz ſchlugen, bald gewannen, bald verloren; die ſpaniſchen Berichte faſſen das ganz gut

1. Es iſt ſehr auffallend, daß Schärtlin dem Landgrafen die Schuld giebt, dieſer dem Churfürſten. Die Verſicherungen des Landgrafen haben aber wie die innere Wahrſcheinlichkeit ſo auch die Priorität der Zeit für ſich. Schon in einem Schreiben an Margaretha von der Saal (21 Sept. bei Duller Neue Beiträge p. 6) kommen ſie vor.

2. Adami Vita Apiani (Vitae philos.) p. 162.

als einen Wettkampf der Gewandtheit und der Verwegenheit; an eine große Entſcheidung war nicht mehr zu denken.

Und indem ſich dergeſtalt der Kaiſer auf dem linken Donauufer behauptete, gewannen ſeine noch entfernten Truppen auch das rechte Rheinufer.

Den Fähnlein der Verbündeten die am Mittelrhein aufgeſtellt worden waren zum Trotz bewerkſtelligte Maximilian von Büren ſeinen Übergang. Man behauptet, der Vizthum von Bingen habe ſein Wort verpfändet gehabt es nicht zu geſtatten; Friedrich von Reifenberg, der bei Caſtel ſtand, und es noch hätte verhindern können, habe indeß bei einem Schmauſe geſeſſen den ihm einige Mainzer Domherrn gegeben. Genug einer ſchlecht angebrachten Gutmüthigkeit geſellte ſich die äußerſte Fahrläſſigkeit zu. Hätte man die Kaiſerlichen nur ſo lange aufgehalten, bis Chriſtoph von Oldenburg, der mit einer ſtattlichen Landsknechtsſchaar bis nach Frankfurt gekommen, vollends herangerückt wäre. Jetzt aber vermochte er nichts auszurichten. Er hatte nur 1000 M. z. Pf., Büren dagegen 7000 M. z. Pf., und überdieß 10000 z. F.[1]

Hiedurch änderte ſich nun das ganze Verhältniß der beiden Heere.

Die Proteſtanten verließen bei der erſten Nachricht hievon das Lager bei Naſſenfels und machten eine Bewegung um Büren entgegenzugehn und allein mit ihm zu ſchlagen: am 10ten Sept. finden wir ſie in Wemdingen am Ries; allein dieſer Zug war ſo vergeblich wie die frühern: Büren, zur rechten Zeit unterrichtet, nahm ſeinen Weg durch

1. Bericht des Andreas Meinhart an Johann Wilhelm von Sachſen im weim. Arch.

das Würzburgiſche: ohne auf irgend ein weſentliches Hinderniß geſtoßen zu ſeyn, vereinigte er ſich am 17ten September mit dem Kaiſer.

Nunmehr hatte Carl V alle ſeine Streitkräfte beiſammen; nun erſt hielt er es für angemeſſen, ſelber zum Angriff zu ſchreiten.

Nachdem er Neuburg eingenommen und ſich dadurch vollends zum Meiſter der Donau gemacht, faßte er die Abſicht den Krieg aus Baiern nach Schwaben zu verſetzen.

Zuerſt richtete er ſein Augenmerk auf Nördlingen, von wo er ſich den Weg nach Würtenberg zu öffnen gedachte, und da die Stadt ſeiner Aufforderung kein Gehör gab, erhob er ſich mit geſammter Macht, ſie zu bezwingen. Man erzählt, die Stadt habe dem Landgrafen eine beſtimmte Friſt geſetzt, binnen der ſie unterſtützt ſeyn müſſe, wenn ſie ſich halten ſolle, und ſo ſchwer ja unmöglich dieß geſchienen, in der beſtimmten Stunde ſey dieſer mit der ganzen, nunmehr ebenfalls durch die rheiniſchen Truppen verſtärkten Macht angelangt. Am 4ten October zogen die beiden feindlichen Heere gegen Nördlingen heran, ohne von einander zu wiſſen; als ſich der Nebel erhob, wurden ſie einander anſichtig. Die Proteſtanten hatten den Vortheil daß ſie auf den Höhen vorrückten: zum Erſtaunen der Gegner nahmen ſie augenblicklich eine ſo feſte Stellung ein, daß dieſe doch Bedenken tragen mußten zum Angriff zu ſchreiten, obwohl es der Tag des h. Franciscus war, von welchem man ſich mit der Prophezeiung trug, er werde den Kaiſer zum Herrn von Deutſchland machen.[1] Alba ließ dem Landgrafen entbieten: warum

1. Godoi (das Original) 21b. Avila 36b.

er ſich auf den Höhen halte? Wolle er ſchlagen, ſo möge er auf die Ebene kommen. Der Landgraf erwiederte: er habe bei Ingolſtadt fünf Tag auf dem weiten Feld gehalten: dennoch ſey der Kaiſer nicht dahin zu bringen geweſen, ſein verſchanztes Lager zu verlaſſen. Weder durch die Verwüſtung des Landes noch durch die Beſetzung benachbarter kleiner Städte, wie Donauwerth, Lauingen, Hochſtädt, ließen ſich die Proteſtanten bewegen, aus ihrer glücklich eingenommenen Stellung zu weichen.[1]

Hierauf, nach einigen andern Scheinbewegungen, nahm der Kaiſer eine Richtung gegen Ulm. Am 13ten October finden wir ſein Lager zwiſchen Sontheim und Brenz, von wo ſich ſeine leichten Reiter am Morgen des 14ten auf den Weg machten um die Stadt zu berennen. Aber an dem mächtigen Ulm mußte den Proteſtanten noch viel mehr gelegen ſeyn als an Nördlingen; ſchon waren auch ſie aufgebrochen und ganz in der Nähe; als jene Reiter auf den Höhen nach Ulm zu anlangten, wurden ſie zu ihrem Erſtaunen von ein paar Falconetſchüſſen des Churfürſten begrüßt. Der Kaiſer ſchien ſeinen Plan darum nicht aufgeben zu wollen: in der nächſten Nacht war in ſeinem Lager alles in Bewegung, um, wie es ſich anließ, am andern Morgen doch gegen die Stadt vorzurücken. Und wenigſtens die Proteſtanten hätten ſich nichts Beſſeres gewünſcht. Ulm war durch einige Schweizerfähnlein gegen den erſten Anlauf geſichert; im Beſitz des Rießes und der Würtenberger Steige hätten ſie den

1. Tagebuch des Feldzugs, zu Brüſſel: Donawerda ad deditionem coacta est, perplurimi pagi ab Hispanis exusti, quibus facinoribus sperabat fore Caesar ut perterritus Landgravius ad discedendum cogeretur.

Kaiſer zwiſchen zwei Feuer nehmen können. Aber ohne Zweifel zog Der dieß auch ſelber in Betracht: am Morgen des 15ten erließ er den Befehl daß man im Lager bleiben ſolle.[1]

Auch die Proteſtanten bezogen ein feſtes Lager bei Giengen.

Zuweilen machten ſich die leichten italieniſchen Reiter an die Futterwagen der Deutſchen oder erſchienen neckend bei dem Gehölz am Lager: dann brachen auch die deutſchen Reiter hervor in ihren ſchwarzen Panzern und geſchloſſenen Helmen: beſonders der kleinen zwei Spannen langen Fauſtbüchſe wußten ſie ſich auf das geſchickteſte zu bedienen. Bald war die eine bald die andre Partei im Nachtheil; die Anhöhen bei dem Lager, die Wieſen an der Brenz waren täglich mit dieſem Lärmen erfüllt. Indeſſen wandten ſich die beuteſüchtigen Spanier nach der andern Seite hin, etwa nach einem reichen Kloſter in der Nähe von Ulm, allein auf der Stelle vereinigten ſich die Ausreiter der Stadt mit den Landsknechten des Bundes: bald waren die Spanier auf den Glockenthurm zurückgetrieben, wo ſie ſich endlich ergaben, aber erſt dann als man Anſtalt machte Feuer anzulegen. Einſt in der Nacht wollte der Kaiſer einen Überfall, eine Incamiſata nach dem Muſter Antonio Leivas ausführen: die ſpaniſchen Fußvölker, mit weißen Hemden über die Rüſtung, wurden von deutſchen Reitern begleitet; auch der Kaiſer war dabei, der kalten Nacht halber mit einem Wolfspelz bedeckt; aber als er in die Nähe kam, ſah er daß die

1. Avila, welcher die Quelle aller Spätern iſt. Ich benutzte noch ein Tagebuch des Markgrafen Hans von Cüſtrin, wovon ich im Anhang nähere Mittheilung machen will.

Scharwachten in dem feindlichen Lager verdoppelt waren: man bemerkte Fackeln, die ſich hin und her bewegten; auch dieß Mal hielt er für das Beſte ſich wieder zurückzuziehen.[1]

Hatten die Evangeliſchen einſt zur Zeit ihrer Überlegenheit Bedenken getragen den Kaiſer anzugreifen, ſo konnte ſich der Kaiſer, wiewohl er jetzt ohne Zweifel der Mächtigere war, doch auch zu keinem ernſtlichen Anfall auf das evangeliſche Lager entſchließen. Die Fehler welche die Erſten begiengen, waren hauptſächlich politiſcher Art: ſie entſprangen aus freund-nachbarlichen Rückſichten, oder weil ſie ſich förmlich hatten täuſchen laſſen; militäriſch aber ward die Sache ſo ſchlecht nicht geführt, wie man wohl häufig annimmt; war der Angriff nicht glücklich, ſo ließ ſich doch nichts gegen die Vertheidigung ſagen; — bis in den Anfang Novembers hatten die Kaiſerlichen noch nichts Weſentliches gewonnen.

Mit der vorrückenden Jahreszeit geriethen ſie vielmehr in Nachtheil. Den Spaniern, noch mehr aber den Italienern, war das deutſche Clima verderblich: die kalten Nächte brachten die Italiener um: man fand ihre Leichen zuweilen ganz ſchwarz um ein ausgebranntes Feuer her liegen. Überdieß litt man viel von Regen: im Lager ſtand der Koth einen Schuh hoch; tödtliche Krankheiten griffen um ſich, namentlich die rothe Ruhr, und man wollte berechnen, daß das kaiſerliche Heer nur durch Scharmützel und Krankheiten mehr als 15000 M. verloren habe. Überdieß näherte ſich

1. Mocenigo Relatione di 1548. Nelle scaramuzze quasi sempre li nostri (Cesarei) hebbero la peggiore. Vgl. Diarium Gunterrodianum bei Mogen hist. captivitatis Philippi 299.

die Zeit wo die Capitulation mit dem Papſt endete und man den Abzug der italieniſchen Truppen erwarten konnte. [1]

Wahrſcheinlich rechneten die Proteſtanten auf den Eindruck den dieſe Dinge bei dem Kaiſer ſchienen hervorbringen zu müſſen, wenn ſie nun doch demſelben noch einmal Friedensanträge machten. Ihre Hauptbedingung war, daß es keinem Stande verwehrt ſeyn ſolle, ſich zu der augsburgiſchen Confeſſion zu halten; der Friede den man abſchließe, müſſe dann durch förmliche Eidesleiſtung bekräftigt werden, damit kein Theil ihn wieder breche. Wir ſehen, ſie kehrten auf ihren alten Standpunct zurück. Aber indeſſen hatte der Kaiſer den ſeinen vielmehr noch erweitert. Mit Vaſallen, die ihn als vermeinten Kaiſer, als Carl von Gent bezeichnet, wollte er keine Abkunft treffen, ohne ihre völlige Unterwerfung. Er antwortete ihnen, ſie möchten erſt ſich ſelbſt, ſo wie ihre Land und Leute in ſeine Gnade und Ungnade ergeben, dann wolle er Unterhandlung mit ihnen pflegen.

Was ihn zu einer ſo wegwerfenden Antwort vermochte, war aber wohl nicht angeborne Standhaftigkeit allein, ſo ſehr das ſeine Tugend iſt: erſt in dieſen Tagen entwickelte die Politik die er von Anfang an eingeſchlagen, alle ihre Folgen: jetzt erſt griff Herzog Moritz von Sachſen in die allgemeinen Angelegenheiten ein.

Nach ſeiner Rückkunft von Regensburg hatte Moritz noch eine Zeitlang den Schein einer neutralen Stellung behauptet.

Als die Achtserklärung erſchienen war und König Fer-

1. Mocenigo: Cesare era consigliato da tutti li suoi capitani di guerra, ad invernare hormai l'esercito, dividendo in piu lochi le genti sue. Ma S. Mà comandò che di questo piu alcuno non li parlasse. (Kaiſ. Archiv zu Wien.)

dinand an den böhmiſchen Grenzen Truppen zuſammenzog, fragte Eliſabeth von Rochlitz bei Moritz an, ob er nicht das Land des Churfürſten beſchützen werde. Auf die Erklärung des Herzogs, daß er von der Gemahlin und den Kindern ſeines Vetters darum erſucht zu werden erwarte, verſäumten dieſe nicht ihm kund zu thun, daß der Churfürſt ſie angewieſen habe, ſich in jeder Gefahr des Landes an ihn zu wenden: ſie erſuchten ihn, dieß Vertrauen zu rechtfertigen und die Grenzen der ſächſiſchen Lande dem Churfürſten zum Beſten zu beſetzen. Eliſabeth ſcheint ſogar eine Zeitlang die Hofnung gehegt zu haben Moritz noch ganz auf die Seite des Bundes zu ziehen. Sie meinte, wenn man den Kaiſer in Rücken falle, ſo werde ihm wohl der Ernſt vergehn, und er werde begreifen daß die deutſchen Fürſten „keine weſtphäliſchen Bauern" ſeyen. Sie gab dem Herzog zu verſtehn, er ſelber würde den Böhmen wohl ein eben ſo annehmlicher König ſeyn wie Ferdinand.[1]

Und gewiß, hätte ſich Herzog Moritz zu ſeinen Blutsfreunden und Glaubensverwandten gehalten, hätte er etwa wirklich einen Angriff auf Böhmen gewagt, deſſen Erfolg bei der Stimmung der Utraquiſten im Lande nicht zweifelhaft war, ſo würde der Krieg noch jetzt zu Gunſten der Proteſtanten entſchieden worden ſeyn.

Aber wir wiſſen, welch eine ganz andre Richtung, eben am meiſten wider ſeinen Stammesvetter, ſein Ehrgeiz genommen, welche Verabredungen er mit dem Kaiſer getroffen hatte. Wenn er noch zögerte ſie auszuführen, ſo lag das nur an einigen Schwierigkeiten, auf die er noch ſtieß.

1. Aus den Briefen Eliſabeths: bei Langenn p. 269.

Einmal glaubte man in ſeinem Lande daß der begonnene Krieg die Religion bedrohe. Auf eine Anmahnung des Herzogs, des Kaiſers nicht in Ungutem zu gedenken, erwiederten die Prediger, daß ihnen das unmöglich ſey, da der Kaiſer wider das Evangelium zu Felde liege. Sie fügten hinzu, wer ſich in dieſer Sache nicht recht halte, der habe zeitliches und ewiges Verderben zu erwarten.[1] Der Herzog konnte keinen Schritt thun, wenn er nicht fürs Erſte die religiöſen Befürchtungen beſeitigte. Auf dem Landtag zu Freiberg, im October 1546, erſchien er in der That mit einer Erklärung des Kaiſers, worin dieſer verſprach, das Land von der chriſtlichen Religion in der es jetzt ſey und dem Worte Gottes nicht zu dringen. Es findet ſich nicht näher, wie ſo der Kaiſer zu dieſer Erklärung bewogen worden iſt. Schwerlich verſtand er darunter etwas anders, als was er ſchon in Regensburg zugeſtanden hatte; auch waren die ſächſiſchen Staatsmänner nicht ganz damit zufrieden: ſie trugen am kaiſerlichen Hof gleich darauf ſelbſt, wiewohl vergeblich, auf eine unzweideutigere Faſſung an; allein wie ſie hier auf dem Landtag vorgelegt und erläutert wurde, war ſie allerdings geeignet die Gemüther zu beruhigen.

Aber auch dann, ſollte wohl die Landſchaft ſich entſchließen, zu einer Unternehmung wider den befreundeten Nachbar ihre Einwilligung zu geben? Es war ein ſehr ſtürmiſcher Landtag. Wir finden wohl, daß Moritz ſpäter einige widerſpenſtige Mitglieder deſſelben gefangen hält. Johann Friedrich klagt, ſeine erbittertſten Feinde, die Vier und zwanzig, die einſt als Landesregenten aufzutreten gedacht, ſeyen daſelbſt im Über-

1. Wahrhaftige Copey einer Schrift, ſo die ehrwürdigen Herrn Prediger zu Leipzig an Herzog Moritz gethan.

gewicht geweſen. [1] Wie dem auch ſey: genug der Fürſt ſtellte vor, welch eine Gefahr für das Geſammthaus darin liege, wenn ein Andrer, etwa König Ferdinand, mit den Anſprüchen von Böhmen die Acht gegen Johann Friedrich ausführe. Angeblich um dieſer Gefahr zuvorzukommen billigten die Stände, daß die Landſchaft des Churfürſten aufgefordert, oder auch genöthigt werden ſolle ſich dem Herzog zu ergeben.

Nun erſt fühlte Moritz feſten Grund unter ſeinen Füßen: unverzüglich eilte er nach Prag um ſich hier mit Ferdinand zu verſtändigen.

Ferdinand hatte bei den böhmiſchen Ständen ein ähnliches Verfahren eingeſchlagen wie Moritz bei den ſächſiſchen. Er hatte ihnen vorgeſtellt, die Anrechte der böhmiſchen Krone an die Landestheile welche Johann Friedrich von derſelben zu Lehen trage, ſeyen in Gefahr, wenn Moritz die Acht gegen Johann Friedrich allein vollſtrecke, indem er ſich mit dem übrigen Lande auch dieſer Lehen bemächtigen werde; wie dort der Landtag zu Freiberg, hatten hier Landoffiziere und Landrechtsbeiſitzer den Beſchluß gefaßt, daß man dieß nicht geſchehen laſſen dürfe.

Die Stimme des Volkes erklärte hier und dort die Sache Johann Friedrichs für die beſſere: den beiden Fürſten gelang es jedoch bei ihren Landſtänden zu bewirken, daß ſie gegen ihn vorzuſchreiten ermächtigt wurden.

Leicht verſtändigten ſie ſich ſelbſt unter einander. Sie beſtimmten was einem Jeden von ihnen zufallen ſollte. [2]

1. Ebeleben 22 Dez. — Das Bedenken der Landſchaft an Herzog Moritz bei Hortleder II, III, c. 36.

2. Tractat vom 14 October. Die Lehnshoheit über Schwarz-

Während Johann Friedrich dort bei Giengen die ſchwäbiſchen Reichsſtädte und Würtenberg gegen den vordringenden Kaiſer zu beſchützen ſich anſtrengte, ward hier ſein Land von eben Dem, auf deſſen Schutz er gerechnet, und dem Bruder des Kaiſers getheilt. Schon ward auch die Würde, auf die er ſtolz war, eben dieſem Vetter zugeſprochen. Carlowitz iſt es geweſen, der zuerſt ein Formular dieſer Übertragung entworfen und es dem römiſchen König vorgelegt hat. Von Dem ward es dem Kaiſer zugeſendet, und dieſer hat es am 27ſten October in ſeinem Lager zu Sontheim ausfertigen laſſen und unterzeichnet. Die Churwürde wird darin dem rebelliſchen Johann Friedrich feierlich abgeſprochen und auf Denjenigen übertragen, der ſich als ein Bekämpfer beſagter Rebellion gezeigt habe. Mit großem Eifer hatte Ferdinand auf dieſe Ausfertigung gedrungen. Ohne die Ubertragung der Chur, ſagte er, würde der Herzog den Vertrag der jetzt mit ihm geſchloſſen worden, ſchwerlich ausführen: geſchehe ſie aber, ſo ſey niemals wieder an eine Verſöhnung zwiſchen ihm und Johann Friedrich zu denken.

Auch ließ Herzog Moritz nunmehr alle weitern Bedenklichkeiten fahren. Jetzt war ihm alles gewährt was er fordern konnte: die Oberherrlichkeit über die beiden Stifter, die Churwürde, der größte Theil der Lande ſeines Vetters: in der That, nicht um einen geringen Preis verkaufte er ſeine Mitwirkung.

Am 30ſten October überſchritten die böhmiſchen Trup-

burg und Reuß an den König: die übrigen Lehen an den Herzog, doch nicht ohne Entſchädigung. Sollte der König ein Reichslehen erobern, ſo wollte er es wieder herausgeben, doch gegen Entſchädigung.

pen die ſächſiſche Grenze; ihre Stärke beſtand beſonders in der leichten Reiterei der Huſaren, die im Kampfe gegen die Türken die Waffen führen gelernt: ohne Mühe warfen ſie das in Eile zuſammengeraffte voigtländiſch-thüringiſche Landvolk auf den Höhen von Adorf über den Haufen. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die friedlichen unbefeſtigten Städte der Nachbarſchaft. Herzog Moritz verſprach ihnen ſeinen Schutz, aber nur unter der Bedingung, daß ihm ſelber die Huldigung geleiſtet würde, wogegen er die Verpflichtung übernahm, ſie bei ihrer Religion zu ſchützen und ſich gegen ſeinen Vetter aller Gebühr zu halten, wofern derſelbe ſich mit kaiſerlicher Majeſtät verſöhne. Dieſen Vertrag nahmen ſie an, eine nach der andern, auch Zwickau, auf das der Churfürſt beſonders gerechnet.[1] Hierauf unterwarfen ſich Borna, Altenburg, Torgau. Der Herzog hatte ſich mit ſeinem Kriegsvolk den Böhmen und Ungarn zugeſellt. In Kurzem mußte das ganze Land in ſeine Hand fallen.

Hiemit erſt traten die Gedanken, mit denen der Kaiſer den Krieg unternommen, vollſtändig ins Leben. Die Nachricht von dem bei Adorf erfochtenen Vortheil traf am 6ten November in ſeinem Lager ein.[2] Nicht mit Unrecht ließ er ſie durch ein allgemeines Löſen ſeines größeren Feld-

1. Anforderung des Herzog Moritz an Rath und Gemeine zu Zwickau. Schreiben von Plauen Hortleder II, III, 43, 44.

2. Diarium belli gesti anno 1546 (Br. A.) ſtellt die Ereigniſſe des 6ten Nov. folgendergeſtalt zuſammen: Capitanei apud Caesarem questi de pane, de pecunia, de lignorum inopia; consilium coeptum de munienda Lauginga; literae ab rege Romanorum de Plata et Gozgow occupata, item quod S. M. 1mo Nov. statuebat ire contra Zwicaviam.

geſchützes feiern. Sie mußte für den geſammten Krieg entſcheidend werden.

Einen Augenblick ſchien es zwar, als würde die verſtärkte Gefahr die Proteſtanten nur um ſo enger vereinigen. Auf Bitten der Kriegsräthe entſchloß ſich der Churfürſt, nicht ſogleich aus dem Felde zu weichen, der Sache noch einen Augenblick zuzuſehen; aber gar bald zeigte ſich daß es doch nicht zu vermeiden ſeyn werde.

Näſſe, Kälte, ſchlechte Lebensmittel, einreißende Krankheiten hatten auch in dem proteſtantiſchen Lager allgemeinen Unmuth hervorgebracht. Der vornehmſte Übelſtand aber war, daß alle Geldmittel erſchöpft waren. Die oberländiſchen Städte hatten im Laufe des Feldzugs zum Theil 12, zum Theil 18 Doppelmonate erlegt; es zeigte ſich, daß man mit dem Grundſatz den Krieg mit dem Kämmereivermögen zu führen nicht weiter fortkommen könne. Die Kammerräthe zu Ulm, welche das Geldweſen beſorgten, wußten keinen Rath mehr. Man war den Landsknechten einen, zwei, drei Monat ſchuldig: haufenweiſe liefen ſie davon. Die Stände hatten Unterhandlungen mit Frankreich eröffnet: aber der König forderte, entweder ſie ſollten erſt einen andern Kaiſer ernennen, was in der Lage, in der ſie ſich befanden, auf keine Weiſe angieng, oder ſie ſollten ihm die definitive Überlieferung von Boulogne auswirken, was nun vollends nicht in ihrer Macht ſtand, ſo mußte ſich alles zerſchlagen. [1]

Und konnte wohl der Churfürſt ſeine Landſaſſen hier

1. Inſtructionen und Relationen des Johann Sturm, der im Auguſt und October 1546 nach Frankreich geſchickt wurde, im weim. Archiv.

im Lager zurückhalten, während ihre eignen Beſitzungen in ihrem Vaterland angegriffen wurden?

Die Meinung erhob ſich, daß man das Oberland durch ein Winterlager ſchützen, dem Kaiſer indeß durch Beſetzung eines oder des andern Stiftes, z. B. von Würzburg oder von Mainz, ſo wie durch Wiedereroberung der verlornen ſächſiſchen Lande Schaden genug zufügen, und auf das Frühjahr den Krieg mit friſchen Kräften wieder erneuern könne.

Man ſah ſehr wohl und hatte oft überlegt, welche gefährliche Folgen es haben müſſe, wenn man ſich trenne; allein man glaubte endlich, daß es nicht zu vermeiden und dabei doch die Sache noch keineswegs verloren ſey: genug man faßte endlich dieſen lange vermiedenen Entſchluß.[1]

Montag am 22ſten November ſetzte ſich das Lager bei Giengen in Bewegung; Dienſtag am 23ſten des Morgens ward der Abzug vollzogen.

Der Kaiſer, der ſeit den Nachrichten von den Ereigniſſen in Sachſen nichts anderes erwartete, mit ſeinem Lager ſchon eine Strecke Weges näher gekommen, und täglich kleine Anfälle machen ließ, erſchien am erſten Abend in Perſon mit einigen Reitergeſchwadern; aber auch der Landgraf hatte nicht verſäumt ſich vorzubereiten: von einer günſtigen Stellung auf einer Anhöhe begrüßte er den Vorrückenden mit ſeinem Geſchütz. Der Kaiſer eilte zurück, brachte in der Nacht auch ſein Fußvolk in Bewegung und erhob ſich zur Verfolgung ſeiner Gegner; aber ſey es nun daß die Proteſtanten ſich

1. „Als wir", ſagt der Landgraf in einem Briefe vom 16ten Dez., „vorrukter Tag vor Giengen von wegen unfletigs wetters, Keld, Mangels Fütterung und andren unrichtigkeit mit dem Kriegsvolk lenger nit haben pleiben konnen, ſondern der unvermeitlichen notturft nach abziehen müſſen."

zu früh davongemacht, wie man auf ſeiner Seite ſagte, oder daß er vielmehr zögerte, wie dieſe behaupten, denn von ihm ſey allerdings der helle Tag erwartet worden, genug er erreichte ſie nicht.

Es bezeichnet ganz gut den ſchlechten Zuſtand in welchem beide Theile waren, und die gegenſeitige Achtung die ſie einander eingeflößt, daß die Proteſtanten die Meinung ausſprachen: ſie würden alle verloren geweſen ſeyn, wenn ſie der Kaiſer an dem erſten Abend ernſtlich angegriffen hätte; während es die italieniſchen Berichte als ein Glück für den Kaiſer betrachten, daß er die Abziehenden des andern Tages nicht erreichte: wäre es zu einem Treffen gekommen, ſo wäre er wahrſcheinlich ſelber geſchlagen worden.

Wie ſie einander gegenüber geſtanden, ein Theil dem andern gewachſen, jeder gleich unangreifbar, ſo wichen ſie jetzt von einander.

Daß dieß aber geſchah, daß die Proteſtanten es waren die das Feld verließen, darin lag nun doch ein unermeßlicher Vortheil des Kaiſers. Die Häupter des Bundes waren gekommen um die minder mächtigen Stände des Oberlandes gegen ihn zu ſchützen: jetzt überließen ſie ihm den Platz.

Der Umgebung des Kaiſers war es wie ein Traum. Noch ſo eben hatten ſich Alle im elendeſten Zuſtand, dem Verderben nahe gefühlt: mit Einem Male ſahen ſie daß ſie die Herrn im Felde waren.[1]

1. Mocenigo: In un tratto Cesare, che pochi dì inanzi si ritrovava a pessimo partito, restò signore della campagna: la qual cosa ancora a quelli che erano sul loco pareva un insogno. Aus einem Schreiben Pagets vom 7 Dez. (Statep. I, 886) ergiebt ſich, daß man in England an den Abzug der Proteſtanten anfangs gar nicht glauben wollte.

Ein ſpäterer großer Fürſt und Feldherr ſagt, in großen Angelegenheiten gebe allein Beharrlichkeit den Ausſchlag. Ein Grundſatz deſſen Wahrheit ſelten ein Feldzug ſo gut bewieſen haben wird wie dieſer. Nachdem Carl V nur einmal nach langem Zögern zum Entſchluß gekommen, iſt auch unter den mißlichſten Umſtänden kein Schwanken noch Zagen in ihm zu bemerken geweſen: weder als er faſt unbewaffnet in Regensburg lag, noch der Übermacht der feindlichen Geſchütze bei Ingolſtadt gegenüber, noch in den Widerwärtigkeiten des Lagers von Sontheim: er zeigte immer eine großartige Ruhe und Siegeszuverſicht.

Die Hauptſache that dabei ohne Zweifel die politiſche Überlegenheit deren er ſich bewußt war. Es giebt auch eine politiſche Strategik: durch dieſe waren die Proteſtanten beſiegt, ehe der Krieg noch begann. Daß ſie die Mittel und Wege ihres Feindes nicht kannten, machte ſie verworren und unſchlüſſig. Als ſich dieſelben endlich entwickelten, mußten ſie verzweifeln ihre Stellung zu behaupten, und wichen aus dem Felde.

Drittes Capitel.

Ausſöhnungen und Unterwerfungen.

December 1546.

Indem die Fürſten des Bundes die Donaugegenden verließen, meinten ſie, wie geſagt, keineswegs ihren Widerſtand fallen zu laſſen.

Ihre Abſicht war, das Oberland durch ein Winterlager von 6000 M. z. F. und etwa 1500 z. Pf., das bei Elwangen aufgeſchlagen werden ſollte, und durch eine gute Verwahrung der würtenbergiſchen Staige und Alpen zu beſchützen. Indeſſen dachten ſie wohl in den ſtiftiſchen Gebieten noch etwas auszurichten; Johann Friedrich zweifelte nicht, daß er ſein Land ſofort wieder einnehmen werde.

Schon hatten die Städte bewilligt, anderthalb Monat einer neuen Anlage aufzubringen; außerdem aber war man übereingekommen, eine allgemeine Contribution unter dem Namen eines gemeinen Pfennigs auszuſchreiben.

Auch die auswärtigen Angelegenheiten gewannen nunmehr einen beſſern Anſchein.

Im Juni hatten England und Frankreich Friede gemacht, und die beiden Könige begannen den Gang der Dinge in

Deutſchland, der auch für ſie ſehr gefährlich werden konnte, beſſer ins Auge zu faſſen. Schon im Lager von Giengen war viel von einer Geldſumme die Rede, welche in Lyon flüßig gemacht werden und den Proteſtanten zu Gute kommen ſollte.[1] Jetzt erſchien ein franzöſiſcher Geſandter bei Johann Friedrich, um unter den nöthigen Verſicherungen für die Rückzahlung noch andre Geldunterſtützung zuzuſagen.

Und dieſem politiſchen Intereſſe trat das religiöſe zur Seite. Unter der Hand wandten ſich die Oberländer an die Eidgenoſſenſchaft, zunächſt nur um eine ernſtliche Verwendung der Tagſatzung zu erlangen, jedoch nicht, ohne auch das Wort Einigung verlauten zu laſſen. Im Oſten näherten ſich Preußen und Dänemark.

Der Kaiſer war in dieſem Augenblick Meiſter im Felde: ſeine Unternehmung aber hatte er noch bei weitem nicht durchgeführt: Sieger konnte er ſich noch lange nicht nennen. Die Proteſtanten durften hoffen, ihm im nächſten Frühjahr erfriſcht und verſtärkt, beſonders auch wieder mit Geld verſehen im Felde zu begegnen.

Es leuchtet ein, daß für ihn alles daran lag dieß zu verhindern.

Da kam ihm nun von Anfang an zu Statten, daß die Proteſtanten nicht, wie ſie beabſichtigt, ſich in Franken feſtſetzten. Der Landgraf eilte nach Heſſen voraus. Der Churfürſt führte das Heer auf weiten Umwegen über Heilbronn und Neckarsulm, wo er ein paar Tage verweilte, nach der Bergſtraße, dem Stifte Mainz, der Abtei Fulda.[2] Er nahm

1. Sleidanus XVIII Ausg. von Am Ende II, 357. Adriani 202.
2. Nach einem Schreiben von Heilbronn an Ulm.

der Gelegenheit wahr, ſich von den Prälaten zu Aſchaffenburg und Fulda ſtarke Brandſchatzungen zahlen zu laſſen, mit denen er ſeine Truppen einigermaßen befriedigen konnte; aber ſeines Bleibens war nirgend: jeden Tag erhielt er aus ſeinem Lande Nachrichten von größern Verluſten und dringendern Gefahren; dahin eilte er unverzüglich zurück.

Hiedurch bekam der Kaiſer, der gleich nach dem Abzug Giengen, Nördlingen, Rothenburg beſetzt, und jetzt keinen Feind weiter erblickte, die beſte Gelegenheit, ſich gegen die bei weitem wichtigern ſchwäbiſchen Städte zu wenden.

Und hier hatte er wieder den Vortheil, daß der Abſchied von Giengen nicht ordentlich zur Ausführung gebracht wurde.

Vor allem: die Reiter, deren man, wie wir wiſſen, dort zu Lande hauptſächlich bedurfte, waren nicht zurückgeblieben, wie man verabſchiedet hatte. Landgraf Philipp behauptet, das habe darin ſeinen Grund, daß man denſelben von ſtädtiſcher Seite zu geringen Sold geboten.

Dann war das Winterlager überhaupt gar nicht zu Stande gekommen.

Der Bürgermeiſter und die fünf Geheimen von Ulm behaupten, der Fehler habe an den übrigen Städten gelegen, welche ihre Einwilligung nicht zugeſchrieben. Es iſt ihnen wohl entgegnet worden, es hätte keines Zuſchreibens bedurft, da der Beſchluß an ſich klar geweſen ſey. Der Grund des Übels lag darin, daß Ulm keine Neigung hatte neue Vorſchüſſe und Auslagen zu machen, die ihm früher nur ſäumig waren wieder erſtattet worden.

Überhaupt ließ ſich in dieſer Stadt, die bisher die religiöſe Angelegenheit mit dem größten Eifer gefördert, eine

gewiſſe Verſtimmung bemerken, die ſich von den Bürgern auch auf die anweſenden Bundesgeſandten ausbreitete. Man berichtete dem Kaiſer, man habe ſie mit geſenkten Köpfen, mit allen Zeichen des Mißverſtändniſſes und der Entmuthigung von dem Rathhaus kommen ſehen.

Dahin nun konnte das den Kaiſer nicht führen, daß ſich etwa auch Ulm und Augsburg, wie Heilbronn und Hall thaten, auf eine Gefahr drohende Bewegung ſeiner Truppen ihm unterworfen hätten. Waren aber nicht die Dinge vielleicht dazu angethan, um einer Unterhandlung und billigen Mitteln Eingang zu verſchaffen?

Den Fürſten, die ihn jetzt auch perſönlich beleidigt, hatte Carl das Verderben geſchworen: im Lager von Sontheim hatte er nicht mehr vom Churfürſten und Landgrafen, ſondern nur von Johann Friedrich von Sachſen, Philipp von Heſſen hören wollen; mit den Städten aber, die ſich früher immer gut kaiſerlich gezeigt, konnte er wohl auf die Eröffnungen zurückkommen die er ihnen vor dem Kriege gemacht hatte.

Städtiſcher Seits glaubte man über die Fürſten, beſonders den Landgrafen, gerechte Beſchwerde führen zu können: die erwähnte Anfrage derſelben bei dem Kaiſer ſchien auch zu eignen Unterhandlungen zu ermächtigen.[1]

Ohne Zweifel bildete es ein weiteres Motiv für ſie, daß der ſchmalkaldiſche Bund in Kurzem zu Ende gieng und ſeine Erneuerung unter den obwaltenden Umſtänden die größten Schwierigkeiten darbot.

1. Durch Vermittelung Sr. K. H. des Kronprinzen von Würtenberg ſind mir vier ſtarke Convolute aus dem Ulmer Archiv, Schmalkaldiſche Religionsacta, mitgetheilt worden, auf die ich die folgende Darſtellung gründen konnte.

Durch die Vermittelung zwei geborner Ulmer, David und Johann Baumgärtner, welche Blutsverwandte des ulmiſchen Bürgermeiſters Georg Beſſerer waren und in dem beſten Verhältniß mit Granvella ſtanden, geſchahen die erſten Eröffnungen.

Ein Gedanke, der anfangs angedeutet worden, als ſey es um eine gemeinſchaftliche Unterhandlung mit ſämmtlichen oberländiſchen Fürſten und Städten zu thun, ward doch bald darauf von den kaiſerlichen Miniſtern verworfen. Nicht mit dem Bund, auch nicht mit einem Theil deſſelben, ſondern nur mit einzelnen Ständen wollten ſie zu ſchaffen haben. Einen nach dem andern hofften ſie herbeizubringen; zum Anfang hatten ſie ſich eben Ulm auserſehen.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage dieſer Stadt näher, ſo war ſie folgende.

Von der proteſtantiſchen Seite liefen täglich neue Anmuthungen ein. Johann Friedrich forderte Mitverſicherung der von Frankreich angebotenen Summen; Philipp rieth eine Unternehmung auf einige minder gut beſetzte Plätze an der Donau; Augsburg trug auf gemeinſchaftliche Beſetzung von Mindelheim an; Eßlingen rief um Hülfe. Indeſſen rückten ein paar noch unbezahlte Fähnlein des Bundesheeres geradezu in das ulmiſche Gebiet, um die Rückſtände ihres Soldes gleichſam mit Gewalt einzutreiben.

Dagegen ließen es die Kaiſerlichen nicht an Drohungen fehlen: Einziehung und Vergabung der Herrſchaften auf dem Lande; förmliche Belagerung, die vollends alles verderben müſſe, zu der ſchon die Kanonen von Rothenburg im Anzuge ſeyen. Würde dagegen die Stadt ſich fügen,

ſo verſprach man ihren Kaufmannsgeſellſchaften die Wiedereröffnung aller kaiſerlichen und königlichen Lande, Herausgabe aller feſtgehaltenen Waarenballen, die Gnade und Huld des Kaiſers. [1]

„Vor eurer Thüre", ſchrieb ihnen der ferdinandeiſche Rath Georg Gienger, „ſtehn Friede und Krieg, Glück und Unglück, Segen und Fluch. Zwiſchen denen habt ihr zu wählen."

Man wird es einer deutſchen Commune ſchwerlich zutrauen, daß ſie unter ſolchen Umſtänden feſthalten ſollte. Hingebung Aller ohne Ausnahme und die entſchloſſenſte Führung hätten dazu gehört.

Auch das aber wird man von einer Commune dieſer Zeit nicht erwarten, daß ſie nachdem ſie den Krieg beſtanden, das große Intereſſe um deßwillen ſie ihn unternommen, hätte vergeſſen ſollen.

Die erſten Vorſchläge, welche Granvella machte, wurden zurückgewieſen, weil darin der Religion nicht gedacht worden. Die Fünf erklärten, ihre Abſicht ſey nie eine andre geweſen, als ſich vor dem Gehorſam und Glauben des Papſtes zu ſchützen; der gemeine Mann in der Stadt werde Leib und Leben, Gut und Blut lieber wagen als davon ablaſſen. Mit den zweideutigen Verſicherungen welche im Anfang des Krieges gemacht worden, wollten ſie ſich noch immer nicht begnügen.

Auch nach dem gefährlichen und ſiegreichen Feldzug den der Kaiſer gemacht, ſtellte ſich ihm doch die religiöſe For-

1. „Wir haben in unſer Capitulation ayns notigen artigkls vergeſſen, nåmlich das Ewrn Geſellſchaften Kaufleuten und hantirenden Bůrgern der kſ. kön. Mt Lande wider geoffnet und alle hantirung maſſen wie vor dieſem krieg zugelaſſen auch was inen arreſtirt wåre wieder relaxirt wůrde." (Giengen 2 Dez.)

derung, die er zu beſeitigen gedacht, wenn nicht mit der alten Heftigkeit, doch mit Energie entgegen.

Churfürſt Friedrich von der Pfalz, der in dieſen Tagen in die Nähe gekommen, hauptſächlich um ſeine Theilnahme am Kriege mit der Geringfügigkeit derſelben — er hatte nur dem Herzog von Würtenberg kraft alter Tractaten ein paar hundert Mann zugeſchickt — zu entſchuldigen, entwickelte dem Kaiſer, wie leicht ſich ihm Deutſchland jetzt unterwerfen werde, wenn er Gnade ergehn laſſe, hauptſächlich in Einem Artikel, dem der Religion. So tiefe Wurzeln habe die neue Lehre in Hohen und Niedrigen geſchlagen, daß es nicht mehr möglich ſey ſie zu vertilgen. Alles rufe ihn an, nur in dieſem Punct keine Gewalt auszuüben: in jedem andern wolle man Gehorſam beweiſen.

Es war, wie wir wiſſen, eben der Punct, auf den es dem Kaiſer am meiſten ankam. Allein auch jetzt noch war er nicht in der Lage, geradezu damit durchzugreifen.

Herzog Ulrich, dem nun auch Eröffnungen waren gemacht worden, forderte ebenfalls „bei der wahren evangeliſchen Lehre erhalten zu werden.“

Einen zweiten Vorſchlag, den Granvella vorlegen ließ, wieſen die Ulmer, zwar auch wegen einiger Beſtimmungen über den Gehorſam gegen den Kaiſer die man verfänglich fand, [1] hauptſächlich aber wegen der Religion von

1. Nach Granvellas Vorſchlag ſollten die Bürger verſprechen, bei dem Kaiſer, als ihrer höchſten und ainigen ordentlichen Obrigkeit, alle Zeit als gehorſame Unterthanen zu bleiben: nie wieder einen Bund zu machen, ohne daß der Kaiſer und das Haus Öſtreich darin begriffen oder vorbehalten wären; dem Kammergericht zu gehorchen, wie es der Kaiſer beſtellen würde. Die Ulmer ermäßigten dieſe Be-

ſich. Sie forderten die Zuſage, bei der Religion die ſie angenommen und noch haben, ruhig gelaſſen zu werden bis auf ein freies chriſtliches Concil in deutſcher Nation, zu der alle Stände berufen und dabei gehört worden.

Johann Baumgärtner erſchrak nicht wenig über dieſe Forderung, als welche nicht bewilligt werden könnte, und rieth ihnen nochmals unbedingte Unterwerfung.

Bei Granvella jedoch machten dieſe Erinnerungen alle den Eindruck der ihnen zukam. Er ſah wohl daß er ohne religiöſe Zugeſtändniſſe keinen Schritt weiter kommen könne.

Und gab es nicht ein leichtes Mittel, hierüber eine vorläufig befriedigende Beſtimmung zu treffen? Die Ulmer ſelbſt haben darauf aufmerkſam gemacht, daß man ihnen die Zuſicherung, wenn ſie nicht in den Tractat zu bringen ſey, in einer Nebenverſchreibung gewähren möge, wie ſolche dem Herzog Moritz und den brandenburgiſchen Fürſten zu Theil geworden.

Am 12ten December hatten die Ulmer den Gegenentwurf eingereicht, der ihre Forderungen enthielt: am 13ten erwiederte Granvella, nicht allein gedenke der Kaiſer ſie nicht weiter zu verpflichten als nach den alten Eidesleiſtungen, ſondern überdieß in dem Artikel des Glaubens halber ſolle es keinen Mangel haben: der Kaiſer werde ihnen in einer

dingungen ſämmtlich nach den im Reiche herkömmlichen Formeln. Nur nach dem alten Eide z. B. wollten ſie Carl dem Fünften Gehorſam verſprechen, „als einem römiſchen Kaiſer, ſie als eine getreue und gehorſame Stadt Ihr Majeſtät und des römiſchen Reiches“; „einem Kammergericht würden ſie gehorchen wie es der Kaiſer mit den Ständen einrichten werde“; u. ſ. w. Auch weigerten ſie ſich der Achtserklärung gegen Sachſen und Heſſen in aller Form anzuhangen, wie es der Kaiſer forderte: es ſchien ihnen eine eigne Ächtung darin zu liegen.

Nebenverſicherung zuſagen, ſich darin gegen ſie zu halten wie gegen Herzog Moritz und die Fürſten von Brandenburg.

Nur fügte er hinzu, daß der Kaiſer dieß nicht als eine eigentliche Bedingung anſehen wollte: es würde ſonſt den Schein haben, als habe er den Krieg doch der Religion wegen unternommen. Nach Granvellas Wunſch ſollte es ſo ausſehen, als habe der Kaiſer nie etwas anders beabſichtigt.

Baumgärtner rieth ohnehin: nicht eigentlich eine Capitulation auf beſtimmte Artikel, ſondern nur „einen heimlichen Verſtand" mit dem Kaiſer zu ſchließen: ihm zu vertrauen, wie ja den beiden Hauptleuten des Bundes vertraut worden ſey.

Und hierauf nun giengen Bürgermeiſter und Fünf der Stadt Ulm ein. Allerdings waren ſie weit entfernt von dem Ziele welches ihnen im Beginn des Krieges vorgeſchwebt; allein die Ungewißheit ob dieß überhaupt jemals zu erreichen, verleidete ihnen die Beſchwerden und Gefahren des Krieges: ſie glaubten mit Zugeſtändniſſen zufrieden ſeyn zu können, die ſo mächtigen Fürſten genügten.

Am 14ten December ward der Rath verſammelt und ihm zum erſten Mal von den bisherigen Verhandlungen Nachricht gegeben.

Der Rath beſchloß ganz wie man ihm vorſchlug ſich „in höchſter Unterwürfigkeit" vor dem Kaiſer zu demüthigen: und ohne alle weitere Disputation Sr Majeſtät auf die Verſicherung der Religion, wie ſie gegen Herzog Moritz und Brandenburg geſchehen, zu vertrauen.

Der Bürgermeiſter Georg Beſſerer und Jos Weikmann, damals einer der in den weiteſten Verbindungen ſtehenden Ulmer Kaufleute, wurden zu Geſandten gewählt, um die Sache

zu Ende zu bringen. In Neresheim geſellte ſich ihnen David Baumgärtner zu, der ſich als der Begründer dieſer Sache betrachtete, und ihnen „durch das geheime Mittel", das er nicht weiter entwickelt, bei Granvella nützlich zu ſeyn verſprach. Einige Tage mußten ſie auf das ſichere Geleit warten; am 22ſten December früh trafen ſie in Hall ein, wo ſich der Kaiſer und ſeine Räthe befanden: den ganzen Tag unterhandelten ſie mit Granvella. Die Differenzen betrafen jetzt weniger die Religion als die Ausgleichung mit den in Schaden gerathenen Geiſtlichen; die Geldzahlung die der Kaiſer zu eigner Schadloshaltung forderte; die weitere Unterhandlung mit andern Ständen: ſie konnten nicht alle geſchlichtet werden; da aber der Kaiſer am 23ſten December Hall zu verlaſſen gedachte, entſchloſſen ſich die Geſandten nichts deſto minder, den Act der Demüthigung zu vollziehen, zu welcher ſie von dem Rath der Stadt bevollmächtigt waren. Der Kaiſer nahm ſie in ſeine Huld wieder auf, fügte aber hinzu, „wenn er der Stadt weiter in Gnaden etwas auflege, ſo verſehe er ſich eines ſolchen Gehorſams, daß er dadurch zu fernern Gnaden bewogen werde."

So weit aber gieng ihr Zutrauen doch nicht, daß ſie ſich nicht Gewißheit darüber hätten verſchaffen ſollen, welche Bedingungen der Kaiſer hiemit meine. Nach ihrem Bericht waren es folgende: Verzichtleiſtung auf den ſchmalkaldiſchen Bund, und Verſprechen in keinen andern zu treten, in welchem nicht der Kaiſer und der König mitbegriffen ſeyen — Zurückgabe alles deſſen was ſeit dem Anfange des Krieges Geiſtlichen oder Weltlichen entriſſen worden — Entlaſſung des Kriegsvolks — Gehorſam gegen das im Reich

aufzurichtende Kammergericht — eine Geldſtrafe. Was aber die Religion als den vornehmſten Punct anbelangt, ſagen ſie, ſo habe ſich der Kaiſer erboten, „einen ehrſamen Rath bei ſeiner habenden Religion bleiben zu laſſen, ſo wie Herzog Moritz, Herzog Erich und das Haus Brandenburg, und ihn weder mit dem Schwert noch mit andrer Gewalt davon zu dringen.“ [1]

So geſchah, daß ſich die mächtige Stadt, welche als der Heerd der geſammten Bewegung im Oberland hatte angeſehen werden können, dem Kaiſer unterwarf.

Für dieſen Fürſten war dieß einem neuen Siege gleich. Die Kette des ſchmalkaldiſchen Bundes war in ihrer Mitte geſprengt, und ein Beiſpiel des Abfalls aufgeſtellt, welches nothwendig Nachfolge finden mußte. Ulm ſelbſt bot die Hand zu Unterhandlungen mit den übrigen oberländiſchen Städten; Anfang Januar verſammelten ſich hier die Geſandten derſelben, wenigſtens zum Theil ganz bereit — vor allen Memmingen und Biberach — ſich eben ſo auszuſöhnen wie Ulm gethan.

Auch war das unvermeidlich, da Ulm eine der wichtigſten militäriſchen Poſitionen für das geſammte obere Deutſchland darbietet. Würtenberg wie Augsburg geriethen dadurch in unmittelbare Gefahr. Der Kaiſer ward durch die gute Luft, die ihm die Baumgärtner rühmten, veranlaßt, ſelbſt ein paar Wochen in Ulm Wohnung zu nehmen.

Überdieß eröffneten ſich auf dieſem Wege pecuniäre Hülfsquellen. Der kaiſerliche Hof faßte den Gedanken, Niemand zur Ausſöhnung zuzulaſſen, der nicht dem Kaiſer eine

1. Ausführliches Ausſchreiben, das ich im Anh. mittheilen will.

eben ſo große Abtragsſumme zahle, als dieſer im Kriege wider ihn aufgewendet. So wörtlich ließ ſich das nun nicht ausführen, aber nicht weit davon entfernt war es wenigſtens, wenn Ulm 100000 G. zahlen mußte. Es ſchien kein Vortheil, wenn der Kaiſer ein anſehnliches Geſchütz ſammt Pulver und Munition als Abſchlag annahm.[1] So zahlte auch Heilbronn 20000, Eßlingen 40000, Reutlingen 20000 G. Man nahm den Grundſatz, daß von jeden 100 G. Vermögen der Bürger 1 G. Abtrag gezahlt werden müſſe. Hätten ſie ſich entſchloſſen, nur die Hälfte davon in das Lager von Giengen zu zahlen, ſo wäre es nie ſo weit gekommen.

Unter dieſen Umſtänden konnte nun auch der Herzog von Würtenberg ſich nicht behaupten.

Es ſcheint als habe er anfangs, als noch von einer gemeinſchaftlichen Unterhandlung für die geſammten Oberlande die Rede war, erträglichere Bedingungen hoffen können: wenigſtens hielt Granvella den Rath des römiſchen Königs, Doctor Gienger, ausdrücklich deshalb von dem Geſchäfte fern, damit er nicht die Anſprüche ſeines Herrn zu unbequemer Zeit rege mache; allein da jene Unterhandlung ſich zerſchlug, Ulm ſich unterwarf, ergiengen gegen ihn, und zwar an demſelben Tag da dieß geſchah, die härteſten Drohungen, und die kaiſerlichen Truppen rückten in ſein Gebiet ein. Der Herzog entwich nach Hohentwiel, und ließ

1. Nur ſo iſt es zu verſtehen, daß ſie 100000 G. gezahlt. Nach der Copie der kaiſerlichen Quittung vom 20 März zahlten ſie 80126 G. 47 Kr. baar; ſie gaben ferner 11 Stück auf Rädern, 900 C. Pulver, 1200 Kugeln, „ſo alles an Geld mach 14873 G. 13 Kr.“ — dieſes alles mache 100000 G. Statt 80126 muß es wohl heißen 85126 G.

durch ſeinen Canzler Gültlinger Bedingungen der Unterwerfung vorſchlagen; aber der Kaiſer wies ſie zurück und legte ſelbſt einen Vertrag vor, auf deſſen unverweilte Annahme er beſtand. Der Herzog ſollte 300000 Gulden zahlen, eine Hälfte in 14, die andre in 25 Tagen, ſeine feſten Häuſer Hohenaſperg, Schorndorf und Kirchheim kaiſerlichen Truppen einräumen, ohne daß eine Zeit der Rückgabe beſtimmt worden wäre, und vor allem dem König Ferdinand wegen aller Anſprüche, die er an den Herzog machen könne, Rede ſtehn. Noch ein Glück daß wenigſtens der Cadaniſche Vertrag beſtätigt ward, der das Beſtehen des Landes und die Religion ſicherte.[1] Der alte Fürſt mußte ſich ſelbſt zu perſönlicher Demüthigung herbeilaſſen.

Hierauf konnte auch Augsburg nicht länger widerſtreben. Aus dem Briefwechſel der dreizehn Verordneten des Krieges mit Ulm ſehen wir zwar, mit wie vielem Muth und gutem Willen man dort die Wendung der Angelegenheiten lange Zeit anſah: man wollte nicht zugeſtehn, daß der Krieg ſchlecht geführt worden ſey: von Fremden werde wohl der Widerſtand bewundert den man dem mächtigen Kaiſer geleiſtet habe: ſey es wirklich wahr daß die niederſächſiſchen Städte ihrer Pflicht nicht nachgekommen, ſo möge man ſie das verantworten laſſen und nur ſelber zur Sache thun, die gefaßten Beſchlüſſe ausführen.[2] Der tapfere Kriegsmann Schärtlin vermaß ſich, die Stadt Jahr und Tag zu halten, derweile könne dann Deutſchland Athem ſchöpfen und ſich

1. Nach einem Schreiben Granvellas ward der Vertrag am 7ten Januar „abſolvirt.“

2. Schreiben vom 22 December 1546. (Ulm. Acten.)

rüſten: ſollte es ja zuletzt ſchlecht gehn, ſo werde man noch nach Jahrhunderten in den Chroniken leſen, daß andre ſich ohne Noth ergeben, Augsburg aber für das göttliche Wort und die deutſche Freiheit bis zuletzt muthig geſtritten: an leidlichem Vertrag werde es auch dann nicht fehlen. Aber allmählig machte ſich auch hier der Einfluß der großen Kaufherrn bemerklich, die ſich anfangs entfernt hatten, jetzt aber wiederkehrten; Anton Fugger, Schwager Hans Baumgärtners, ward mit der Unterhandlung beauftragt, und am 29ſten Januar 1547 unterwarf ſich auch Augsburg. Es mußte 150000 G. zahlen, 12 Stück Geſchütz, eine kaiſerliche Beſatzung aufnehmen, und was dem mehr iſt: in Hinſicht der Religion ſich mit der mündlichen Verſicherung Granvellas begnügen, daß es bei dem jetzigen Zuſtand derſelben ſein Verbleiben haben ſolle.

Indeſſen war auch ſchon in weiterer Ferne ein nicht minder bedeutender Abfall von der proteſtantiſchen Sache erfolgt. Als der Graf von Büren mit dem niederländiſchen Volk, das er nach Hauſe führte, in die Nähe von Frankfurt gelangte, regte ſich in dieſer Stadt ebenfalls eine mächtige Partei die auf unverweilte Ausſöhnung drang. Die Zünfte und die Prediger waren dagegen; allein die Mehrheit des Rathes erklärte ſich dafür. Die Mannſchaften des Grafen ſahen nicht ſehr ſtreitbar aus, ſie waren von Krankheit heimgeſucht, Belagerungsgeſchütz führten ſie nicht bei ſich; deſſenungeachtet ergab ſich ihnen eine wohlbefeſtigte, mit allen Bedürfniſſen auf lange Zeit verſehene Stadt. Der Grund war die Überzeugung, daß der Kaiſer doch zuletzt den Platz behalten und an Allen die ſich nicht bei Zeiten unterworfen

Rache nehmen werde. Namentlich fürchtete Frankfurt den Verluſt ſeiner Meſſen, und ich finde in der That, daß die Stadt Worms ſich ſchmeichelte, dieſelben an ſich zu ziehen. Der Graf verſprach ſein Fürwort auch in Hinſicht der Religion: er würde dem Kaiſer ſelbſt nicht länger dienen, wenn dieſe angegriffen werden ſollte. Schon am 29ſten December zogen die Kaiſerlichen in Frankfurt ein; am 21ſten Januar 1547 leiſteten die Bürger dem Kaiſer einen neuen Huldigungseid.[1]

Und unter dieſen Auſpicien ward nun auch die große Angelegenheit die den Ausbruch des Krieges hauptſächlich mit veranlaßt hatte, die cöllniſche, zu Ende gebracht.

Es iſt ganz in der Art und Weiſe der Regierung Carls V, daß die päpſtliche Excommunication gegen den Erzbiſchof ſchon im April 1546 ausgeſprochen worden, der Kaiſer aber ſich wohl gehütet hatte ihr Folge zu geben. Auf dem Wege nach Regensburg hatte er noch einmal die Vertrauteſten vom Clerus ſeiner Hülfe verſichern, den Rath in ſeiner ſtreng katholiſchen Haltung beſtärken laſſen; den Erzbiſchof hatte er aufs neue gewarnt, aber ihn übrigens glimpflich behandelt. Man wußte wohl, daß Hermann ſeine Geſandten auf die Zuſammenkünfte, ſpäter ins Lager der Proteſtanten geſchickt, daß dagegen proteſtantiſche Abgeordnete bei ihm geweſen, ſein Geſchütz, ſeine Vertheidigungsmittel überhaupt unterſucht hatten. Wäre er ſo entſchieden bedroht worden, ſo würde er ſich doch vielleicht zu einer ernſtlichen Anſtrengung ſeiner Kräfte ermannt haben, die er bisher vermied, und die vielleicht ein Gewicht in die Wagſchale hätte

1. Kirchner Geſchichte von Frankfurt II, 128.

werfen können. Man muß wohl urtheilen, daß er es auch ſo hätte thun ſollen. Denn wie die Sachen zwiſchen ihm und dem Kaiſer nun einmal ſtanden, ſo durfte er nicht zweifeln, daß ſeine Exiſtenz von dem Erfolg der proteſtantiſchen Waffen abhieng. In demſelben Moment wo ſich das Glück im Feld für den Kaiſer entſchieden, im November ward dem Erzbiſchof die gegen ihn ergangene Sentenz kund gethan. Mochte er dagegen immerhin ſeine alten Einwendungen wiederholen, ſo wie die erſten Unterwerfungen in Schwaben erfolgt, ſchickte der Kaiſer ſich an, die päpſtliche Sentenz zu vollſtrecken. Aus ſeinem Feldlager in Schwaben entſandte er zu dem Ende ſeinen Commiſſarius Viglius van Zuichem, dem ſich der Gouverneur von Geldern, Graf Hochſtraaten, zugeſellte, nach Cölln.

Worauf hiebei alles ankam, das war die Haltung welche die Stände des Erzſtiftes, die ſich ihrem Fürſten zugeſellt hatten, behaupten würden. Sie wurden auf den 24ſten Januar 1547 zu einer Verſammlung nach Cölln eingeladen.

Es wäre noch immer ſehr möglich geweſen, daß der Moment der Kriſe zu einer lebhaften Manifeſtation für den Erzbiſchof bewogen hätte, dadurch vielleicht eine günſtige Bewegung ſelbſt in der Stadt, wo noch Viele für denſelben waren, hervorgerufen worden wäre. Gab es doch auch hier Beſchwerden gegen die Geiſtlichkeit genug, welche eben bei dem Wechſel der Regierung zur Sprache kommen mußten.

Die Sorge der Commiſſarien gieng nun dahin, jede Bewegung zu vermeiden, ihren Auftrag ganz im Frieden zu vollziehen.

Die Abſicht des Churfürſten war, zu dem anberaumten Tage ſelbſt in der Stadt zu erſcheinen. Die Commiſſarien

ſtellten dem Rathe vor, daß daraus leicht eine Bewegung des gemeinen Volkes, eine „Verſtörung und Verhinderung ihrer Commiſſion" erfolgen könne, und baten, den Fürſten durch ein förmliches Schreiben von ſeiner Abſicht abzumahnen, weil ſie keinen Auftrag an ihn hätten. Obwohl das Schreiben das einer der Bürgermeiſter in dieſem Sinne aufgeſetzt, bei dem Rathe nicht durchgieng, aus formellen Anſtänden, ſo hörte doch der alte Herr ſo viel von den gegen ihn getroffenen Vorkehrungen, daß er vorzog wegzubleiben.

An ſeiner Stelle erſchienen Abgeordnete, mit dem Auftrag, wie ſie erklärten, „ihre Nothdurft vorzuwenden, und wenn es nöthig eine Appellation aufzuſchlagen"; die kaiſerlichen Commiſſarien wiederholten aber die Einwendungen die ſie gegen die Anweſenheit des Fürſten erhoben, auch gegen die Vergleitung ſeiner Abgeordneten: dieſe würde den Gegnern nur Muth machen, und was könne daraus entſtehn, wenn ihnen geſtattet werde, zu einer feierlichen Appellation zu ſchreiten? Die Bürgermeiſter folgten auch hierin ihrem Rathe.

So geſchah, daß die Stände ſich ohne ihren Fürſten und deſſen Räthe verſammelten.

Die Verſammlung fand im hohen Chore des Domes Statt: auf der einen Seite ſtanden die kaiſerlichen Commiſſarien, und etwas tiefer die cleviſchen Räthe, die eben zu dieſem Act herbeigekommen; auf der andern der Coadjutor in ſeinem Röckel und Beff, und die Mehrheit der Domcapitularen; in der Mitte die weltlichen Mitglieder der Ständeverſammlung. Nachdem die heil. Geiſtmeſſe geſungen war, eröffnete Dr Viglius die Verhandlungen mit einer ausführlichen Propoſition, in welcher er davon ausgieng, daß durch

die Excommunication des Papſtes alle Unterthanen des Stifts vom Gehorſam gegen den bisherigen Erzbiſchof entbunden ſeyen; dahin laute auch ein kaiſerliches Decret, wenn nicht der Erzbiſchof von ſeinem Vornehmen ablaſſe, wovon man wiſſe daß er es nicht gethan;[1] und da nun ſchon längſt das Stift mit einem Coadjutor verſehen ſey, der den Ständen bereits vorgeſtellt und von ihnen angenommen worden, ſo ſey des Kaiſers ernſtlicher Wille, daß der Coadjutor von den Ständen als erwählter Erzbiſchof und natürlicher Fürſt anerkannt und ihm aller Gehorſam geleiſtet werde.

Afterdechant und Capitel verſäumten nicht, auch von ihrer Seite eine förmliche Präſentation des Coadjutors den Ständen vorzutragen.

Die Stände waren jedoch nicht ſogleich dieſer Meinung. Die cleviſchen Räthe und die kaiſerlichen Commiſſarien unterhandelten mit ihnen den ganzen Tag, aber ſie blieben dabei, obwohl ſie der Kaiſer und der Papſt ihres Eides entbunden, könnten ſie doch als ehrliche Deutſche ſich deſſelben noch nicht erledigt erachten, wofern nicht ihr alter Fürſt einwillige und ihnen ausdrücklich die Erlaubniß gebe ſich einem neuen Herrn zu unterwerfen. Sie forderten eine Friſt um deſſen Meinung zu vernehmen. Schon ward das Volk ungeduldig, das ſich — mit dem Rathe der Stadt keineswegs ganz einverſtanden, wiewohl durch deſſen Strenge bis-

1. Quod Sua M. in decreto suo imperiali status omnes a juramento, promissionibus et obligationibus quibuscumque, ubi decreto huic ille non paruerit aut contravenerit, quod ipsum fecisse notorium, censuerit liberandos et relevandos, - - et nunc insuper summus pontifex lata sententia eosdem omnes ab universis juramentis et obligationibus absolverit, censeatque S. Maj. et velit, easdem obligationes omnes transferendas ac praestandas ipsi domino praesentato. (Aus der Propoſition. Brüſſeler A.)

her in Zaum gehalten, — in Harniſch und Wehr um den Dom geſammelt hatte.[1]

Eben darum ließen ſich auch Commiſſarien und Capitel durch keinen Widerſpruch abhalten, den Coadjutor wirklich einzuſetzen. Unter dem Geſange des Te Deum, von der Orgel begleitet, ward Adolph von Schaumburg auf den Hochaltar geſetzt und dem Volk als der neue Erzbiſchof dargeſtellt.

Wohl ſah nun Hermann von Wied, daß er ſich nicht behaupten würde. Was konnte ihm auch, einem achtzigjährigen Greiſe, geſinnt wie er war, und nur noch lebend in religiöſen Gedanken, ſo viel daran liegen? Er faßte die Abſicht, die Erhaltung der Religion die er eingeführt, zum Preiſe ſeiner Abdankung zu machen. Er forderte die Zuſicherung, daß in dem Zuſtand der Religion nichts verändert, und derjenige Theil des Capitels der es mit ihm gehalten, wieder in ſeine Rechte hergeſtellt werde.

Vielleicht mochte ſich der Erzbiſchof ſchmeicheln ein Zugeſtändniß auszuwirken, wie den oberländiſchen Städten bewilligt worden; allein hier hatte der Kaiſer andre Rückſichten: die Commiſſarien erwiederten, daß in ihrer Inſtruction von dieſen Dingen nichts enthalten ſey. Adolph von Schaumburg erklärte, er werde ſich in der Religion ſo verhalten, wie Gott und die beiden höchſten Gewalten es billigen würden.

Da waren aber auch die Stände keinen Schritt weiter

1. Relation über den Vorgang bei Bucholtz IX, 390. Capitulum nolens populum, qui ad ecclesiam majorem cum consulibus civitatis maximus confluxerat rei exitum sed non pari voto exspectans, diutius suspendere, seditionem si publicatio extraheretur diutius non injuste metuens. Andre Notizen ſchöpfte ich aus den Protocollen des Rathes.

zu bringen. Zuweilen glaubte man eine oder die andere ihrer Äußerungen als genügend betrachten zu können; aber näher betrachtet enthielten ſie doch immer den alten Vorbehalt: Anfang Februar verließen ſie nach und nach die Stadt: der Landtag löſte ſich ohne Abſchied auf.

War der Coadjutor ſchon ohne Einwilligung der Stände inthroniſirt worden, ſo nahm er nun auch keine Rückſicht weiter auf ihren fortgeſetzten Widerſpruch. Mit bewaffnetem Gefolge — einer Schaar von 100 Reitern — brach er am 7ten Februar von Cölln auf, um das Erzſtift förmlich in Beſitz zu nehmen. Am 8ten Februar ward der evangeliſche Prediger aus Brül entfernt: am 10ten Februar ward in der Kirche des heil. Caſſius zu Bonn wieder die Meſſe geleſen. So gieng es weiter im Lande.

Unter dieſen Umſtänden aber, da der evangeliſche Gottesdienſt bereits überall umgeſtürzt wurde, konnte auch der Erzbiſchof nicht mehr auf die Erhaltung deſſelben beſtehn. Von den Ständen des Stifts zwar nicht verlaſſen, aber doch auch nicht unterſtützt, — ohne Ausſicht auf Hülfe der einſt mächtigen Verbündeten, denen er ſich zugeſellt hatte, — von Gewalt bedroht, reſignirte er am 25ſten Februar 1547.

Eine ſo gewaltige Wirkung hatte es, daß in dem Capitel in Folge einiger wenigen Stimmen niederer Geiſtlicher ſich keine evangeliſche Majorität bilden konnte. Da vielmehr der alte Glaube im Beſitz eines im Ganzen geſetzlichen Anſehens blieb, ſo konnte er Anſpruch auf die Unterſtützung des Kaiſers und Papſtes machen. Er behauptete ſich nicht allein: unter den günſtigen Umſtänden eroberte er ein beinahe verlornes Gebiet wieder.

Indeß waren, ausgenommen Conſtanz, alle andere oberländiſche Städte mit dem Kaiſer ausgeſöhnt. Am härteſten war es der Stadt Straßburg gefallen, die von einem Bürgermeiſter geleitet, der an den allgemeinen Angelegenheiten des Proteſtantismus den lebendigſten Antheil genommen, auch nach dem Abzug der beiden Fürſten aus dem Feld an den Grundſätzen des Bundes feſthielt, und Andre zum Widerſtand mahnte. Auch hier aber machte man doch zuletzt die Betrachtung, daß man der kaiſerlichen Übermacht auf die Länge nicht widerſtehn werde, es wäre denn, man hätte ſich an Frankreich anſchließen wollen: ein Gedanke, den dieſe Zeiten noch verabſcheuten und womit ihnen nicht einmal geholfen geweſen wäre; daß der Wohlſtand der Stadt auf den auswärtigen Handelsgeſchäften beruhe, worin ihr der Kaiſer mit einem einzigen Federſtrich unwiederbringlichen Abbruch thun könne; endlich daß der Kaiſer die ordentliche Obrigkeit ſey. Es läßt ſich denken, in welche trübe Stimmung die leitenden Mitglieder des Rathes hierüber geriethen. „Ich habe", ſchreibt Butzer, „unſern Herrn Jacob Sturm mit vielen Thränen Gott bitten ſehen, ihm einzugeben, was er rathen ſolle, damit es der Stadt zu Nutzen und Wohlfahrt gereiche." Endlich aber behielt auch hier der allgemeine Zug der Dinge die Oberhand. Jacob Sturm war ſelbſt in der Geſandtſchaft die an den Kaiſer abgeordnet wurde um ſich zu unterwerfen. Es war für ihn ein bitterer Augenblick: er bat Gott um ſeinen Tod in derſelben Stunde; aber er konnte ſich nicht weigern und mußte die Geſandtſchaft übernehmen.[1] Doch erhielt Straßburg etwas

1. Röhrich. Schreiben Butzers 16 März im Arch. zu Weimar.

glimpflichere Bedingungen als die übrigen Städte: es ward ihm keine Beſatzung aufgedrungen: es brauchte nur 30000 G. zu zahlen; — in dem Begnadigungsbrief werden den Bürgern ihre löblichen Gebräuche und Herkommen, wie ſie die in Gebrauch haben, mithin auch die religiöſen, obwohl ſie nicht ausdrücklich genannt ſind, zugeſichert.

Dergeſtalt war auch die vierte große Reichsſtadt dem Kaiſer unterworfen; geiſtliche und weltliche Fürſtenthümer am Rhein und in Schwaben gehorchten ihm wieder. Schon erhoben die fehdeluſtigen Kriegshauptleute die unter Herzog Heinrich gedient, auch in dem niedern Deutſchland die Waffen in des Kaiſers Namen: im Februar fiel Minden in ihre Hand.

Carl V war in dieſem Kriege ganz grau geworden: ſeine Krankheit griff ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit an: man bemerkte es faſt mehr an der Bewegung ſeiner Lippen als an dem ſchwachen Ton ſeiner Stimme, wenn er redete: wer ihn ſah, ſo leichenblaß, an allen Gliedern gelähmt, ward von Mitleiden ergriffen; aber eben dieß war der Augenblick wo er Herr zu werden begann, wo das unbeſiegte Deutſchland ihm zu gehorchen anfieng. Von allen Seiten kamen Fürſten und Herrn und die Geſandten ſo vieler Städte um ſich vor ihm zu demüthigen. Man ſah ſie knien, „die ehrenfeſten hochgelahrten fürſichtigen und weiſen“, wie die Urkunden ſie nennen, die ihm ſo oft Widerpart gehalten, in der Mitte des verſammelten Hofes, einer hinter dem andern in langer Reihe, mit niedergeſchlagenen Augen: bis dann Einer von ihnen das Wort nahm und S. kaiſerliche Majeſtät um Gottes des Allmächtigen und ſeiner Barmherzigkeit willen

anflehte, die gegen ſie gefaßte, allerdings wohl verdiente Ungnade fallen zu laſſen; nachdem der Kaiſer nicht ſelbſt, ſondern durch den Mund ſeines Vicecanzlers ihnen dieß zugeſagt, „aus angeborner kaiſerlicher Milde, und weil er das Verderben der Reichsſtände nicht wolle“, gelobten ſie dafür unterthänigen Gehorſam ſo für ihre Nachkommen als für ſich ſelbſt in den demüthigſten Ausdrücken die ſich finden ließen; obwohl man ſie aufſtehn hieß, ſo wagten ſie das doch nicht eher als bis der Kaiſer ſelbſt ihnen mit einem Wink ſeiner Hand dazu das Zeichen gab. [1]

Gewiß ein Glück, daß er es ſo weit gebracht: aber ſo viel leuchtet auch ein, wenn wir unſern Blick nach einer andern Seite richten, daß die Art und Weiſe wie er dahin gelangte, ihn in neue Schwierigkeiten verwickeln mußte.

Nur mit proteſtantiſcher Hülfe hatte er den Krieg wider die Proteſtanten unternommen: doch wiſſen wir wohl, nicht ohne Bedingungen war ihm dieſelbe gewährt worden. Je mehr nun dieſe Hülfe zur Entſcheidung beigetragen, um ſo weniger waren die religiöſen Conceſſionen wieder zu beſeitigen, mit denen man ſie erworben. Aber ohne ähnliche Conceſſionen würden ſich auch die Städte nicht unterworfen haben. Zwar waren dieſelben nicht ausdrücklich in die Verträge aufgenommen, aber nichts deſto minder waren ſie geſchehen und wurden eifrig feſtgehalten.

Schon hiedurch gerieth der Kaiſer mit dem päpſtlichen Hofe in Weiterung. Der Nuntius glaubte bei alle dieſen

1. Ausführlicher Bericht der Frankfurter Geſandten, Ogier von Melem, Johann Fichard, Daniel zum Jungen, Hans Geddes, in dem 9ten Band der Rubrik „kaiſerliche Briefe“ im Frankf. Stadt-Archiv.

Verhandlungen eine entſcheidende Stimme zu haben: er war gar nicht einmal um ſeine Meinung gefragt worden.

Aber auch überdieß hatte das indeß verſammelte Concilium einen Gang genommen, der den Wünſchen und Bedürfniſſen des Kaiſers mit nichten entſprach. Eben in den Zeiten in welchen wir ſtehn, kam es zu einem Ausbruch von Mißverſtändniſſen, welcher die weitausſehendſten Folgen haben mußte. Ehe wir den Kaiſer zur Fortſetzung ſeiner Kriegsunternehmungen begleiten, müſſen wir dieſe Verhältniſſe ins Auge faſſen. Wir würden ſonſt zu keinem Mitgefühl des Momentes gelangen.

Viertes Capitel.

Fortgang des tridentiniſchen Conciliums.

Während die Heere des Kaiſers und des Papſtes gegen die Proteſtanten zu Felde lagen, hatten ihre Theologen und Prälaten ſich in Trient vereinigt, um im Namen der allgemeinen Kirche über die großen Streitfragen welche Deutſchland und die Welt entzweiten, entſcheidende Beſchlüſſe zu faſſen.

Das tridentiniſche Concilium, wie es ſich im Frühjahr 1546 beiſammen fand, dürfte doch kein Menſch als eine Repräſentation der chriſtlichen Welt im Sinne der alten Kirchenverſammlungen betrachten: die Diöceſen ſämmtlicher dort verſammelten Biſchöfe betrugen nach einer Berechnung die man damals angeſtellt hat, einen ſehr geringen Theil der Chriſtenheit. Es waren faſt nur Spanier und Italiener zugegen. Wie hätten die deutſchen Biſchöfe erſcheinen können, in einem Augenblick wo ein Krieg ausgebrochen, in welchem ihr ferneres Beſtehen bedroht war. Eine Verordnung des Papſtes, welche den Prälaten verbot ſich durch Procuratoren vertreten zu laſſen ohne die dringendſten Entſchuldigungen, machte es für eine große Anzahl von Diöceſen unmöglich, in Trient repräſentirt zu werden. Aus großen

Reichen die noch am Papſtthum feſthielten, wie Frankreich und Polen, war nur eine verhältnißmäßig überaus geringe Zahl von Prälaten erſchienen.

Und nicht anders ſtand es mit den Theologen, die zur Seite der Prälaten eine noch nie in ähnlicher Weiſe auf einem Concilium dageweſene Corporation bildeten. Deutſche, auf die es vor allem angekommen wäre, fanden ſich eigentlich gar nicht unter ihnen. Von den deutſchen Biſchöfen hatte ein einziger, Otto Truchſeß von Augsburg, einen Gelehrten herübergeſchickt; aber auch der nicht einmal war ein Deutſcher: es war ein Savoyard, Claudius Jaius, von der Geſellſchaft Jeſu. Überdieß aber waren dieſe Theologen faſt durchaus Mönche. Von der Theologie der Mönchsorden, welche die Univerſitäten beherrſchten, ſich loszureißen war einer der vornehmſten Gedanken der erſten Reformationszeiten geweſen: eben dieſe Theologie trat nun, mit wenig fremdartiger Verſetzung, weſentlich vorherrſchend, in Trient auf. Es waren Franciscaner, Carmeliter, Servi; der Auguſtiner-General Seripando ſuchte ſich um ſo mehr durch Strenge und Eifer hervorzuthun, da in einer Congregation ſeines Ordens die Bewegung zuerſt entſprungen war; in beſonderer Stärke erſchien der Orden der Dominicaner, welcher noch überall die Lehrſtühle inne hatte. In der Congregation für das tridentiniſche Concilium zu Rom ſaßen drei Dominicaner. Das unter ihrem Einfluß ſo eben in Spanien ſich durchſetzende ſcholaſtiſche Syſtem war von Domenico Soto und Bartolommeo Carranza, welche daſſelbe in Valladolid und Salamanca vortrugen, in dieſer beſondern nationalen Färbung repräſentirt. Zu ihrer Seite, noch ganz

mit ihnen einverſtanden, erſchienen einige feurige Jeſuiten, Salmedon und Lainez, ebenfalls Spanier, welche ihrer dogmatiſchen Strenge durch eine aſcetiſche Außenſeite Nachdruck verliehen. Der Legat Cervino ſtudirte nichts ſo eifrig wie die Schriften des h. Thomas, vor allem die Summa: er machte ſich Excerpte daraus. [1]

Es leuchtet ein, daß die Verſammlung im Grunde nichts anders repräſentirte als die zwiſchen Kaiſer und Papſt in dieſem Augenblick geſchloſſene Vereinigung und die in ihrem Beſitz geſtörte mönchiſche, hauptſächlich dominicaniſche Theologie. Das hinderte ſie aber nicht, ſich doch ſelbſt als die „hochheilige öcumeniſche, allgemeine, in dem heiligen Geiſte geſetzmäßig verſammelte Synode“ zu proclamiren.

Nun wiſſen wir aber, daß Kaiſer und Papſt wohl in dem Gedanken übereinſtimmten, den Proteſtantismus zurückzudrängen, aber weder über das Wie einig waren, noch auch ſonſt ihre Zwiſtigkeiten geſchlichtet hatten.

Wenn der Kaiſer auf eine Reform der Gebräuche drang, ſo war ſein Sinn, dabei auch die Vorrechte der Gewalt, die Herrſchaft die das Papſtthum ausübte oder in Anſpruch nahm, zur Sprache zu bringen.

Wohl wußte das der alte Papſt Paul, und um ſo mehr kam ihm darauf an, die Verhandlungen des Concils ſeinerſeits in der Hand zu behalten und zu beherrſchen.

Von vorn herein war es ein großer Gewinn für ihn, daß in Trient die einfache Majorität entſcheiden ſollte. Wie

1. Doctoris angelici, cujus doctrina tantopere in concilio Tridentino spectata est. Petrus Aurelius in Pollidori Vita Marcelli p. 68.

wäre an eine Abtheilung von Nationen zu denken geweſen, da ſo viele Nationen hier keine Repräſentanten gegenwärtig hatten? Man glaubte faſt, jene Verordnung welche die Procuratoren verbot, ſey aus dieſer Rückſicht und abſichtlich ſehr ſpät erlaſſen worden: es ſchien als wolle der Papſt das Concilium nicht allzu zahlreich. [1]

Dazu kam, daß den Legaten das Recht der Initiative zuſtand. Es iſt keine leere Formel, wenn es im Eingange der Decrete heißt: ſie ſeyen auf den Vorſchlag der Legaten ergangen: ſie behaupteten dieß ihr Recht ausſchließend und auf das ſtrengſte. [2]

Nicht bei dem Vorſchlag aber blieben ſie ſtehn: ſie übernahmen auch die Vorbereitung. Sie theilten die geſammten Prälaten in drei Claſſen ein: nicht etwa Deputationen, von denen jede beſondre Geſchäfte zu erledigen gehabt hätte: dieſe waren vielmehr überall die nemlichen. Die Legaten haben gar kein Hehl, daß ſie dieſe Maaßregel hauptſächlich deshalb ergriffen, um Bewegungen zu vermeiden, wie ſie in einer größern Verſammlung leicht eintreten, plötzliche Wirkung einer überlegenen Beredtſamkeit, Bildung feſter Parteien. Bei ihnen kam man zuſammen: ſie leiteten die Beſprechungen; die Zuſammenſetzung der Claſſen ſelbſt war auf ſo umſichtige Weiſe getroffen, daß jene Gefahren auch nicht einmal im Kleinen beſorgt werden durften.

1. Mendoza al emperador 16 Abril 1545: de manera, que vincendo los obispos que son muchos y suyos, y tan pocos de otras provincias, que se hara señor absoluto del concilio y lo podra baratar come quisiere.

2. Schreiben der Legaten 30 October 1541. Havendo noi tenuta sempre ferma questa bacchetta in mano di non voler che altri faccia l'officio nostro di proporre.

Anfangs war es die Abſicht der Legaten, dieſen Conferenzen auch die Theologen beiwohnen zu laſſen: aber die Prälaten weigerten ſich mit Mönchen zu Rath zu ſitzen. Die Legaten verſammelten hierauf die Theologen in einer beſondern Congregation. Von dieſen war, wie die Dinge ſtanden, am wenigſten Oppoſition zu erwarten. Die Theologen konnten nichts wünſchen, als die Sanction ihrer Doctrinen durch die päpſtliche Autorität und das unter dem Schutz derſelben verſammelte Concil. Schon am 19ten Februar 1546 — merkwürdiger Weiſe gerade der Tag nach Luthers Tode — vereinigten ſich die Legaten, über kein Dogma Beſchluß faſſen zu laſſen, es wäre denn vorher mit dieſen Theologen überlegt.[1]

Die Deutſchen hatten einſt ein Concilium gefordert, im Sinne des Baſeler, aber noch entſchiedner deutſch, wo die Geiſtlichen von ihrer Pflicht gegen den Papſt erledigt und auch die Laien ein entſcheidendes Votum führen ſollten: da hofften ſie die alten Streitigkeiten der Nation mit dem römiſchen Stuhle zu ſchlichten und ſich über die Glaubensirrung zu verſöhnen.

Statt deſſen bot man ihnen nun dieſes Concilium an. Es war faſt eine Täuſchung, daß man es in Trient berief, jenſeit der Berge. In dieſem für die Deutſchen beſtimmten Concilium fanden ſich beinah keine Deutſchen. Man hatte gemeint der hierarchiſch-dominicaniſchen Entwickelung des Dogma Einhalt zu thun: in Trient waren nur die eifrig-

1. Rainaldus aus den Acten: a praesidentibus concilii decretum est, quoties de articulis fidei et dogmatibus agendum esset, antequam quidquam a sancta synodo decerneretur, omnia prius cum dictis theologis familiariter conferenda.

ſten Verfechter eben dieſes Dogma verſammelt. Man hatte davon geträumt das Papſtthum zu beſchränken: in Trient hatte, wie wir ſehen, der Papſt einen vollkommen überwiegenden Einfluß.

Schon war, wie wir wiſſen, beſchloſſen worden Reform und Dogmen neben einander zu behandeln: wie ſich denken läßt, begann man mit den Dogmen.

Und da zeigte ſich der Sinn, in welchem man überhaupt verfahren wollte, gleich bei dem erſten Schritte.

Sehr methodiſch fieng die Verſammlung von Trient damit an, ſich über Schrift und Tradition zu erklären. „Wir müſſen", ſagte Cardinal Poole, „uns erſt mit Waffen verſehen, ehe wir den Kampf mit dem Feinde beginnen."

Die einzige Frage welche in Hinſicht der h. Schrift aufgeworfen werden konnte, betraf den Unterſchied zwiſchen den canoniſchen und den in die gewöhnlichen Sammlungen aufgenommenen apocryphen Schriften.[1] Und allerdings kam dieſer Unterſchied zur Sprache, aber der Antrag ihn zu erörtern ward von der Hand gewieſen. Sehr characteriſtiſch iſt der Grund, weshalb. Im Jahr 1441, auf dem Concil zu Florenz, hatte Papſt Eugen IV, als ſich jener Abt Andreas im Namen der jacobitiſch-ägyptiſchen Kirche, wir unterſuchen nicht mit welcher Befugniß, der römiſchen anſchloß, auch die Titel der von dieſer angenommenen Schrif-

1. Bei Möhler ſollte es ſcheinen, als liege etwas daran, daß ſich Luther über den Werth einiger Bücher der h. Schrift, z. B. die Epiſtel Jacobi oder gar die drei erſten Evangelien minder günſtig geäußert. In den Acten kann ich das nicht finden. Da iſt nur von den Büchern Esra, Baruch, Maccabäer, dem 2ten Brief Petri, den Hebräern, Apokalypſe die Rede.

ten alten und neuen Teſtamentes verzeichnen laſſen. Dem Concil von Trient ſchien es gleichſam eine Pflicht, dabei ſtehn zu bleiben, indem nach altem Ausſpruch eine Art von Gottloſigkeit darin liege, Dinge die einmal entſchieden worden in Zweifel zu ziehen und darüber zu disputiren. Cardinal Monte erklärte, einen Streit über die Prinzipien dürfe er überhaupt nicht zugeben. Aus Euſebius und Origenes kann man lernen, welche Zweifel die älteſte Kirche über einige dieſer Bücher gehegt hat. Darauf zurückzugehn hätte man aber hier gleichſam für ein Verbrechen gehalten, nachdem bereits jenes Concil darüber entſchieden. Man begnügte ſich mit einer einfachen Aufzählung der in die Sammlung aufgenommenen Schriften, und belegte mit gleichem Fluch, wer eins oder das andre von ihnen, zu welcher Claſſe es auch gehören möchte, nicht für heilig und canoniſch halte.

Und eben ſo feſt hielt man an der Form, in welcher dieſe Schriften in der lateiniſchen Kirche bisher in Gebrauch geweſen: man erklärte die herkömmliche lateiniſche Überſetzung, die Vulgata, für authentiſch. Cardinal Cervino behauptete, der griechiſche Text ſey durch die Arianer corrumpirt worden;[1] ein andrer Grund war, man wollte den Grammatikern nicht Anlaß geben, ſich zu Meiſtern des Glaubens zu machen. Würde ein Irrthum in der Haupturkunde zugegeben deren man ſich bediene, ſo dürften Dogmen und Ceremonien, die man daraus gezogen, ebenfalls angegriffen werden.[2] Genug, man ſetzte feſt, daß bei allen öffentlichen Ver-

1. Il qual testo greco perche è stato piu corrotto dagli arriani ed altri eretici che il nostro latino, pero si è accettato il nostro per autentico, senza far mentione di quello.

2. C[lis] de Monte: Si enim, inquiunt adversarii, libros bo-

handlungen, Diſputationen, Predigten nur die Vulgata zu Grund gelegt werden ſolle.

Indeſſen war man auch ſchon zur Erledigung der Frage über die Tradition geſchritten.

Bei der Stimmung welche die erwähnten Beſchlüſſe verrathen, konnte es keine Wirkung machen, wenn ein einzelner Prälat, wie der Biſchof von Chiozza, behauptete, daß in den Evangelien alles enthalten ſey, weſſen man zum Heil bedürfe; die Legaten antworteten wohl, das ſeyen Einwürfe die einem in Wittenberg Ehre machen könnten. Als eine andre Stimme die Frage überhaupt fallen zu laſſen rieth, weil darüber noch kein Streit obwalte, ſo antwortete man, wenn ſie noch keinen Streitpunct bilde, ſo müſſe man einen daraus machen, die Welt müſſe nach allen Seiten hin erfahren, daß man mit den Gegnern nicht übereinſtimmen könne. Und in Wahrheit, Melanchthon hatte ſich ſchon längſt gewundert, daß man auf dieſen Punct bisher ſo wenig gedrungen. Das Concilium ſetzte feſt, daß es eine Tradition gebe, die ſich vom Munde Chriſti und der Apoſtel bis zum heutigen Tage fortgepflanzt, die man mit eben ſo viel Ehrfurcht zu betrachten habe wie das geſchriebene Wort ſelbſt. Auseinanderzuſetzen, welches dieſe Überlieferungen ſeyen, welches ihre Kennzeichen, hielt es jedoch nicht für nöthig. Alles lag vielmehr daran, daß das Prinzip ganz im Allgemeinen anerkannt wurde. Cardinal Cervino bemerkte mit Wohlgefallen, daß dadurch auch die Concilien beſtätigt würden.[1]

nos non habuerunt, quomodo bona dogmata et bonas cerimonias habere possunt?

1. Quello che ha suggerito lo spirito s^to^ nella chiesa massimamente mediante i concili. (L^ra^ del C^l^ Cervino 7 Febr.)

Es würde ein Widerſpruch ſeyn, wenn man von dieſer Verſammlung freie Unterſuchungen erwarten wollte. Was allen Feſtſetzungen zu Grunde liegt, iſt der Begriff von der Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche wie ſie nun einmal geworden. Das Concilium ſpricht nur aus was zur Behauptung dieſes Begriffes nothwendig iſt. Die Proteſtanten hatten für nöthig gehalten, zu den älteſten, ächteſten Quellen religiöſer Belehrung aufzuſteigen; die im Laufe der Jahrhunderte unter dem Vorgeben fortdauernder Inſpiration eingetretenen Feſtſetzungen an der Wahrheit des Evangeliums zu prüfen; nur das damit Übereinſtimmende zu behalten, alles andre zu entfernen: nach der Meinung des Conciliums lag aber eben hierin ihr Abfall. Es gieng davon aus, daß der Kirche allein das Recht beiwohne, die Schrift zu erklären. Ein älterer Conciliensſchluß reichte ihm hin, jeden Zweifel zu heben.

Dergeſtalt war zuvörderſt die Methode der Proteſtanten vollkommen beſeitigt, und man konnte nun ohne Furcht auf die Lehrſtücke übergehn, die in der letzten Zeit ſtreitig geworden.

Der Kaiſer hätte lieber geſehen, daß das noch unterblieben wäre: Granvella drückte ſich ſogar ſpöttiſch über die kleine Anzahl wälſcher Biſchöfe aus, denen man unmöglich die wichtigſten Entſcheidungen überlaſſen dürfe: [1] aber ſie konnten es nicht verhindern.

Auch in Trient wurden nun die Artikel vorgenommen, welche bisher die Religionsgeſpräche beſchäftigt. Es verſteht ſich, daß das in dem nemlichen Sinne geſchah, welcher dort zuletzt auf der altgläubigen Seite den Platz behauptet. Längſt

1. Protocoll der Unterhandlung mit Sachſen. (Dr. A.)

war die Zeit vorüber, wo eine Annäherung möglich geſchienen hatte. Die Löwener Artikel, die Äußerungen Malvenda's in Regensburg waren ganz entgegengeſetzter Natur: dabei blieb es nun auch in Trient.

In der Lehre von der Erbſünde verdammte das Concil die Meinung, daß die Taufe nicht alles hinweggenommen habe, was man eigentlich Sünde nennen könne.

Bei dem Artikel von der Juſtification kamen alle Diejenigen ſchlecht weg, welche von der imputativen Gerechtigkeit viele Worte machten: ſie wurden dem römiſchen Hofe als Solche bezeichnet, welche ſich nicht katholiſch ausgedrückt. Der Spanier Domenico Soto, der auf die Entſcheidung dieſer Fragen beſondern Einfluß ausgeübt hat, bemerkte, ihm ſey die ganze Lehre verdächtig: ſie bewirke nur, daß man die Satisfactionen verachte, aus der Mittheilung der Gnade durch die Sacramente weniger mache.[1] Die Anſicht der Proteſtanten ward in allen ihren nähern Beſtimmungen verworfen.

Ich weiß nicht ob ich mich irre, wenn ich behaupte, daß der Proteſtantismus bei der Wendung die dieſe Verhandlungen nahmen, an dem Vortheil ſeiner urſprünglichen Richtung nicht wenig verlor.

Die lutheriſche Juſtificationslehre hatte, wie wir geſehen, eine doppelte Quelle: tiefere Religion, die nach einer andern Sicherheit der ewigen Seligkeit verlangt, als das Bewußtſeyn inwohnender Gnade verleihen kann, und Widerwille gegen die Äußerlichkeiten der als objectiv verdienſtlich betrachteten kirchlichen Handlungen. Sie wirkte darum ſo ge-

1. Acta Massarelli bei Salig III, 767.

waltig, weil ſie einem Bedürfniß tieferer Geiſter, das ſich ſchon lebhaft regte, entgegenkam, und zugleich der Tendenz der Neuerung, die aus den unleugbaren Mißbräuchen entſprang, religiöſe Begründung gab.

Und dabei ſtützte ſie ſich auf ſo helle Sprüche der Schrift!

Der Nachtheil nun, in den dieſe Doctrin bei den gelehrten Verhandlungen gerieth, beſtand zunächſt darin, daß die tiefern religiöſen Antriebe, die ein perſönliches In-ſich-gehn vorausſetzen, ſich nur ſchwer als Argumente behandeln laſſen, gültig auch für Die, in welchen ein Bewußtſeyn der Unzulänglichkeit der dargebotenen Heilslehre überhaupt nicht erwacht iſt. Noch wirkſamer aber war Folgendes. Wenn von der Rechtfertigung allein durch Gnade, ohne gute Werke, die Rede war, ſo dachte man jetzt nicht mehr an jene kirchlichen Handlungen, deren Verdienſtlichkeit vor Gott von Luther und ſeinen Anhängern urſprünglich beſtritten worden, ſondern an ſittlich-gutes Leben, Wohlverhalten überhaupt, deſſen Nothwendigkeit kein Menſch weniger in Zweifel gezogen hatte als Luther, nur daß er in dem Glauben das Urſprüngliche ſah, die Quelle, aus der alles Andre fließt. Indem aber der Streit auf dieſes Gebiet übergieng, verlor die proteſtantiſche Anſicht an ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit, an ihrer, ich möchte ſagen, oppoſitionellen Kraft: ſie ſchien nur noch ein tranſcendentales Intereſſe zu haben, welches bei weitem minder einleuchtete. Vielmehr bekam auf dieſem Boden die Anſicht der Scholaſtiker, welche die Rechtfertigung allmählig geſchehen läßt, durch die Mittel welche die Kirche darbietet, einen practiſchen, gewiſſermaßen pädagogi-

ſchen Werth. Auch wurde ſie jetzt um vieles beſſer vorgetragen als früher; die craſſeſten Auswüchſe wurden entfernt; wie die Proteſtanten bemerkten, auch ihre Gegner hatten nun reden gelernt, ſie drückten ſich in einer zugleich dem Jahrhundert verſtändlichen und der heiligen Schrift gemäßern Sprache aus; überall zeigte ſich die Rückwirkung der in den letzten Jahren angeregten Zweifel; in dem Syſtem ſtellte ſich ein innerer das ganze Leben, das freilich um ſo mehr beichtväterlicher Leitung bedurfte, umfaſſender Zuſammenhang heraus, ohne den es ſich wohl nicht würde ſo lange behauptet haben. Die proteſtantiſche Lehre nimmt ihren Standpunct in der Anſchauung der unnahbaren Vollkommenheit des göttlichen Weſens, hauptſächlich der abgewichenen Menſchheit gegenüber: nur von ſeinem Erbarmen rührt die Erlöſung, nur von ſeiner unmittelbaren Einwirkung alle Heiligung her; nur darin beſteht die Freiheit des Willens, daß er ſich dem göttlichen hingiebt; an die feſte Zuverſicht auf jene geheimnißvolle Gnade knüpft ſich die Wiedergeburt. Der tridentiniſchen Lehre dagegen iſt der Abfall des Menſchen durch die Erlöſung von vorn herein aufgewogen; in der nach der Taufe zurückbleibenden Begier ſieht ſie keine Sünde; der Erlöſer hat die Rechtfertigung nicht vollzogen, nur möglich gemacht: Niemand dürfte auf die geſchehene Erlöſung eine unbedingte Zuverſicht haben: die Rechtfertigung geſchieht vielmehr allmählig, unter Leitung der Kirche und freier Mitwirkung der Menſchen. Die proteſtantiſche Lehre iſt tiefſinniger, tröſtlicher; die katholiſche verſtändlicher, minder abſtract, eingänglicher. Wer aber in dieſen Differenzen das Weſen der beiden großen welthiſtoriſchen Gegenſätze ſehen wollte, der würde

irren. Sie berühren es wohl, aber ſie machen es nicht aus. Der Gegenſatz iſt und bleibt: auf der einen Seite: das im Laufe der Jahrhunderte zu Stande gekommene, Himmel und Erde umfaſſende, als göttlich und unfehlbar betrachtete prieſterlich-hierarchiſche Inſtitut; und auf der andern: Verwerfung der göttlichen Berechtigung dieſes Inſtitutes, das vielmehr als eine menſchliche und zwar in Irrthümern befangene, ihrem urſprünglichen Zwecke ſogar widerſprechende Einrichtung erſcheint, — Zurückgehn, theoretiſch, auf die Urkunden religiöſer Belehrung, in denen ſich die Gottheit den Menſchen offenbart hat, practiſch, auf das unmittelbare Verhältniß zu dem Erlöſer, dem einzigen Haupte ſeiner Gemeinde. Dort der Particularismus der in den letzten Jahrhunderten ausgebildeten, durch Schulmeinungen und Autorität feſtgeſetzten Formen; hier das Beſtreben, das urſprüngliche allgemeine chriſtliche Bewußtſeyn, das dieſen Entwickelungen vorangieng, herzuſtellen, die überkommenen Formen bis zur Übereinſtimmung mit dem evangeliſchen Worte zurückzuführen. Wären Beſtrebungen wie ſie ſich im J. 1541 zeigten, durchgedrungen, wäre vielleicht ein Papſt von der Innerlichkeit und dem religiöſen Genius aufgetreten, die ihn fähig gemacht hätten, an den Bedürfniſſen aller ſeiner Obhut anvertrauten Nationen lebendig Theil zu nehmen, ihnen entgegenzukommen, der würde jene Formen ſelber auf das Maaß des Haltbaren, Schriftgemäßen und allgemein Gültigen zurückgeführt und dadurch erſt der lateiniſchen Kirche die Möglichkeit gegeben haben, die Welt zu bekehren. Aber eben das Gegentheil geſchah. An dem tridentiniſchen Concilium zeigte ſich eine Mehrheit, deren Haß gegen die Proteſtanten die Legaten zuweilen ſelber er-

ſtaunte. Alles Alte ſollte gerechtfertigt, behauptet werden. In der Juſtificationstheorie gelang es, dieſe wichtige Frage, welche alle Geiſter beſchäftigte und dem alten Syſtem verderblich zu werden gedroht hatte, auf eine Weiſe zu beantworten, daß ſie demſelben nicht allein nicht widerſprach, ſondern vielmehr einen neuen Gegenſatz gegen den Proteſtantismus bildete.

Eben darum konnte aber dem Kaiſer nicht damit gedient ſeyn.

Wollte er die Proteſtanten zur Unterwerfung unter das Concil bewegen, ſo war es ein Hinderniß auf ſeinem Wege, wenn dieß ihre Tendenz und Anſicht ſo vollkommen verwarf. Denn das wußte er wohl, daß er mit Anwendung der Gewalt allein nicht zum Ziele kommen würde.

Da man aber dennoch fortgeſchritten, und die Beſchlüſſe gefaßt hatte, ſo forderte er wenigſtens einen Aufſchub in der öffentlichen Bekanntmachung.

Die Trienter Verſammlung wandte ein, ihr Anſehen werde leiden, wenn Beſchlüſſe über die ſo lange Berathung gepflogen worden, geheim gehalten würden. Aber der Kaiſer beſtand darauf, daß man die Deutſchen nicht mit Decreten eines ihnen ſo widerwärtigen Inhalts in Aufregung bringen dürfe, zumal da dieſe Nation keinen Antheil an deren Abfaſſung genommen, weder der katholiſche noch der proteſtantiſche Theil. Ungern, aber am Ende fügten ſich der Papſt und ſeine Prälaten dieſen Vorſtellungen.[1]

Schon traten nun aber die beiden Oberhäupter auch in andern Dingen einander entgegen.

1. Auszug aus dem Schreiben Farneſes bei Mendham (Council of Trent) p. 95 und bei Pallavicini VIII, 16.

So wenig es in der Sache austrug, daß das Concilium in Trient gehalten ward, ſo kam es doch Paul dem III wie ein Abbruch an ſeinem Anſehen vor, daß er ſich dazu hatte verſtehn müſſen. Es mißfiel ihm, daß der Ort wo das allgemeine Concil verſammelt war, unter öſtreichiſcher Gerichtsbarkeit ſtand, gewiſſermaßen unter dem Kaiſer, der eine ihm unbequeme leitende Einwirkung darauf in Anſpruch nahm. Sehr ſtreng hielt jedoch der Kaiſer darüber. Im Auguſt 1516 ließ er den Cardinal Cervino förmlich zur Rede ſetzen, daß er den Gedanken einer Verlegung des Conciliums in Anregung bringe. „Sollte der Cardinal dahin wirken, ohne vom Papſt ausdrücklich beauftragt zu ſeyn, ſo ſolle er wiſſen, daß er eine Sache thue, die an ſich böſe ſey und dem Kaiſer höchlich mißfalle, die er aber auch einſt zu bereuen haben werde. Sollte der Papſt verſäumen ihn zu beſtrafen, ſo werde er der Kaiſer ihn, wo er ſich auch aufhalte, zu finden und dafür zu züchtigen wiſſen.“[1] Daß Trient einer deutſchen Regierung angehörte, darin lag wie wir wiſſen eins der vornehmſten legalen Motive, die ſich bei den deutſchen Fürſten, welchen eine Kirchenverſammlung in deutſcher Nation verſprochen worden, für die Anerkennung der damaligen geltend machen ließen. Nichts deſto weniger ward bald nachher der Antrag auf eine Translation bei der Verſammlung in aller Form erneuert. Von dem Lager von Sontheim aus, dort wo das Schickſal des deutſchen Krieges ſich überhaupt entſchied, am 27ſten October, demſelben

1. Lettera di Marcello Cervino a Papa Paolo III, nella quale da conto a S. S[tà] della bravata e minaccie che gli fece fare in esso concilio l'imp[r] Carlo V. 5 Ag. 1546. Inf. pol. XVII, p. 108.

Tag wo er die Übertragung des Churfürſtenthums auf Herzog Moritz unterzeichnete, proteſtirte der Kaiſer auf das ernſtlichſte wider dieß Vorhaben. Eine Translation, ſagte er, werde die Katholiken zur Verzweiflung bringen, die Proteſtanten ermuthigen, den Fürſten, denen man bereits das Verſprechen abgewonnen ſich dem Concilium zu unterwerfen, Gelegenheit geben daſſelbe nicht zu erfüllen; man werde ihn anklagen, daß er die am Reichstag geſchehenen Zuſagen nicht halte. Er wolle nicht leugnen, daß dem Papſte am Ende die Befugniß dazu beiwohne, aber als der, welcher die Waffen führe, als das Glied der Kirche das er wirklich ſey, könne er nicht unterlaſſen S. Heiligkeit auf die ſchlimmen Folgen aufmerkſam zu machen, die ein ſolches Verfahren unfehlbar nach ſich ziehen werde.[1]

In dem kamen auch ſchon an dem Concilium ſelbſt Fragen in Gang, welche den Papſt an jene Abſichten einer durchgreifenden Reform mahnten, die der Kaiſer immer gehegt, er dagegen immer gefürchtet.

Eine der vornehmſten, dem römiſchen Stuhle widerwärtigſten betraf die Nothwendigkeit der Reſidenz der Biſchöfe: der Papſt fürchtete, man wolle ihm das Recht ſtreitig machen, Cardinäle mit kirchlichen Pfründen zu verſehen und ſie dabei doch in ſeinem Dienſte zu brauchen. Schon ward auch der Rechte des Bisthums im Verhältniß zum römiſchen Stuhle gedacht: der Biſchof von Fieſole, einer von den wenigen Italienern die eine eigene Meinung verfochten, erklärte, er könne nicht dulden, daß eine fremde Gewalt in ſeine Diöceſe eingreife. Er ſchien den apoſtoliſchen Stuhl

1. Instruttione per Antonio - -, destinato a n^ro^ signore per la translatione del concilio 27 Ottobre. (K. Bibl. zu Paris.)

als eine fremde Gewalt zu bezeichnen: die Anhänger von Rom behandelten ihn dafür beinah als Ketzer. Aber auch die Spanier wollten die Eingriffe des Papſtthums in die biſchöfliche Gewalt beſchränkt wiſſen: ſie wurden nicht müde, über die ſchlechte Verfaſſung der Curie zu ſchelten, und die Anordnungen zu tadeln, welche das letzte Lateranconcilium „mehr zur Entſtellung als zur Herſtellung der Kirche" gemacht habe. Sie gaben zu verſtehn, daß ein Concilium größere Freiheit haben müſſe, daß es rechtlich über dem Papſt ſey. Unter dem Titel Cenſuren ſtellten ſie einige Forderungen auf, welche ſämmtlich Beſchränkungen der päpſtlichen Macht in ſich ſchloſſen. Um nicht Widerſpruch hervorzurufen, hielten die Legaten für gut, ſich über die Autorität des römiſchen Stuhles nur behutſam auszudrücken; allein das zeigt am beſten welche Beſorgniſſe ſie hegten.[1] Man wußte aus Erfahrung, ein Spanier thue keinen Schritt ohne hundert folgende im Voraus berechnet zu haben.

In dieſem Augenblick war der Kaiſer in Oberdeutſchland Herr geworden: alle Städte unterwarfen ſich.

Bei den Capitulationen die er mit ihnen abſchloß, zog er den päpſtlichen Nuntius nicht zu Rathe. Er machte aufs neue religiöſe Conceſſionen: zwar nur mündlich und insgeheim, aber allein auf ſeine eigne Hand; es iſt gar nicht zu denken, da darüber ſo viel hin und her geſchrieben ward, daß ſie dem Nuntius nicht bekannt geworden ſeyen. Sie bezogen ſich zuletzt alle auf die Abſicht des Kaiſers, dem Concilium noch einmal eine andre Richtung zu geben.

1. Schreiben der Legaten am 6ten October: ci sono de' prelati che vorrebbero abbassare la sede apostolica (Mendham 92). Am 23ſten Nov. geſtehn ſie, daß ſie die Majorität nur durch die Italiener feſthalten.

Eine Zeitlang hatte man in Rom gehofft, der Kaiſer werde wenn nicht die Verlegung, doch die Suspenſion des Conciliums geſtatten; allein obgleich er die bisherige Thätigkeit deſſelben nicht billigte, ſo gewannen doch alle ſeine Unternehmungen dadurch einen gewiſſen Nachdruck und Rückhalt, daß es beiſammen war: ſeine Antwort auf dieſen Antrag fiel völlig abſchläglich aus.

War nicht zu vermuthen, daß er, ſobald er nur in Deutſchland zu Ende gekommen, ſelber in Italien erſcheinen würde, wie ſeine Geſandten öfters gedroht, um das Concilium perſönlich zu leiten, und von allen Beſchlüſſen deſſelben etwa zuerſt diejenigen zur Ausführung zu bringen, welche ſich auf die Reform, namentlich des römiſchen Hofes bezögen.

Der Papſt beſchloß dieß nicht zu erwarten.

Zuerſt um jedem künftigen Einfluß des Kaiſers auf die dogmatiſchen Feſtſetzungen vorzubeugen, wies er ſeine Legaten an, mit der Bekanntmachung der einmal gefaßten Beſchlüſſe ohne weitere Rückſicht vorzuſchreiten. In der Congregation die darüber gehalten ward, erklärte ſich zwar ein volles Drittheil der Stimmen dagegen; allein hier kam es nur auf die einfache Mehrheit an: dieſe war doch auf ſeiner Seite. Man behauptet, bedeutende und gefährliche Gegner ſeyen noch beſonders durch Geſchenke gewonnen worden. Am 13ten Januar endlich wurden jene dogmatiſchen Decrete wirklich publicirt; — es war die Seſſion welche im Angeſicht der proteſtantiſchen Lehre auch die katholiſche Anſicht hinwiederum fixirte und die beiden Syſteme auf immer trennte. Sie war, wie die Zeitgenoſſen ſehr wohl fühlten, eine Feindſeligkeit zugleich gegen den Kaiſer. [1]

1. Schreiben des Du Mortier 29 Januar. Semble que S.

Und indem dergeſtalt eine Vereinigung mit den Proteſtanten faſt unmöglich gemacht wurde, entzog der Papſt zugleich, ſo viel an ihm war, dem Kaiſer die Mittel, ſie zu beſiegen. Die ſechs Monate waren um, auf welche er ſeinen Bund mit dem Kaiſer geſchloſſen, und er ließ ſich nicht bewegen denſelben weiter auszudehnen: er rief vielmehr ſeine Truppen von dem kaiſerlichen Lager ab.

Der Kaiſer, unter den Schmerzen einer peinlichen Krankheit, in jedem freien Moment mit dem Gedanken beſchäftigt, die Einheit der lateiniſchen Chriſtenheit aufrecht zu erhalten, ſah ſich plötzlich von eben Dem verlaſſen, der ihn — nach der officiellen Anſicht der Sache — dabei am meiſten hätte unterſtützen ſollen, mit dem er verbündet war. Er klagte laut, daß der Papſt ihm von Anfang durch unzeitige Bekanntmachungen geſchadet und ihn niemals gehörig unterſtützt habe; jetzt laſſe er Decrete publiciren, die noch nicht gehörig gereift ſeyen, und rufe ſeine Truppen zurück; ſeine Abſicht ſey wohl von Anfang an nur geweſen, ihn in einen gefährlichen Krieg zu verwickeln und mitten darin zu verlaſſen. Aber er gedenke, möge es dem Papſt lieb ſeyn oder leid, die Unternehmung in der er begriffen, mit Gottes Hülfe zu Ende zu führen; er wolle ſein Amt beſſer verwalten, als der Papſt das ſeinige.[1]

S[té] ait reçeu quelque mal contentement dudit empereur, ou quelque evidente suspicion de chose qui luy soit prejudiciable, pour raison de quoy en un mesme tems Elle ait procuré la publication qui a été faite de l'article de justification, et retirer les dits gens de guerre de sa solde. (Ribier I, 603.)

1. Copia de la carta que S. M[d] scriviò a Don Diego de Mendoça de Hulma a XI de Hebrero 1547 años: z. B. que aunque pesasse a S. S[d] y a otros, esperavamos con la ayuda de

Das Mißverſtändniß brach ganz offen aus, und ſogleich zeigten ſich ſehr umfaſſende politiſche Folgen.

Der Papſt trat mit dem franzöſiſchen Hofe wieder in engere Verbindung, worüber ſich der Kaiſer ſehr gröblich vernehmen ließ: mehrentheils ziehe man ſich das franzöſiſche Übel in der Jugend zu, der Papſt bekomme es in ſeinem Alter. Schon gerieth ganz Italien in Gährung. Im Januar 1547 machte ein junger Fiesco in Genua einen Verſuch gegen die unter kaiſerlicher Autorität vor einigen Jahren eingeführte Ordnung der Dinge und gegen das mit dem Kaiſer auf das engſte verbündete Haus Doria. In Siena weigerte man ſich die Einrichtungen die Granvella angeordnet, definitiv anzunehmen; die Anweſenheit Peter Strozzi's in Rom brachte ganz Toscana in Gährung. In Neapel regten ſich Unruhen, die bald darauf zum Ausbruch des vollen Aufruhrs führten. Alle dieſe Bewegungen aber hatten ihren Mittelpunct am römiſchen Hofe: Fiesco, Strozzi, die neapolitaniſchen Mißvergnügten ſtanden mit dem Haus Farneſe in fortwährender halb offener Verbindung. Auch in Venedig erhob ſich Beſorgniß vor der anwachſenden Macht des Kaiſers: unaufhörlich ſtellte der Nuntius vor, daß der Kaiſer nach der Herrſchaft der Welt ſtrebe, und brachte einen Bund gegen ihn in Vorſchlag.

Die Autorität des Kaiſers war noch ſo groß, ſein Glück ſo gut, daß alle dieſe Verſuche mißlangen.

Schlimm genug, was der Papſt allein und ganz auf

n^ro^ Señor, aunque sin la de S. S^d^, guiar esta impresa a buen camino Mendoza hat ein Memorial eingegeben, deſſen Inhalt man aus dem Auszug der Antwort bei Pallavicini lib. IX, c. III ſieht. Es ſtimmt faſt ganz mit jenem Schreiben überein.

ſeine Hand in den geiſtlichen Geſchäften ihm zu Leide thun konnte!

Paul III ſchritt nun doch zu der dem Kaiſer ſo widerwärtigen Translation des Conciliums. Kaum zeigte ſich eine Krankheit in Trient, die in den erſten Tagen Beſorgniſſe erregen konnte, aber dann ſehr raſch vorübergieng,[1] — in der großen Pfarre St. Peter kamen in einer ganzen Woche nur zwei Todesfälle vor, der eine eines Kindes, der andre eines Waſſerſüchtigen, — als die wohlinſtruirten Legaten dieß zum Vorwand nahmen, die Sache ins Werk zu ſetzen. Die Minderheit war dagegen: aber ſie klagt, ihre Vota ſeyen gar nicht einmal geöffnet und geleſen, geſchweige denn erwogen worden. Der kaiſerliche Geſandte verſichert, nicht allein eine Anzahl Prälaten, ſondern auch die Ärzte habe man durch allerlei Mittel für die Abſichten der Legaten gewonnen. Am 11ten März, einem nach der Stellung der Geſtirne Glück bedeutenden Tage, ward darüber Sitzung gehalten: die Mehrheit, wie es denn nicht anders ſeyn konnte, entſchied nach dem Wunſche der Legaten.[2] Und darauf wäre ſie keinen Augenblick länger geblieben: Tags darauf verließen die meiſten Prälaten Trient, wo ihnen Clima und Lebensweiſe ohnehin längſt verhaßt war, und nahmen ihren Weg nach Bologna.

1. Rainaldus ſagt trotz ſeiner Ergebenheit gegen die Curie doch: Testimonia (de morbo) relata sunt Fracastorii et Balduini medicorum, quae ex magna parte ſuiſſe fallacia secutus rerum exitus comprobavit. Wie nun dann, wenn es wahr iſt was Mendoza ſagt: Puede ser certa V. M[d] de que los legatos anduvieron secretamente hablando y subornando los obispos como a los medicos. (Schr. vom 10 Sept.)

2. Paez de Castro a Zurita Trento 3 Abril. Los legados — hicieron translacion de este concilio a Bolonia sin razon ninguna, con gran desacato de S. M[d].

Dießmal aber fügte ſich die Minorität nicht ſo unbedingt wie bisher. Dem Willen des Kaiſers gemäß verharrte ſie zu Trient. Aus der Verlegung entſtand eine vollkommene Spaltung des Conciliums.

Wer ſah nicht, daß es keine innere Nothwendigkeit war, ſondern die Intereſſen des Kaiſers und des Papſtes, was die Verſammlung entzweite.

An dem römiſchen Hofe war Jedermann zufrieden: „Ihr ſeid ein Erzausbund von Leuten," ſchreibt ein Vertrauter dem Cardinallegaten, „daß ihr dieſe unerwartete Gelegenheit des allgemeinen Heiles ergriffen habt; ich hoffe, unſerm alten Papſt werde noch ſo viel Zeit bleiben, um dieß übel eröffnete und gut transferirte Concilium wieder zu ſchließen." [1]

Als die Sache in dem Conſiſtorium zur Sprache kam und doch einige Stimmen ſie mißbilligten, zeigte ſich der Papſt ungehalten, daß es in dieſem Collegium noch ſo viele Anhänger des Kaiſers gebe.

Auf die Anmahnungen von kaiſerlicher Seite antwortete er, das Concilium ſey frei: wolle es nach Trient zurückkehren, ſo möge es das thun: er habe nichts dagegen. „Das heißt," ſagt der ſpaniſche Geſandte in ſeinem Berichte, „er will es nicht."

Und nun kann man denken, wie der Kaiſer dieß aufnahm. Der Nuntius legte ihm eines Tages die Gründe vor, durch welche der Papſt gehindert werde die Rückkehr des

1. Bisogna bene che si faccia una riforma con quella destrezza e temperantia ch'ella non guasti la coda al fagiano di questa santa sede, et in parte chiudi la bocca a questi blasfematori di Germania. Jovio al C[l] Santacroce 29 März bei Manſi Miscellanea III, 503.

Conciliums nach Trient anzuordnen. Der Kaiſer antwortete: er wiſſe ſehr gut, daß der Papſt und der Cardinal Cervino dieſe Sache vorlängſt beabſichtigt: nicht den Worten glaube er, ſondern den Thaten. Der Papſt, ſagt er, iſt ein hartnäckiger Alter: wir wollen aber wohl noch Mittel gegen dieß Übel finden: es ſoll zuletzt an einem Concilium nicht fehlen, das die Welt befriedigt.

In dem kaiſerlichen Hauptquartier, in der Umgebung des Herzogs von Alba ſprach man von einer Unternehmung nach Italien wie von einer gewiſſen Sache. Man meinte: da werde Niemand ſeines Leibes oder ſeines Geldes ſchonen: ein jeder werde mitzuziehen begierig ſeyn.[1]

Ich finde keinen Beweis daß der Kaiſer ſelbſt dieſen Gedanken gehegt habe. Wäre dieß aber auch der Fall geweſen, ſo würde er ſich doch in der Nothwendigkeit geſehen haben, die ihm näher liegenden Feindſeligkeiten von Norddeutſchland, die ſich allmählig wieder ſehr gefährlich anließen, zuvor zu beſeitigen.

1. Schreiben des Joh. Ulr. Zaſius von Nürnberg 22 März im Ulmer Archiv.

Fünftes Capitel.

Feldzug an der Elbe.

In den erſten Monaten des Jahres 1547 hatte Johann Friedrich noch einmal eine recht bedeutende Stellung eingenommen.

Mit ungefähr 20000 Mann, die ihm aus dem Oberland folgten, war er Mitte December 1546 in ſeinem Thüringen erſchienen, und hatte die ſchwachen Heerhaufen, die Herzog Moritz dort aufgeſtellt, ohne Mühe zerſtreut. Nicht allein ſein eignes Gebiet hatte er erobert, ſondern auch die daran grenzenden Landestheile ſeines Vetters, eine Menge kleiner Städte und Bergfeſten. Die Harzgrafen unterwarfen ſich ihm aufs neue: Hans Georg von Mansfeld verlor das feſte Haus Heldrungen; Julius Pflug, der den günſtigen Augenblick wahrgenommen, um ſich im Bisthum Naumburg feſtzuſetzen, mußte es wieder verlaſſen. [1]

Hierauf wendete er ſich, Neujahr 1547, nach dem Stifte Magdeburg.

Unter den Motiven der eilenden Rückkehr Johann Friedrichs zählte es vorzüglich mit, daß ſein Nebenbuhler Moritz

1. Schreiben Johann Friedrichs Zſchrapel letzten Dec. (Deſſauer Arch.), an Albert von Preußen Knauthayn 14 Januar.

ſo eben Anſtalt machte, kraft der kaiſerlichen Vergünſtigung ſich in Beſitz der beiden Stifter Magdeburg und Halberſtadt zu ſetzen.

Ohne Widerſtand zu finden, gelangte Johann Friedrich nach Halle. In allem reichsfürſtlichen Pomp, von zwei Herzögen von Braunſchweig und Lüneburg, einem Fürſten von Anhalt, einer zahlreichen Schaar von Grafen und Herrn, ſeinem Bruder und einem ſeiner Söhne begleitet, zog er daſelbſt ein; zuerſt nach alter burggräflicher Gewohnheit umritt er den Roland, der wieder am rothen Thurm aufgeſtellt worden. Hierauf trug er kein Bedenken, in beſter Form Beſitz zu ergreifen. Rath und Bürgerſchaft leiſteten ihm die Huldigung; ein gleichzeitiger Bericht verſichert, lange ſey keine ſo gern, „ſo friſch" geſchehen. Der Erzbiſchof Johann Albert, der in Halle zugegen war, mußte ſich bequemen nicht allein auf die Stadt, ſondern auf die beiden Stifter geradezu Verzicht zu leiſten, gegen eine Rente von jährlich 10000 G. In einem ſogenannten Auflaßbrief an Capitel und Stände ſprach er die Unterthanen von der Pflicht los, mit der ſie ihm bisher verwandt geweſen, und wies ſie damit an ſeinen Herrn und Oheim den Churfürſten von Sachſen. Einige Tage darauf erſchienen die Lehnsleute beider Stifte zu Halle und leiſteten dem Churfürſten wirklich den Eid der Treue.[1]

Man wird nicht anders erwarten, als daß dieß alles mit neuen Vortheilen des Proteſtantismus verbunden war. Im Merſeburgiſchen wurden die bisher noch geduldeten Reſte

1. Einnehmung der Stadt Halle ex actis publicis bei Dreyhaupt Saalkreis I, 240.

des Papſtthums abgeſchafft. Die Stadt Magdeburg ſetzte ſich nunmehr auch in den Beſitz des Domes und ließ daſelbſt den evangeliſchen Gottesdienſt beginnen.

Und nun wandte ſich der Churfürſt gegen die oſterländiſchen und meißniſchen Gebiete ſeines Vetters.

Leipzig zu erobern gelang ihm nicht. Moritz hatte die Vertheidigung einem tapfern Hauptmann, des Namens Wallwitz, anvertraut, dem es Ernſt damit war. Dagegen würde es, wenn es wahr iſt was man damals allgemein behauptete, den churfürſtlichen Anführern eher leid geweſen ſeyn, Leipzig mit Gewalt nehmen und dabei einer Plünderung ausſetzen zu müſſen, nicht aus Menſchlichkeit, ſondern weil ſie ihr Geld dort untergebracht hatten. Sonderbar, wenn hier wie im Oberland ſich das Geldintereſſe den proteſtantiſchen Waffen ſo nachtheilig erwieſen hätte.

Denn daran kann kein Zweifel ſeyn, daß die Maſſe der Bevölkerung auf Seiten Johann Friedrichs war. Moritz ſelber klagt, ſeine Unterthanen ſeyen alle Anhänger ſeines Feindes, in welchem ſie den Vertheidiger des Evangeliums erblicken. Er würde es nicht wagen, das Landvolk unter die Waffen zu rufen, er müßte fürchten, ſeine eignen Feinde zu verſammeln. Einer ſeiner Amtleute meldet ihm, er wiſſe nicht zwanzig Menſchen denen zu trauen ſey. Moritz beſorgt beinahe aus ſeinem Lande verjagt zu werden, und niemals dahin zurückkehren zu dürfen.[1]

Die Geſinnung war es, was dem Churfürſten Johann Friedrich überhaupt noch einmal eine Stellung machte.

Es ſcheint als ſey auch von den niederdeutſchen Städ-

1. Schreiben von Moritz Colditz 7 Jan., Berl. Arch. Vergl. Anhang.

ten einen Augenblick eine Annäherung an den Kaiſer verſucht worden, ohne Zweifel, weil ſo viel andre die ihnen zu Theil gewordene Religionsverſicherung für hinreichend hielten; aber bald faßten ſie eine andre Meinung. In einem ihrer Bundesentwürfe drücken ſie die Überzeugung aus, das Vorhaben der Gegner ſey doch, die wahre chriſtliche Religion auszurotten, deren Bekenner mit Gewalt oder heimlichen Tücken um Leib und Leben und Ehre zu bringen. Sie ſagten alle, zuerſt Magdeburg, dann die vier Städte Bremen, Hamburg, Lüneburg und Braunſchweig, endlich auch Goßlar, Hildesheim und Hannover dem Churfürſten zu, bei Gottes Wort und den erlangten Freiheiten deutſcher Nation bleiben zu wollen.[1] Zunächſt hatten es die Kaiſerlichen auf Bremen abgeſehen, das an ſeinen Nachbarn, dem Erzbiſchof ſelbſt, Oldenburg, Calenberg, alte Feinde hatte; dahin richteten einige Kriegsanführer, dieſelben die früher unter Heinrich von Braunſchweig gedient und jetzt in kaiſerlichen Dienſten ſtanden, zunächſt ihren Angriff.[2] Aber die Bürger ſetzten ihre Mauern und Wälle in Vertheidigungsſtand und waren, wie ihre einheimiſche Chronik ſagt, in Gott wohl getroſt, ihre Gerechtigkeiten zu vertheidigen. Die übrigen Städte brachten zunächſt wenigſtens ſo viel zuſammen, daß es den Grafen Chriſtoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld möglich wurde, mit einer Gegen-

1. Schreiben der ſächſiſchen Räthe Melchior v. Creuz und Chriſtian Brück über die Tagleiſtung zu Magdeburg, Februar 1547, und die Antworten des Churfürſten, im weim. Archiv.

2. Vertrag mit Wrisberg, Langenn und Friedrich Spät, 16 Fähnlein und 500 Pf. aufzubringen. (Arch. v. Brüſſel.)

garde, wie es Johann Friedrich nannte, im Felde zu erſcheinen.

Und in dem zeigte ſich noch eine andre Bundesgenoſſenſchaft, welche die größten Erwartungen erregte, in den Ländern der Krone Böhmen. Auch in den Lauſitzen, in Schleſien waren ſtarke Regungen zu bemerken; in Prag erhob ſich eine Bewegung der drohendſten Art. Auf die Aufforderung ſich zum Kriege zu rüſten antwortete zuerſt die Gemeine der Altſtadt dem König, wider den Churfürſten von Sachſen könne ſie nicht mit zu Felde gehn, da derſelbe Leib und Blut Chriſti, wie ſie, unter beiderlei Geſtalt genieße, und ſammt ſeinen Unterthanen in den meiſten Artikeln mit ihr gleichförmig ſey. Der Altſtadt traten Neuſtadt und Kleinſeite bei; auf ihren Marktplätzen, durch ein Tedeum feierten ſie dieſe ihre Vereinigung. Nun hatte der König ſeine Vaſallen nach Leitmeritz beſchieden, um gleich von da den Zug nach Sachſen zu unternehmen; aber hier brach die Widerſetzlichkeit ganz offen aus. Nur der katholiſche Adel ſchloß ſich an Ferdinand; allein er war eher in der Minderzahl: die Meiſten traten auf die Seite der Prager Städte.[1] Gleich darauf ſah man die utraquiſtiſchen Herrn und Edelleute aus zehn Kreiſen in großen Schaaren wieder in Prag ankommen: auch viele ſtädtiſche Abgeordnete erſchienen: die große Glocke am Tein, das alte Zeichen der Empörung, erſcholl aufs neue: man begeiſterte ſich durch Abſingen der eifrigſten huſſitiſchen Lieder, z. B. Wierni Chriſtiane, worin die Hierarchie als ein Werk falſcher Propheten verdammt wird:

1. Der königlichen May. mündliche Red zu Leutmeritza in Acta alter Handlungen ꝛc. bei Hortleder II, III, 83. 767; beſonders merkwürdig ſind die Vorträge des Klenowsky.

alleſammt vereinigten ſie ſich, an dem ungerechten Kriege des Königs keinen Theil zu nehmen.

Mit den religiöſen Gefühlen erwachte die Erinnerung an die alten politiſchen Rechte, die ſtändiſche Unabhängigkeit. Da König Ferdinand abgeſchlagen hatte einen Reichstag zu berufen, ſo ſchritten die in Prag Verſammelten auch ohne ihn dazu. Sie betrachteten ſich auch allein als das Reich, und ſtellten wirklich ein Heer ins Feld, vor allem, um das Eindringen „des fremden unchriſtlichen hiſpaniſchen Volkes" zu verhindern.

Nicht um Johann Friedrich zu ſtürzen, ſondern um ſich nur ſelber gegen ihn zu behaupten, mußte jetzt der König ſeine Kräfte anſtrengen.

Dazu reichten ſie nicht aus, daß er ſelber hätte zu Felde gehn können, aber er vermochte doch dem Herzog Moritz einige Hülfstruppen zu ſchicken, mit welchen dieſer eine feſte Stellung zu Chemnitz einnahm.

Von der andern Seite ließ der Kaiſer den Markgrafen Albrecht von Culmbach mit 10 Fähnlein und 1200 Reitern anrücken, der ſein Hauptquartier in der Stadt Rochlitz aufſchlug, dem Leibgeding der Herzogin Eliſabeth, Schweſter des Landgrafen. Eliſabeth hatte dem Herzog Moritz den Ort niemals eröffnen wollen, ſogar einmal Geſchütz auf ihr Schloß führen laſſen, um es im Nothfall zu vertheidigen: dem kaiſerlichen Befehlshaber konnte ſie das aber nicht verſagen.

Die beiden Fürſten faßten nun die Abſicht, ihre Heerhaufen am 2ten März zu vereinigen, und mit vereinten Kräften auf Johann Friedrich loszugehn, der ſein Lager bei Altenburg aufgeſchlagen.

Johann Friedrich, der durch die Gunſt der Einwohner

mit beſſern Nachrichten verſehen ward als ſeine Gegner, kam dieſem Angriff jedoch zuvor. Er wußte, daß der Markgraf die Faſtnachtsvergnügungen dort an dem kleinen Hof in die Faſten hinein fortſetzte, daß er ſeiner Truppen nicht vollkommen mächtig ſey, weil er ſie nicht gehörig beſolde, und alle Vorſicht verſäume. Am Morgen jenes zweiten März erſchien er vor Rochlitz, und hatte die Höhen eingenommen, die den Ort beherrſchen, ehe der Markgraf von ſeiner Ankunft etwas erfuhr. Zwar ließ dieſer nun aufblaſen und aus den Thoren rücken, aber ſeine Reiter hatten keine Luſt, gegen die feindliche Übermacht ernſtlich anzugehn. Zu gleicher Zeit wurde die Brücke die über die Mulde führt, genommen, und in der Vorſtadt kam Feuer aus; in dem allgemeinen Wirrwarr der hierüber entſtand, war an keine Vertheidigung zu denken. Der ſtreitbare freudige Markgraf ward ſelber gefangen: ſeine Leute mußten ſchwören, binnen 6 Monat nicht gegen den Churfürſten zu dienen.

Unter den kleineren Waffenthaten wird ſich ſelten eine finden, die ein ſo allgemeines Aufſehen erregte. In allen Correſpondenzen der Zeit wird ihrer als eines wichtigen Ereigniſſes gedacht.[1]

1. Schreiben an die Univerſität: Rectori, magistris und Doctoren unſer Univerſität zu Wittenberg, bei Strobel Vermiſchte Beiträge p. 70; auch an Bugenhagen, Brück und Melanchthon beſonders gerichtet: Corp. Ref. VI, 428. Im Weſentlichen, ausgenommen der Schluß, identiſch mit einem Schreiben an den König von Frankreich bei Ribier I, 621. Noch beſſer, beſonders viel anſchaulicher, iſt jedoch das Schreiben Graf Volradts von Mansfeld an ſeinen Vater 3ten März; aus dieſem und dem Briefe des Churfürſten iſt wohl die wahrhaftige Zeitung bei Hortleder II, c. 62 erſt zuſammengeſetzt. Eigenthümlich iſt der Bericht von Albrechts Seite in Meuſels hiſtoriſchen Unterſuchungen Bd III.

Das machte: die Stellung welche Johann Friedrich dem Kaiſer gegenüber einnahm, war von einer univerſalen politiſchen und religiöſen Bedeutung.

Bis auf einige feſte Plätze fiel jetzt das ganze Gebiet des Herzog Moritz in ſeine Hand. Als einen letzten Zufluchtsort befeſtigte derſelbe in dieſem Augenblick Königsberg: Johann Friedrich bezeichnet ihn ſchon als verjagt.

Aus den Lauſitzen zogen eine Anzahl erbgeſeſſener Vaſallen, die der König aufgerufen, dem Churfürſten zu. Die Leute der Sechs-ſtädte, welche dem Gebot des Königs fürs Erſte Folge leiſteten, ſangen doch Schmählieder auf ihn und ſchwuren niemals gegen den Churfürſten zu ſtreiten. [1]

Die böhmiſchen Stände traten mit Johann Friedrich in offene Unterhandlung; ſie hatten nichts dagegen, daß die churfürſtlichen Truppen Joachimsthal beſetzten. Zwiſchen beiden Theilen ward nicht allein über die Erneuerung der alten Erbeinigung zwiſchen der Krone und dem Churhauſe, ſondern über die Errichtung eines förmlichen Kriegsbündniſſes, kraft deſſen kein Theil ohne den andern Vertrag eingehn ſollte, unterhandelt. Böhmiſche Geſandte erſchienen im Lager des Fürſten.

Wir ſehen: nicht in einer bloßen Vertheidigung war Johann Friedrich begriffen: das ganze Elbgebiet erkannte ihn in dieſem Augenblicke als ſeinen Vorfechter an. Unermeßliche, wiewohl unbeſtimmte Ausſichten breiteten ſich vor ihm aus.

Er mußte ſie freilich ergreifen und verwirklichen. Er mußte die böhmiſchen Stände, die ſchleſiſchen und lauſitziſchen Herrn und Städte zu einem Entſchluß treiben, der keinen Rückweg übrig ließ: ohnedieß waren ſie ſo gut wie er verloren. Er

1. Richter Geſchichte des Pönfalls der ſechs Städte.

durfte ſich mit dem unthätigen Antheil den die Populationen ihm widmeten, nicht begnügen; jetzt war die Zeit gekommen, wo Alles an Alles geſetzt werden mußte, wo der Krieg nicht mehr mit den Überſchüſſen der Kammergüter und der Kämmereicaſſen geführt werden konnte, ſondern alle Kräfte auch der Privatleute in Bewegung zu ſetzen waren. Alles betrachtet, hatte er keine Wahl mehr: er war verloren oder er mußte ſich vorſetzen Kaiſer zu werden, ein Kaiſer der proteſtantiſchen Stände, Städte und Bauern.

Aber einmal leuchtet ein, daß das Unbeſtimmte und Weitausſehende dieſer Stellung ihm in ſeinen Nachbarn neue Feinde machen mußte, — wie denn unter andern Joachim II ſich jetzt ernſtlich dem Kaiſer zuwandte, demſelben ſogar von ſeinem Sohne mit ein paar hundert Mann einen Reiterdienſt thun ließ —;[1] und ſodann: Johann Friedrich, der keinen entſchiedenen Ehrgeiz nährte, der alles von der Vorſehung erwartete, die Waffen nur zur Vertheidigung in der Hand hielt, war nicht der Mann, um ſich in eine Rolle dieſer Art auch nur zu finden: er faßte wohl keine der vor ihm liegenden Möglichkeiten weder des Glückes noch des Unglückes in ihrer ganzen Wahrheit auf.

Dagegen erkannte der Kaiſer ſehr wohl, was ihm ein Gegner wie dieſer, dadurch allein daß er da war, ſchaden könne, wie mächtig ein Sieg über denſelben ihn fördern müſſe.

1. Vorher waren manche Vermittelungsvorſchläge gegangen, z. B. Articul, worauf die jetzt beſchwerliche und ſorgfeltige Kriegshandlung im h. Reich wiederumb in Frieden und Ruhe gebracht werden mechten (Berliner Archiv), ganz proteſtantiſchen Inhalts, mit der Forderung eines unparteiiſchen Kammergerichts ꝛc., ſo daß Johann Friedrich darauf eingieng, die aber unter den damaligen Umſtänden zu keinem Ziele führen konnten.

Schon war er Frankreichs nicht mehr ſicher. Vielmehr verſprach König Franz in dieſem Augenblicke wirklich eine nicht unbedeutende monatliche Beihülfe für die fernere Dauer des Krieges.[1] Am 28ſten Januar war Heinrich VIII geſtorben: die Teſtamentsvollſtrecker verſprachen, eben ſo viel zu leiſten wie die Franzoſen.

Der Kaiſer beabſichtigte einen Augenblick, die deutſchen Stände die ihm jetzt gehorchten, in Ulm zu verſammeln, und einen Bund zu Stande zu bringen im Sinne des alten ſchwäbiſchen, mit deſſen Kräften er dann den Krieg weiter zu führen gedachte. Bald aber leuchtete ihm ein, daß er damit nimmermehr zu Stande kommen werde, ſo lange Johann Friedrich noch zu Felde lag und ein Umſchlag des Glückes zu erwarten ſtand.

Und was ihn vollends entſchied, war das Ereigniß von Rochlitz. Er fürchtete, die böhmiſche Unruhe möchte in die Bahn der alten Rebellionen gerathen. Ferdinand ſchrieb ihm in einem Tone als ſey alles verloren. Pirro Colonna, den er dahin geſchickt, um Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen, berichtete ihm, ſeine eigene Anweſenheit ſey dringend vonnöthen, die Perſon des Kaiſers ſey mehr werth als 25000 Mann.

Hierauf entſchloß ſich Carl V. Er vergaß ſeine Krankheit und den Rath ſeiner Ärzte, noch eine Zeitlang der Luft von Ulm zu genießen, ſeine Cur abzuwarten: „in Folge des dringenden Verlangens unſers Bruders," ſchreibt er am 20ſten März an Maria, „und aus Furcht, die Dinge möch-

1. Der König fürchtete nach Beſiegung der Proteſtanten für Piemont. Mesnage bei Ribier I, 598.

ten ſonſt in jenen Gegenden in volle Verwirrung gerathen, will ich morgen aufbrechen." Seinem Bruder meldet er, er werde ihm zuziehen mit allen Truppen die er bei ſich habe, und zwar ſo bald als möglich, in ſo langen Tagmärſchen als nur immer ausführbar. So eben gelang ihm auch Straßburg zur Unterwerfung zu bringen, ſo daß er in ſeinem Rücken nichts zu fürchten brauchte.[1] Am 24ſten März traf er in Nürnberg ein, um das ſeine Armee ſich bereits geſammelt hatte.

Noch einmal ward hier ein Vermittelungsverſuch gemacht. Der Herzog von Cleve hoffte, es werde ihm gelingen, ſeinen Schwager noch in dieſem letzten Moment mit dem Kaiſer zu verſöhnen. Daran knüpfte ſich in Einem und dem Andern die Meinung, daß dann die ganze Bewegung ſich gegen Italien und den Papſt entladen werde.

Allein wie wäre hier an ein Abkommen zu denken geweſen? Hätte man jemals erwarten dürfen, daß ſich Johann Friedrich Bedingungen unterwerfen ſollte wie ſie Herzog Moritz angenommen: die zwar nicht eine volle Unterwerfung in ſich ſchloſſen, aber doch auch die religiöſe Sicherheit bei weitem nicht gewährten welche ſein Gewiſſen hätte befriedigen können. Johann Friedrich verſprach wohl, die Rechtspflege anzuerkennen, welche der Kaiſer einrichten werde, aber mit einem Vorbehalt, der noch immer auf die Beſchlüſſe des Reichstags von Speier hindeutete. Und eben ſo wenig konnte man von Carl V erwarten, nachdem er einmal Herzog Moritz als Churfürſten anerkannt, daß er dieß wieder zurück-

1. Correſpondenz des Kaiſers mit ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter, zum Theil bei Bucholtz, zum Theil im Arch. zu Brüſſel.

nehmen würde. Er blieb dabei, daß ſich Johann Friedrich auf Gnade und Ungnade ergeben, ſogar ſeine Feſtungen überliefern ſollte.[1]

Wenn er um ſich ſah, erhob ſich in ihm das Gefühl des unzweifelhaften Übergewichts.

Der Tod ſeines alten Nebenbuhlers Franz I, deſſen letzter Act jene Zuſage an Sachſen geweſen war, kam ihm eben zur rechten Zeit. In dem Moment eines Regierungswechſels war von dort an keine nachhaltige Hülfe zu denken.

Auch von den Böhmen war kein ernſtlicher entſchloſſener Widerſtand zu erwarten. Allerdings hatten ſie die großen Straßen durch Verhaue verlegt, aber ihr Anführer Caſpar Pflug von Schlackenwalde war ſeiner Sache nicht ſo gewiß, daß er auch nur dieß Unternehmen vollſtändig ausgeführt hätte. Was dem Kaiſer in dieſem Kriege überhaupt ſehr zu Statten gekommen, die Autorität ſeiner Würde, trotz aller geiſtlichen Antipathie, darin lag auch der Vortheil ſeines Bruders. Gewiß war es nicht Verrätherei an den Ständen, auch wohl nicht Furcht, was Caſpar Pflug ſo unſchlüſſig machte, ſondern innere Verlegenheit. Sey Johann Friedrich der Religionsverwandte der Böhmen, ſagte er, ſo ſey doch Ferdinand ihr König: entweder ſey das Reich oder die Religion in Gefahr.[2]

1. Die Ulmer Geſandten Eger 17 April: „Als wir den 15ten dieß monats zu Hirſchau zum Imbiß abgeſtigen, Iſt Hzg Wilhalm von Cleve und die Pfalzgraviſch Botſchaft furgiriten; hatt uns Hr v. Flaten angezaigt, das ſy alle ungeſchafft von kayſ. Mt abweichen můßen und all ir werbung und unterhandlen unverfengklich geweßt ſeyen. Dann es werden ſo beſchwerlich Conditionen und anhengk von J. Mt ervordert, das H. Hanſen zu verſtaten ſchier unmöglich, dazu gar verderblich.“

2. Saſtrow II, S. 10. Godoi f. 40.

Ohne Hinderniß gelangte Kaiſer Carl nach Eger; auch Ferdinand und Moritz wurden nicht abgehalten, ſich dort mit ihm zu vereinigen. Der Kaiſer begieng das Oſterfeſt daſelbſt; bei dem feierlichen Hochamt, mit dem das Feſt begangen ward, ſah man neben den Kriegsbefehlshabern und Ober-Hofbeamten des Kaiſers, die in dem goldnen Vließ prangten, auch die deutſchen Fürſten Moritz und ſeinen Bruder Auguſt, ſo gut wie den Herzog von Cleve; der Biſchof von Arras, der jetzt in Abweſenheit ſeines Vaters die Geſchäfte verwaltete, las die Meſſe.

Und von hier aus faßte nun der Kaiſer den Feind ins Auge, der jetzt der vornehmſte für ihn in der Welt geworden. Zunächſt lag am Tage, daß der Fall deſſelben den Gehorſam von Böhmen in ſich ſchloß.

Für Johann Friedrich war aber nichts verderblicher als eben dieſe ſeine Verbindung mit den Böhmen.

Wenn er früher ſeine Kräfte mit denen des Kaiſers verglich, und die Möglichkeit eines weitern Widerſtandes überlegte, ſo war ſein Gedanke, nicht ſein ganzes Land, ſondern nur ſeine Feſtungen, vor allem Wittenberg und Gotha zu vertheidigen, ſich da auch nicht einmal ſelbſt einzuſchließen, ſondern ſich nach Magdeburg zurückzuziehen, wo er hoffen durfte, am erſten ſeine Sache herſtellen zu können. Es war darüber mit den beiden Bürgermeiſtern Heine Aleman und Levin von Emden unterhandelt worden. Die Stadt hatte ſich ſehr bereit erklärt, ihn mit ſeiner Familie aufzunehmen, und dazu bereits ein Haus in Vorſchlag gebracht, wenn er allein erſcheine. Sollte er dagegen alle ſeine Truppen mitbringen, was er andeutete, ſo hatte ſie auf einige Bedin-

gungen angetragen, die jedoch keine Schwierigkeiten machen konnten, da ſie hauptſächlich die Abwendung der von Herzog Moritz über die Stifte in Anſpruch genommenen Schutzgerechtigkeit betrafen.

Was den Fürſten in der Ausführung dieſes ſehr vernünftigen Planes irre machte, war im Grunde allein das Verhältniß zu den Böhmen. Um mit denen in unmittelbare Verbindung zu treten, war ein Theil ſeines Heeres nach den Bergſtädten gezogen und hatte das Gebirg überſchritten; mit den übrigen ſtellte er ſich an der mittleren Elbe, bei Meißen auf: hier, hoffte er, werde er das böhmiſche Heer am leichteſten an ſich ziehen können.[1]

Hatten aber die Böhmen nicht gewagt, dem Kaiſer ihr Gebiet zu verſchließen, ſo erhoben ſie ſich noch viel weniger zu dem Entſchluß, außerhalb ihres Landes einem Heere deſſelben entgegen zu gehn.

So geſchah daß ſich Johann Friedrich mit zerſtreuten Kräften an ungünſtiger Stelle im Felde betreffen ließ.

Niemals vielleicht waren Heere, deren Kampf über ein großes Weltintereſſe entſcheiden ſollte, an Kräften ſo ungleich. Der Kaiſer hatte 17000 M. z. F., 10000 M. z. Pf. Durch die Anſtrengungen des Feldzugs, die mancherlei Beſatzungen, die Unternehmung nach dem Erzgebirge und nach Böhmen war dagegen das Heer das Johann Friedrich unmittelbar bei ſich hatte, auf 4000 M. z. F., 2000 z. Pf. herabgebracht worden.

1. „Dann itziger Zeit ligen ſ. Chf. Gn. an einem ſolchen Ort da die Boheimen ſ. Chf. G. wöllen zuziehen, daß ſ. Chf. Gn. dieſelben ſicher zu ſich bringen mögen." (U. G.)

Der Kaiſer betrat die ſächſiſche Grenze ungefähr eben da, wo vor dem Jahre die Böhmen und Huſaren eingedrungen waren, am 13ten April. Sein erſtes Nachtlager nahm er zu Adorf, das zweite zu Plauen; aus dem Voigtlande rückte er nach dem Oſterland vor, nach Altenburg, Colditz:[1] nirgends fand er Widerſtand; 15 ſächſiſche Fähnlein wurden unterwegs aufgehoben; „wo der Kaiſer hin zieht," ſchreibt Ulrich Zaſius aus ſeinem Lager, „giebt ſich alles: nie hat man ein ſolches Vorrücken geſehen." Durch die Linie die er beſchrieb ſchnitt er den Gegner zugleich von deſſen thüringiſchen Hauptlande ab, und gieng ihm ſelber zu Leibe.

Denn noch immer wartete Johann Friedrich in der Gegend von Meißen der böhmiſchen Hülfe, die man ihn hoffen laſſen.

Welch eine andre Heeresmacht die jetzt von den böhmiſchen Grenzen her gegen ihn vordrang!

Endlich mußte er erkennen, daß ihm nun doch nichts übrig bleibe, als ſich nach ſeiner Feſtung Wittenberg zurückzuziehen.

Aber ſchon war er in dem Nachtheil, daß, indem er an dem rechten Ufer der Elbe hinabzog, die Feinde in denſelben Gegenden an dem linken erſchienen und nur hauptſächlich durch den Fluß von ihm getrennt waren.

Am 23ſten April gönnte ſich der Kaiſer, nachdem er 10 Tag unausgeſetzt fortgezogen, einen Raſttag, zwiſchen Oſchatz und Lommatzſch, auf einem Schleinitziſchen Gut, genannt zum Hof, an der Jahna, in einer Gegend die ſchon

1. Tagebuch des Mameranus erläutert in der Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſ. Geſchichte III, 103 f.

einmal durch den Kampf zwiſchen Heinrich I und den von den ungriſchen Bewegungen ergriffenen Daleminziern in der deutſchen Hiſtorie nahmhaft geworden. Noch war er der Meinung, die Brücke bei Meißen, welche Johann Friedrich abgebrochen hatte, wiederherzuſtellen und denſelben dort zu ſuchen oder ihm nachzueilen.[1] Án der Jahna aber vernahm er, daß ſich das ſächſiſche Lager nicht mehr dort befinde. Johann Friedrich hatte eine Stellung bei Mühlberg genommen, die man von allen Seiten für feſter hielt als ſie war; er erwartete nicht anders als daß der Kaiſer bei Meißen über den Fluß gehn und ihm Zeit laſſen werde, ſich weiter zurückzuziehen. Er führte eine Schiffbrücke bei ſich, um mit dem jenſeitigen Ufer in Verbindung zu bleiben, und der unter Thumshirn nach Böhmen gegangenen Schaar, wenn ſie etwa erſcheinen ſollte, den Übergang zu erleichtern. Der Kaiſer konnte aber nicht gemeint ſeyn, dieß zu erwarten, oder auch nur den Gegner zu ſeinen feſten Plätzen gelangen zu laſſen. Als man ihm ſagte, daß es zwar ſchwer, aber nicht unmöglich ſeyn werde, im Angeſicht des Feindes den Fluß zu überſchreiten, war er auf der Stelle entſchloſſen es zu verſuchen, entweder mit Hülfe der Pontons, die er auf einer langen Reihe von Wagen mit ſich führte, oder durch die Furten von denen man ihm ſagte. Jetzt hatte er den Feind, an den ſich ein ſo großer Theil der Weltbewegung knüpfte, ſchwächer als je vor ſich: er war entſchloſſen ihn nicht entkommen zu laſſen. Noch am Abend brachen die Wagen auf: gegen Morgen erhob ſich das ganze Lager.

1. Lettre de l'empereur à sa soeur 25 Avril 1547, zuerſt von Dr Coremans publicirt in dem Blatte: freye Preſſe nr 1. (1 Januar 1840.)

Die Erſten die das Ufer erreichten waren Herzog Moritz und der Herzog von Alba. Von einem Bauern, den ſie überredet, auf ſeinem Kahn hinüberzufahren, vernahmen ſie mit Sicherheit, daß Johann Friedrich noch ſelbſt zugegen ſey. Sein Fußvolk war ſchon im Aufbrechen begriffen: er wollte noch ſeine Sonntags-Andacht abwarten, um demſelben dann mit der Reiterei nachzufolgen. An dem Ufer ſtanden einige Hakenſchützen, um die Schiffbrücke zu vertheidigen.[1]

Glücklicher, einladender konnten die Dinge nicht ſtehn. Eine beſſere Gelegenheit, die Sache mit Einem Schlage zu Ende zu bringen, ließ ſich niemals erwarten. „Eilends und übereilends", ſagt der Bericht eines Anweſenden, „zog der Kaiſer herbei."

Die ſpaniſchen Hakenſchützen des Vortrabs eröffneten den Kampf gegen die Mannſchaften welche die Schiffbrücke vertheidigen ſollten. Unter dem ſchützenden Feuer der Büchſen ſchwammen acht Spanier, raſch entkleidet, zwei von ihnen ihre Säbel im Mund, auf die Schiffbrücke zu, erſtiegen ſie und brachten ſie in ihre Gewalt. Die Leute Johann Friedrichs, die eben beſchäftigt geweſen ſie aufzulöſen, machten einen vergeblichen Verſuch ſie wenigſtens in Brand zu ſtecken. Schon ſetzten auch einige Huſaren durch den Fluß und zeigten ſich auf dem jenſeitigen Ufer. Die churfürſtlichen Reiter, bereits im Abzug begriffen, kehrten noch einmal um und

1. Relatione di Lorenzo Contarini, 1547, dieſelbe die unter dem Titel Rel^{ne} della casa d'Austria vorkommt, dadurch merkwürdig, daß ſie die von beiden Theilen, beſonders aber dem proteſtantiſchen begangenen Fehler erörtert, ruft aus: Il nemico vicino e non sta con guardia.

es ſchien als würden ſie ſich zu einer andauernden Vertheidigung des Ufers aufſtellen. Das war jedoch nicht der Auftrag den ſie erhalten. Ihr Herr war indeſſen, nachdem er die Predigt gehört und ſein Frühmahl eingenommen, dem vorangegangenen Fußvolk nachgezogen. Das thaten ſie auch: ſie ſahen in den herübergekommenen Leuten die Begleitung des Herzog Moritz, die ihnen nicht ſehr gefährlich vorkam.

So wie ſie aber den Rücken wandten, erſchien der Kaiſer mit aller ſeiner Macht.

Er hatte bereits über den dichten Nebel zu klagen angefangen, der an dieſem Morgen Fluß und Feld bedeckte, der ihn hier verfolge wie dort an der Donau. Jetzt aber hob er ſich, und man erblickte die Elbe. Die claſſiſch gebildeten Italiener und Spanier begrüßten den Fluß, den die Römer nur nennen gehört und kaum jemals geſehen. Ihr Führer kam ihnen wie einer jener römiſchen Imperatoren vor, die am tiefſten in Germanien eingedrungen. Die Furt zeigte ſich ſehr brauchbar, von feſtem Boden: ſieben Pferde neben einander konnten ſie hindurchjagen; das Waſſer reichte den Reitern bis an den Sattel.[1] Zuerſt ſetzten Alba und Moritz hinüber, dann die übrigen leichten Pferde, ungefähr 4000, mit 500 Hakenſchützen die den Reitern hinten auf geſtiegen: dann Ferdinand, endlich der Kaiſer. Die Prote-

1. In Wiersbergs 2tem Bericht heißt es: „indes iſt die Elb berieten und gegrundt worden, das kaiſ. Mt mit freier Schlachtordnung zu Roß hindurch gezogen, alſo das es einem rechten Schützenpferd nit hoher dann an den Satel geſchlagen, das kein Reiter des Orts ſchwimmen durfen." (Meuſel hiſtoriſche Unterſuch. III, 51.) Avila meint das letztere doch, ich glaube aber dem deutſchen Reitersmann.

ſtanten hatten den Kaiſer, der in der Pein der Krankheit ins Feld gegangen, noch in Nürnberg ungern Jemand vor ſich ließ, beinahe als einen Verſtorbenen betrachtet: wie ein einbalſamirter Leichnam, wie ein Geſpenſt rücke er gegen ſie an; aber ſie kannten dieſe kranke, ſchwächliche, ſcheinbar verkommende Natur nicht, die ſich dann mit Einem Male wieder in aller urſprünglichen Energie erhob und das Ziel das ſie vor ſich ſah, unaufhaltſam verfolgte: im Felde war der Kaiſer geſund und munter: täglich ſtand er früh um vier Uhr auf; auch heute erſchien er, noch einmal ſehr ritterlich anzuſehen, ganz in blanken Waffen, mit dem rothen goldgeſtreiften burgundiſchen Feldzeichen, begierig ſich zu rächen und des Sieges im voraus gewiß.

Während nun unter ſeinen Augen die Schiffbrücke hergeſtellt wurde, und die ſchwere Reiterei ſo wie das Fußvolk in aller Ordnung über den Fluß gieng, eilten Alba und Moritz dem zurückziehenden Feinde nach. Die leichten italieniſchen Pferde und die Huſaren hatten ihn bald erreicht. Die Huſaren mit ihren ſpitzen bunten Schilden und überaus langen Speeren, die ſie beide mit großer Behendigkeit zu gebrauchen wußten, verſetzten den Krieg wie er an den türkiſchen Grenzen geführt ward, jetzt in das Elbthal. Sie riſſen das Hofgeſind des Herzog Moritz ſtürmiſch mit ſich fort.

Wohl ſehr möglich, daß ihnen Johann Friedrich mit ſeinen ausgeraſteten Pferden, und mit einem Geſchütz welches zahlreich genug geweſen wäre um einen kleinen Anfall abzuwehren, entgehn, wenn es ihm Ernſt war noch am Abend Wittenberg hätte erreichen können. Auch ward ihm das vorgeſchlagen. Es iſt ſo recht ein Zeichen ſeiner ehrlichen Ge-

wiſſenhaftigkeit, daß er es nicht that. „Wo ſollte“, ſagte er, „mein getreues Fußvolk bleiben?“ Es ſchien ihm billig, Diejenigen, die für ihn fochten, auch ſeinerſeits nicht zu verlaſſen. Nachdem er ſchon ein paar Mal ſich umgekehrt und die Anfälle des Feindes zurückgewieſen, ſah er ſich endlich genöthigt, in der Nähe von Coßdorf Halt zu machen.

Seine Meinung war keineswegs, daß es zu einer Schlacht kommen würde. Er dachte nur die beſchwerlichen Truppen ſeines Vetters — denn nur von dieſem glaubte er verfolgt zu ſeyn [1] — zurückzuweiſen, wie an der Donau mancher ähnliche Überfall beſtanden worden, und dann in der Nacht ruhig weiter zu ziehen.

Allein die Stunde war gekommen die über ſein Schickſal entſcheiden ſollte.

Noch einmal ließ Alba, wie er nun ſah daß der Feind zum Stehen gebracht worden, bei dem Kaiſer anfragen, ob er zu ernſtlichem Angriff ſchreiten ſollte. Der Kaiſer antwortete, den günſtigen Augenblick dürfe man nie verſäumen, und eilte, wie er dem Herzog Moritz am Morgen verſprochen, mit ſeinem Gewalthaufen vorwärts, um wo möglich ſelber dabei zu ſeyn.

Johann Friedrich hatte ſeine Mannſchaften an einer Waldſpitze aufgeſtellt, das Fußvolk mit einigem Feldgeſchütz in der Mitte, die Reiterei in fünf verſchiedenen kleinen Haufen vorwärts und rückwärts demſelben auf beiden Seiten.

1. Cüſtriner Bericht: „H. Hans Friedrich vormeint, das ſolch nacheillen allein durch etliche geſchwader beſchehn, die ſich alſo ahn jne hengen wolt, und nicht weniger geacht den (nichts weniger geglaubt als) das kaiſ. und kon. Mt ſelbſt mit dem ganzen Heer vorhanden wären.“

Es war am 24ſten April, eines Sonntags, Nachmittag um vier Uhr, daß die kaiſerlichen Reitergeſchwader der Vorhut, ungefähr 2200 M. ſtark, unter dem Feldgeſchrei Hiſpania und das Reich, das ſie in verſchiedenen Sprachen riefen, auf die Schlachtordnung losgiengen, die Johann Friedrich umgab.

Das Feuern der churfürſtlichen Truppen wirkte wenig: indeſſen würden ſie wohl Stand gehalten haben, wäre nicht in dieſem Augenblicke in der Ferne der Gewalthaufen des Kaiſers ſichtbar geworden. Nun erſt ſahen ſie, mit wem ſie zu thun hatten: daß ſie, wenn ſie auch jetzt ſich hielten, doch gegen die Nachkommenden verloren waren. Die neuere Kriegsgeſchichte zeigt in verſchiedenen Beiſpielen, wie gefährlich es iſt ſich an eine Örtlichkeit zu lehnen die man nicht beherrſcht. Ohne Schwierigkeit drangen die Huſaren in das Gehölz vor, das der Aufſtellung zum Rückhalt hatte dienen ſollen. Zuerſt gerieth die Reiterei in Verwirrung: — vergebens war alles Zurufen Johann Friedrichs — ſie ſprengte in wilder Flucht aus einander.[1] Da warfen auch die Fußvölker ihre Gewehre weg und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Es war keine Schlacht, ſondern ein Anſprengen auf der einen, ein Auseinanderſtäuben auf der andern Seite: in einem Augenblick war alles vollendet.[2] Johann Friedrich, ganz allein

1. Ein Schreiben Johann Friedrichs an ſeine Söhne aus Augsburg (Donnerſtag nach Decollationis 1547) giebt der Reiterei alle Schuld.

2. Man muß freilich dabei Avila nicht glauben, der die Gelegenheit ergreift, taktiſche Regeln beizubringen, noch ſeinen Nachfolgern. Ich habe auch hier nur die älteſten und einfachſten Berichte, von denen zwei aus der kaiſerlichen Canzlei ſelbſt ſtammen, vor Augen gehabt. (S. d. Anh.)

gelaſſen, ſah ſich plötzlich ſelbſt im Holz mit einem Huſaren gleichſam in Zweikampf. Er wehrte ſich männlich, und ſchon meinte der Huſar ihn entleiben zu müſſen: als ein Edelmann vom Hofgeſind des Herzog Moritz, Thilo von Trotha, herbeikam. Nur einem Deutſchen wollte der Fürſt ſeine Ehre verpfänden: dem Huſaren überließ er ſeinen Dolch und ſein Schwert: dem Deutſchen gab er ſeinen Ring.

Während nun die Zerſprengten verfolgt wurden, — die Reiter ſetzten ſich dann und wann noch zur Wehre, aber das Fußvolk ward ohne Erbarmen niedergemetzelt: bis jenſeit der Heide ſah man die Leichen, — ward der gefangene Fürſt nach dem kaiſerlichen Heerhaufen abgeführt.

Vor einer Stunde hatte er ſich noch als ein Oberhaupt des deutſchen Proteſtantismus mit aller Hofnung des Widerſtandes, als eins der wichtigſten Glieder der großen europäiſchen Oppoſition betrachten können, und wenigſtens als einen Vorfechter des göttlichen Wortes hatte er ſich gefühlt; jetzt war er gefangen: „nun bin ich hier,“ ſagte er, „nun erbarme dich mein, du getreuer Gott.“ Der Kaiſer ſah ihn von ferne kommen: er erkannte den frieſiſchen Hengſt den Johann Friedrich vor drei Jahren in Speier geritten, an jenem Reichstag, an welchem ſich die Proteſtanten unter der Leitung deſſelben die verhaßteſten Conceſſionen erzwungen. Johann Friedrich wollte abſteigen: der Kaiſer winkte ihm, er möge ſitzen bleiben: es war ihm genug, daß er ihn ſah, mit Blut beſprützt, den Kopf geneigt, mit dem Ausdruck der Demuth. „Erkennt Ihr mich nun“, rief er ihm entgegen, „für einen römiſchen Kaiſer?“ „Ich bin“, antwortete der Churfürſt, „auf dieſen Tag ein armer Gefangener: Kaiſerl. Majeſtät wolle ſich gegen mich

als einen gebornen Fürſten halten.“ „Ich will mich ſo gegen Euch halten,“ erwiederte der Kaiſer, „wie Ihr Euch gegen mich gehalten.“ „Ihr ſuchtet,“ fiel König Ferdinand ein, gleich als habe er erklären wollen wie dieß zu verſtehn ſey, „mich und meine Kinder von Land und Leuten zu verjagen: Ihr ſeyd mir ein feiner Mann.“ Wie weidete der Biſchof von Hildesheim, der in vollen Waffen durch die Elbe gegangen — im Namen der deutſchen Biſchöfe, wie er ſagt, die von dem Ketzer in ſo große Gefahr geſetzt worden — bei dem Anblick des gefangenen Ebers ſeine Augen. So bezeichnet er ihn ſelbſt: er ſagt, er wolle nicht ein paar hundert Ducaten dafür nehmen, nicht dabei geweſen zu ſeyn.[1] Am ſpäten Abend erſt kam Herzog Moritz zurück. Er hatte an dieſem Tage mehr als 20 Stunden zu Pferd geſeſſen; bei der Verfolgung hatte ein feindlicher Reiter, plötzlich umkehrend, eine Feuerbüchſe gegen ihn abgedrückt, die zu ſeinem Glück nicht losgieng; noch mit einem andern war er handgemein geworden, da hatte ihn ein Edelmann ſeiner Umgebung gerettet; für alle dieſe Anſtrengung und Gefahr fand er nun bei ſeiner Rückkehr den Stammesvetter gefangen; nun erſt konnte er ſich als Churfürſt betrachten. Der Haber der beiden Linien hatte ein Moment der großen Weltbewegungen gebildet; deren Erfolge entſchieden ihn.

Als Gefangener ward Johann Friedrich vor ſeine Feſte Wittenberg gebracht.

Sehr ernſtlich iſt die Rede davon geweſen, ihm wegen des doppelten Verbrechens der Rebellion und der Ketzerei das Leben zu nehmen. In dem Todesurtheil iſt hauptſäch-

1. Sein Bericht bei Bucholtz IX, 420.

lich von dem erſten die Rede, dem höchſten und erſchrecklichſten aller Verbrechen, dem der beleidigten Majeſtät; bei den Berathungen machte ſich noch mehr der andre Geſichtspunct geltend. Die Einwirkung welche den Krieg hauptſächlich hervorgerufen, gewann durch die glückliche Wendung die derſelbe genommen, neue Stärke. Man ſchrieb dem Kaiſer das Wort zu: „ich kam, ich ſah und Gott ſiegte.“ In dieſem Sinne erblickten Einige in dem Glücke der Schlacht faſt eine unmittelbare Veranſtaltung Gottes: zum guten Zeichen ſey ein Adler über dem ſpaniſchen Fußvolk daher geflogen; den andern Tag habe man die Furt, die das Heer paſſirt, ſchon nicht mehr benutzen können; die Sonne ſey blutroth aufgegangen, wie an andern glücklichen Schlachttagen des Kaiſers; ſie habe höher geſtanden, als nach den Stunden des Tages zu erwarten geweſen; es fehlte wenig, daß man nicht ſagte, Gott habe den Tag verlängert, um das Ermorden der verfolgten Ketzer zu begünſtigen: wenigſtens hat man es angedeutet. So forderte nun auch der Beichtvater, daß Johann Friedrich die Strafe der Ketzer, den Tod erleide. Er meinte, dann werde bei dem erſten ernſtlichen Angriff auch Wittenberg fallen, das ja nicht allzu feſt ſey: in dem Schrecken darüber werde ſich das ganze Land unterwerfen, und alles in den alten Stand wiederhergeſtellt werden können.

Johann Friedrich war ſehr ruhig dabei. Im Anfange ſeiner Gefangenſchaft zeigte er ſich bekümmert, weil man ihm ſagte, ſein älteſter Sohn ſey in der Schlacht umgekommen; als aber ein Trompeter, der deshalb in die Stadt geſchickt ward, mit der Nachricht zurückkam, der Prinz lebe und werde

bald von der Wunde, die ihm beigebracht worden, geneſen ſeyn, auch ein Wahrzeichen deſſelben mitbrachte, erſchien Johann Friedrich nicht anders als getroſt und herzhaft. Über alle Furcht für ſich ſelber erhob ihn die Gewißheit einer andern lebendigen Gemeinſchaft, der er von jeher angehört, und ſein vollkommen reines Gewiſſen. Man erzählt, das Todesurtheil ſey ihm publicirt worden, als er mit Herzog Ernſt von Braunſchweig, der mit ihm gefangen worden, Schach ſpielte. [1] Er war längſt darauf gefaßt: nicht einmal in ſeinem Spiel ließ er dadurch ſich ſtören: „Vetter," ſagte er, nachdem er das Urtel wie ein andres Papier neben ſich gelegt, „gebt Acht auf Euer Spiel: Ihr ſeyd matt."

Indeſſen machte man im kaiſerlichen Rathe doch auch einige Betrachtungen andrer Art.

Man ſah wohl daß Wittenberg nicht ſo leicht erobert werden dürfte, als man geglaubt. Es war ſehr gut befeſtigt, mit allem Nöthigen auf lange Zeit verſehen. Um die Belagerungsarbeiten zu fördern, hatte Moritz 15000 Schanzgräber zu ſtellen verſprochen, aber nicht mehr als 300 aufbringen können. Die Spanier zeigten ſich ohnehin nicht eben zu ſeinen Gunſten geſtimmt: ſie meinten, ſie ſeyen nicht dazu da, um ihm Städte zu erobern. Dem Beichtvater erwiederte dann der Biſchof von Arras: man müſſe Gott nicht weiter verſuchen, nicht immer Wunder erwarten: würde man einen Anfall auf Wittenberg machen, ſo könne man leicht die beſten Leute und überdieß die Reputation verlieren, durch die man jetzt ſtark ſey: wie viel beſſer, wenn

1. Müllers ſächſiſche Annales 106. Faletus. Beſonders Roger Aſham; doch variiren die Angaben.

man dem Gefangenen die Todesſtrafe in ewiges Gefängniß verwandle, und ihn dafür verpflichte, ſeine Feſtungen, zunächſt Wittenberg, überliefern zu laſſen, und wenn man dann, ehe noch die Wirkung des vorigen Sieges erkaltet ſey, den Krieg ſo raſch wie möglich zu Ende zu führen trachte.[1] Dieſen politiſchen Betrachtungen geſellte ſich auch Alba hinzu. Der Biſchof von Arras ward beauftragt mit dem Gefangenen zu unterhandeln.

Die erſte Bedingung welche er vorſchlug, war, daß ſich Johann Friedrich den Beſchlüſſen des Conciliums, überhaupt den Anordnungen des Kaiſers in Bezug auf die Religion unterwerfen ſolle. Dieſe Anmuthung aber wies derſelbe unbedingt zurück: keine Gefahr Leibes und Lebens werde ihn jemals dazu vermögen. Der Biſchof fand ihn ſo hitzig und eifrig, wie er je einen Mann geſehen.

Bei weitem nachgiebiger zeigte er ſich in den weltlichen Angelegenheiten. Der Kaiſer hielt die Idee feſt, daß Johann Friedrich die Chur und alle ſeine Lehen verwirkt habe. Endlich unterwarf ſich dieſer den hierauf gegründeten Verabredungen zwiſchen dem Kaiſer, dem König und Herzog Moritz. Jedoch ward Moritz verpflichtet, den Söhnen Jo-

1. Bavé à la reine Marie 21 Mai; l'évêque d'Arras à la reine 20 Mai. S. d. Anhang. Von dem Beichtvater ſagt Bave: Le personnaige - - a fait tout ce qu'en luy a été pour faire mourir ledit prisonnier, et en avoit gaigné deux à sa part, mais Messieurs le duc d'Arras et Alve y ont été contraires. — — Die Abſchrift der Wittenberger Capitulation im Berliner Archiv wird mit den Worten eingeleitet: „Als der geweſene Churfürſt — gefangen, und fürgeſtanden das derſelbige an Leib und Leben geſtraft werden ſollte, aber u. g. H. d. Chf. von Brandenburg ſich in den ſachen bei kſ. Mt hochlichen bemühet, in uf wegę eines vertrags zu richten, und ſolche ſtraffe abzuwenden."

hann Friedrichs ein Einkommen von 50000 Gulden zu laſſen. Die Ämter aus welchen dieß aufgebracht werden und die zu dem Ende überhaupt dieſer Linie verbleiben ſollten, wurden ſogleich namentlich beſtimmt.

Für den Augenblick war das Wichtigſte, daß Johann Friedrich in die Überlieferung ſeiner Feſtungen willigte.

Zwar zweifelten die Wittenberger, ob ſie ſich nicht lieber bis auf den letzten Mann wehren ſollten, und fragten darüber ihren Pfarrer Bugenhagen. Der rieth ihnen, den gefangenen Fürſten ſelbſt zu Rathe zu ziehen: „denn ſeine Gnade“, ſagte er, „hat uns lieb, S. Gn. wird uns nichts Schädliches rathen.“ Johann Friedrich rieth ihnen, ſich zu ergeben.

Hierauf zog eine kaiſerliche deutſche Beſatzung in Wittenberg ein, und der Kaiſer konnte nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den zweiten Feind richten, der noch übrig war, den Landgrafen Philipp.

Unterhandlung mit Landgraf Philipp.

Nach dem mißlungenen Ingolſtädter Zug, von Geld entblößt, auf allen Seiten von Feinden bedroht, war Philipp in eine gereizte, wilde Stimmung gerathen. Am härteſten berührte ihn, daß er ſeines Landadels nicht ſicher war. Beim Eintritt in eins ſeiner Schlöſſer ſoll er zu verſtehn gegeben haben, man denke ihn wohl daſelbſt gefangen zu halten; auf der Jagd kam es ihm vor, als ſey er ſelber das Wild das man jage. Bei alle dem fuhr man am kaiſerlichen Hofe fort die Thätigkeit zu fürchten die er einſt

bewieſen. Vom erſten Augenblick faßte der Kaiſer den Gedanken, ſich entweder ſeiner Perſon zu bemächtigen — ſchon im Februar hoffte er durch die Unterhandlungen, die Moritz begonnen, dahin zu gelangen,[1] — oder ihn doch aus ſeinem Lande zu verjagen. Das Glück der Mühlberger Schlacht beſtärkte ihn in der erſten Abſicht. Als Meiſter Lucas Cranach den Kaiſer, den er in der Jugend gemalt, und der ihn ſehr gnädig empfieng, im Lager vor Wittenberg um Gnade für ſeinen gefangenen Herrn bat, ließ ſich Carl vernehmen, an dem liege nicht ſo viel: wenn er nur den Andern auch hätte! Auch dazu knüpfte ſich ihm hier noch im Lager vor Wittenberg eine Gelegenheit an, die er lebhaft ergriff, aber auf eine Weiſe von der man noch immer nicht genau weiß was man dazu ſagen ſoll.

Wir haben jetzt authentiſche Documente der verſchiedenſten Art: die Correſpondenz der beiden vermittelnden Fürſten, Joachim II von Brandenburg und Moritz, mit dem Landgrafen; die dieſem vorgelegten, von ihm abgeänderten Entwürfe; den Briefwechſel des Kaiſers und ſeines Bruders in der Sache; ich habe noch eine ausführliche Relation vom kaiſerlichen Hofe und ein von den vermittelnden Fürſten zu Halle aufgenommenes Actenſtück benutzen können: bei alle dem bleiben noch einige Dunkelheiten übrig, namentlich eine, deren ich ſogleich gedenken werde.

Nach mancherlei frühern Unterhandlungen war noch zur Zeit jenes Lagers vor Wittenberg eine Zuſammenkunft zwi-

1. 9 Febr. au roy Ferdinand. Von ſeiner Annäherung ſagt er: lequel presseroit tant plus pour le moings la conclusion de la practique, qu'il a mehu par le duc Mauris, par laquelle me pourroye asseurer de sa personne.

ſchen Philipp und Moritz zu Leipzig gehalten worden, wo ſich aber alles zerſchlug. Der Kaiſer forderte Überlieferung aller Feſtungen, Ergebung in Gnade und Ungnade: eben ſeine Feſtungen, in denen er ſeine Sicherheit auch gegen die eignen Vaſallen ſah, wünſchte Landgraf Philipp vor allem zu behaupten. Er ſoll geſagt haben, ehe man ihm ſie nehme, möge man ihn lieber gleich todtſchlagen, wie einen tollen Hund. Er wollte nur eine und die andre auf beſtimmte Zeit einräumen und vor allen Dingen wiſſen, bis wie weit ſich die Ungnade erſtrecken werde, der er ſich unterwerfen ſolle.

Die amtliche Relation verſichert nun,[1] der Kaiſer habe den vermittelnden Fürſten geſagt, er könne dem Landgrafen nicht trauen, er müſſe ihn perſönlich in ſeiner Gewalt haben; auf deren Einwendung, daß ein Fürſt der ſich ſelbſt überliefere, unmöglich auf gleichen Fuß mit demjenigen behandelt werden könne, der mit den Waffen in der Hand gefangen worden ſey, habe er erwiedert: auch der Landgraf, der jetzt zugleich von der Wetterau, von Naſſau, durch einen Heerhaufen unter Büren, und durch die aus Sachſen anrückende Kriegsmacht bedroht werde, weiche nur der Gewalt. Nach mancherlei Hin und Herreden hätten ſich dann die Churfürſten wirklich mit der Verſicherung begnügt, daß ſich die Ungnade der ſich der Landgraf unterwerfe, nicht auf Leibesſtrafe noch auf ewiges Gefängniß erſtrecken ſolle.

Es iſt unleugbar, daß die beiden Fürſten dieſe Conceſſion gemacht haben: die Eingabe iſt jetzt gedruckt, über welche dem Kaiſer vorgetragen worden iſt, und welche die Worte

1. Eine Schrift, betitelt: Touchant la prinse du Landgrave, im Brüſſeler Archiv, die ich im Anhang mittheile.

auf das deutlichſte enthält.[1] Der Kaiſer hat es immer behauptet, ſie haben es nicht allein nicht geleugnet, ſondern ſogar förmlich anerkannt. Sie mochten wohl noch etwas gewonnen zu haben glauben, wenn der Kaiſer dadurch verſprach, den Landgrafen beſſer zu behandeln als den Churfürſten, der wirklich zu ewigem Gefängniß verurtheilt worden war.

Trotz alle dem, denn ſie blieben mit dem Landgrafen in unaufhörlicher Verbindung, ſchickten ſie demſelben bald darauf den Entwurf einer Capitulation zu, in der hievon kein Wort ſtand, mit der Verſicherung, er ſolle über die Artikel derſelben weder an Leib noch Gut, auch nicht mit Schmälerung ſeines Landes oder mit Gefängniß beſchwert werden. Wie dieß möglich war, darin eben liegt der Knoten unſrer Frage.

Der Grund war nach den Erklärungen der Fürſten dieſer, daß man kaiſerlicher Seits nicht wieder auf jene Beſtimmung zurückkam, ſondern ſich zu dem Vorſchlag einer Capitulation ſolcher Art verſtand, daß ſich darnach eher alles andre als Gefangennehmung vermuthen ließ.

Dieſer Capitulation zufolge ſollte der Landgraf ſich allerdings auf Gnade und Ungnade ergeben und einen Fußfall thun, aber es ward ihm Verzeihung verheißen, für die er ſich dankbar zu erzeigen habe: — er ſollte allen Bündniſſen abſagen: die Feinde des Kaiſers weder dieſer Zeit noch künftig in ſeinem Lande dulden: diejenigen von ſeinen Unterthanen die noch wider denſelben dienen möchten, dergeſtalt abfordern, daß ſie binnen vierzehn Tagen abziehen: alle ſeine Feſtungen bis auf Eine ſchleifen, alle ſein Geſchütz

1. Bei Bucholtz IX, 423: ne tournera a paine corporelle ou perpetuel emprisonnement. Die deutſche Redaction bei Riederer ein wenig abweichend.

herausgeben, ſo wie alle Gefangenen, auch den Herzog Heinrich, und demſelben ſein Land wieder einantworten. Im Fall der Landgraf dieſer Verwilligung nicht nachkomme, verſprachen die beiden Churfürſten und ſein Eidam, der Pfalzgraf von Zweibrücken, ihn dazu zu zwingen.

Daß nun hiebei jene Conceſſion eines auch nur einſtweiligen Gefängniſſes im Sinne behalten ſeyn könne, glaubten die Churfürſten um ſo weniger, da ſo viele von dieſen Artikeln die Vorausſetzung enthielten, daß der Landgraf frei bleibe.[1] Überdieß hatten ſie ſchon mit König Ferdinand vor ſeiner Abreiſe aus dem Lager über die Nothwendigkeit verhandelt, dem Landgrafen ſicheres Geleit zuzuſagen; der hatte denn die Vergleitung zwar ſelbſt nicht übernehmen mögen, aber ſie ihnen geſtattet. Genug, ſie trugen kein Bedenken dem Landgrafen, als er die Capitulation annahm und ſich entſchloß ins Lager zu kommen, ihr „frei, ſicher, ehrlich, ungefährlich Geleit, ab und zu, bis wieder in ſeinen Gewahrſam" zuzuſchreiben: ja ſie verpflichteten ſich, wenn ihm irgend eine Beſchwerde zugefügt werden ſollte außer dem was in den Artikeln verzeichnet ſey, ſo würden ſie ſich auf ſeiner Kinder Erfordern perſönlich einſtellen.

Unter der Vorausſetzung der Freiheit war nun der dem Landgrafen vorgeſchlagene Vertrag noch günſtig genug. Worauf alles ankam, die Integrität ſeines Landes, ganz anders als dem armen Joh. Friedrich, war ihm geſichert. Er

1. Dieß iſt der vornehmſte Moment, der aus dem „Actum zu Halle", das ich im Anhang mittheile, hervorgeht. Die Churfürſten erklären, „das ires teils in deme der mißverſtand, das ſie nicht geachtet, weill des landgraffen erſte artikel gar abgeſchlagen und in den andern von keinem gefenknus geſetzt, das des gefengknus halb einige fhare."

forderte zwar noch einige Abänderungen, die aber, wie er mit Recht ſagte, nichts Weſentliches berührten, auch nach neuen Erwägungen größtentheils angenommen und vom Kaiſer genehmigt wurden. Dabei kam noch ausdrücklich vor, daß der Landgraf nicht über fünf oder ſechs Tage aufgehalten zu werden gedenke; der Biſchof von Arras wandte nichts dagegen ein: bei der definitiven Einladung in das kaiſerliche Feldlager, das in dieſen Tagen nach Halle verlegt worden, mußte das Geleit erneuert werden, und auch davon war bei dem Biſchof die Rede: er ließ es ruhig geſchehen.

Es bleibt immer ſchwer einzuſehn, wie ſo die Fürſten jene ihre erſte Eingabe ganz aus der Acht ließen: aber durch ſo viel andre Feſtſetzungen hielten ſie ſich für vollkommen geſichert gegen die Ausführung derſelben. Der Kaiſer hatte dem Landgrafen verſprochen, ihm unmittelbar nach der Abbitte eine Urkunde der Verſöhnung, einen Sühnebrief zu geben; zu vermuthen daß er ihn dennoch feſthalten werde, ſchien eine Art von Beleidigung zu ſeyn. Als die beiden Fürſten nach Naumburg reiten wollten, um den Landgrafen nach Halle abzuholen, fragten ſie noch einmal bei dem Kaiſer an, ob es ſein Ernſt ſey den Landgrafen nicht über die abgeredete Capitulation zu beſchweren. Der Kaiſer erwiederte faſt ungehalten, es ſey ſeine Sitte nicht, Jemand gegen die Abrede zu beſchweren. [1]

Daß der Kaiſer den Irrthum der Churfürſten kannte, ſcheint mir ganz unleugbar. In denſelben Tagen, am 15ten Juni, meldete er ſeinem Bruder, daß er den Landgrafen gefangen zu halten denke, wenn auch nur auf eine kleine Zeit.

1. Vortrag Moritzens bei ſeinen Landſtänden, Hortleder II, v, 1. Ich glaube da erſt die rechte Lesart hergeſtellt zu haben.

Er meint, die Churfürſten würden ihm das nicht übel nehmen können, da er der Verſicherung die in jenen Artikeln enthalten ſey, nicht entgegenhandle. [1] Er wußte demnach ſehr gut, daß ſie es nicht erwarteten: wie hätte er ſonſt fürchten können, ſie würden es übel nehmen? Allein im Beſitze jener erſten Eingabe fühlte er ſich in ſeinem Recht. Seine Gewohnheit war nicht, um des Mißfallens willen, das ein deutſcher Fürſt empfinden könne, einen Gedanken aufzugeben, welchen er ſo lange gehegt, auf deſſen Ausführung er ſo viel Werth legte. Nichts ſchmeichelte mehr ſeinem Selbſtgefühl, als die alten Gegner, die ihm alle die Jahre daher furchtbar geweſen und ihm nicht ſelten ihren Willen aufgedrungen, endlich beide in ſeine Hände zu bekommen. Noch an dieſem Tage empfieng er ein Schreiben ſeines Bruders, der ihn darauf aufmerkſam machte, daß ſich der Landgraf nicht gutwillig zu irgend einer Art von Gefangenſchaft verſtehn, er, der Kaiſer, dagegen leicht das Mißvergnügen der Churfürſten reizen und ihn ſelbſt zur Verzweiflung bringen könne. [2] Aber Carl machte die Betrachtung, wenn er den Landgrafen feſthalte, ſo könne er demſelben ein ander Mal Gnade angedeihen laſſen: dagegen ihn feſtzuhalten, wenn man ihn jetzt begnadige, dazu werde ſich die Gelegenheit niemals wieder finden. — Er wollte ſeine Beute nicht fahren

1. Bei Bucholtz IX, 427. Me deliberant de quand il se viendra rendre, le faire retenir prisonnier; dont lesdits electeurs ne se pourront resentir, puisque je ne contreviendray à l'asseurance que j'ai donné, parlant de prison avec l'addition de perpetuelle.

2. Leitmeritz 17 Juni. Et pour ce (wenn man nemlich anders als mit der Gefangennehmung zu Werke gehe) ne se donneroit occasion de sentiment aux princes electeurs.

laſſen. Mit dem Gefühl eines glücklichen Jägers ſah er den Landgrafen in das Netz gehn. Man hatte ihn nie vergnüg- ter geſehen als an dem Tage dieſes Fußfalls.

Es war am 19ten Juni, Nachmittags vier Uhr, auf dem neuen Bau, der ſogenannten Reſidenz zu Halle, daß dieſe Cerimonie vollzogen wurde. Ein mit Goldſtoff bedeck- ter Thron, unter einem Baldachin, war aufgerichtet, ein gro- ßer Teppich davor ausgebreitet; der Kaiſer hatte ſchon Platz genommen, als der Landgraf, der dieſen ganzen Tag über einige Nebenpuncte der Capitulation mit den kaiſerlichen Rä- then verhandeln müſſen, noch auf ſich warten ließ. End- lich ſtiegen die Fürſten im Hofe von ihren Pferden: der Landgraf erſchien zwiſchen den beiden Churfürſten in ſchwarz- ſammtnem Überkleid, unter welchem man eine querüberge- hende rothe Feldbinde wahrnahm — roth war die Farbe von Öſtreich —: er ſchien ſehr wohlgemuth, ſprach mit ſeinen Begleitern, und man bemerkte daß er lächle. So kniete er vor dem Teppich auf dem Eſtrich des Saales nieder, neben ihm ſein Canzler Günterrode. Günterrode ver- las die Abbitte; der kaiſerliche Canzler die Antwort, von der man im Getümmel nicht alle einzelne Worte auffaſ- ſen konnte: doch enthielt ſie allerdings die Formel, der Kai- ſer wolle den Landgrafen über die getroffene Abrede nicht mit ewigem Gefängniß und Confiſcation ſeiner Güter heim- ſuchen; Günterrode erwiederte mit einer Dankſagung. Hie- mit glaubte der Landgraf ſeiner Pflicht Genüge gethan zu haben. Als der Kaiſer einen Augenblick zögerte zu win- ken, ſtand Philipp, ungeheißen, von ſelbſt auf. Der Kai- ſer pflegte ſonſt den Verſöhnten die Hand zu reichen: dieß

Mal unterließ er das. Aber wer hätte daraus auf Gefahr ſchließen ſollen? Ohne Arg folgten die beiden Churfürſten mit ihrem Gaſte, dem Landgrafen, einer Einladung des Herzog von Alba zum Abendeſſen aufs Schloß.

Hier aber trat nun die völlige Entwickelung dieſes Ereigniſſes hervor. Nach dem Eſſen, indem man ſich in verſchiedene Gruppen zum Spiel vertheilte, bemerkte der Herzog den beiden Churfürſten, Landgraf Philipp werde dieſe Nacht bei ihm auf dem Schloß bleiben müſſen. Die Fürſten, betroffen und erſtaunt, erhoben die dringendſten Vorſtellungen dagegen; Moritz wollte ſich von ſeinem Schwiegervater ſchlechterdings nicht trennen laſſen. Keine Einwendungen aber vermochten hier eine Änderung hervorzubringen, und ſchon war es zu ſpät am Abend, um den Kaiſer noch darüber zu ſprechen. Wollte Moritz ſich nicht allein entfernen, ſo konnte er, wie er that, mit auf dem Schloß bleiben. Genug, Philipp blieb und ward als Gefangener behandelt.

Ein nicht ungewöhnliches Verfahren der Spanier. So hatte ſich einſt Gonſalvo de Cordova des Ceſare Borgia bemächtigt. So hat Alba ſelbſt ſpäter Egmont und Horn in ſeine Gewalt gebracht.

Daran iſt zwar nicht zu denken, daß jene Erzählung, nach welcher in der Urkunde die Wörter einig und ewig verwechſelt ſeyn ſollen, wie ſie lautet richtig wäre: die Sache im Ganzen angeſehen, iſt ſie aber doch ſo irrig nicht.[1]

1. Mocenigo giebt gleichſam ein erſtes Stadium der Erzählung, wenn er von dem Biſchof von Arras ſagt: E fama che la profession sua sia di negociare piu tosto astutamente che realmente; molti giudicano che per arte sua sia ingannato Landgravio, imperoche lui che ha la lingua tedescha maneggiò quella pratica con li doi elettori et usò seco sopra l'assecurar esso Landgravio parole

Den andern Tag kam es nun zu heftigen Erörterungen zwiſchen den beiden Fürſten und den kaiſerlichen Räthen. Die letztern beſchwerten ſich ſogar ſelbſt, über den Trotz den Moritz am vorigen Abend gezeigt habe, über den ſchlechten Ruf den man dem Kaiſer mache, indem man zu verſtehn gebe, er thue etwas was ihm vermöge der Übereinkunft nicht gebühre; ſie zogen die Artikel hervor, auf welche er ſein Verfahren begründete, und forderten das Geſtändniß, daß er befugt geweſen ſo zu handeln wie er gehandelt. Durch die Urkunde gedrängt, konnten das die beiden Fürſten am Ende nicht ableugnen; aber ſie betheuerten daß ſie dieſelbe für längſt beſeitigt gehalten: in ihnen ſey keine Ahnung davon aufgekommen daß der Landgraf gefangen gehalten werden könne; indem ſie an die Zuſage erinnerten die ſie ihm gegeben, flehten ſie den Kaiſer an, wenn ſie oder ihre Vorfahren jemals etwas gethan, woran er Gefallen gehabt, wenn er je gedacht ihnen eine Gnade zuzuwenden, ſo möge es dieſe ſeyn: er möge ſie nicht in dieſem Unruhm ſtecken laſſen. Hierauf verſprach ihnen der Kaiſer, ſobald ſich zeige daß man landgräflicher Seits mit Ernſt zur Ausführung der Capitulation ſchreite, wolle er ihnen auf weiteres Anſuchen ſo antworten daß ſie zufrieden ſeyn ſollten. Die Churfürſten ſahen daß nicht weiter zu kommen war, und verließen das kaiſerliche Hoflager. Höchlich zufrieden führte der Kaiſer ſeine beiden

equivoche, onde non essendo in tal assecuratione seguita scrittura, dopo ritenuto esso Landgravio esso Monsr d'Arras ha voluto mantenere, che Cesare havea ben promesso non li dar prigion perpetua, ma non di lassarlo libero. Es trifft ziemlich, daß ſich die Churfürſten eine ſchriftliche Verſicherung der Zuſage auf die ſie trauten als ſie den Landgrafen einluden, hätten geben laſſen ſollen.

Gefangenen mit ſich fort. Die Gefangennehmung des Landgrafen diente ihm auch noch dazu, daß man in Heſſen nun um ſo raſcher daran gieng, die verſprochenen Geldſummen zu zahlen, die Feſtungen zu brechen, das Geſchütz auszuliefern.

Und ſo war denn ein Feldzug, den man anfangs für gefährlich halten mußte, auf das glücklichſte beendigt.

Mit dem Oberhaupte das die Waffen zuletzt in den Händen gehabt, war auch das andre, das ſie vielleicht noch einmal würde haben erheben können, in die Gewalt des Kaiſers gerathen.

Betrachten wir noch, wie dieß Schickſal nun auch auf Die zurückwirken mußte, die mit denſelben in Verbindung geſtanden.

Unterwerfung von Böhmen.

Noch in dem Augenblicke als der Kaiſer und König gegen Johann Friedrich vorrückten, hatten die Böhmen in Antrag gebracht, der Kaiſer möge dem Churfürſten verzeihen und die ganze Macht des verſammelten chriſtlichen Volkes wider den Erbfeind führen.[1]

Eben gegen ſie ſelbſt aber richtete ſich nun die im Felde wider den Churfürſten ſiegreich gebliebene Kriegsgewalt.

So wie die Hauptſache bei Wittenberg entſchieden war, wandte ſich Ferdinand mit leichter und ſchwerer Reiterei und einem ſtarken Feldgeſchütz, das ihm ſein Bruder überlaſſen, nach ſeinem Königreich. Herzog Auguſt von Sachſen führte ihm 1000 Pferde und 20 Fähnlein Knechte herbei; von al-

1. Aus ihrer Inſtruction an ihre Geſ. Bucholtz VI, 397.

len andern benachbarten Fürſten, Baiern, Pfalz, Brandenburg ward Hülfe erwartet; man ſprach von der Ankunft ſpaniſcher Büchſenſchützen und 8000 neugeworbener Huſaren. So gerüſtet und vorbereitet erſchien der König am 3ten Juni in Leitmeritz.[1]

Die Meinung Ferdinands war weniger, Krieg zu beginnen, als vielmehr den Eindruck des allgemeinen Erfolgs durch Furcht vor den eigenen Waffen zu verſtärken und ſeine Gegner durch Abfall in ihren Reihen zu vernichten. Und ſehr gut kannte er ſeine Leute. Auf ſein Mandat, daß ſich jeder, der auf Verzeihung hoffen wolle, bei ihm in Leitmeritz einfinden möge, traten über 200 Edelleute, die ſich bisher zu den Ständen gehalten, zu ihm über; auch einige Städte ſandten Deputirte.

Mit Einem Schlag war das Bündniß geſprengt, das ihm die Krone ſtreitig machen wollen. Es kam nur noch darauf an, daß er ſich auch des Mittelpunctes und Heerdes der Bewegung, der Stadt Prag, bemächtige.

Er begann damit, das Schloß beſetzen zu laſſen. Am 2ten Juli erſchien er dann ſelber dort, worauf auch die Kleinſeite und die Brücke genommen wurden.

Noch wollte die Stadt, von dem umwohnenden Landvolk verſtärkt, ſich nicht fügen. Am 6ten Juli, dem Johann Huſſens Tag, ließ ſie noch ein Schreiben in die Kreiſe ergehn, ſie gegen den Überdrang des königlichen Kriegsvolks um Hülfe und Zuzug zu erſuchen. Noch ſchien ſie entſchloſſen ſich zu wehren.

1. Die Ulmer Geſandten, 8 Juni Leitmeritz. „Der Allmechtig verleihe ſeine Gnad, damit Blutvergießen und der Armen Verderben fürkommen werde."

Allein ſchon war der König Herr im Felde. Eine Schaar von Kreistruppen die doch wirklich heranzog, ward von den Huſaren zerſprengt und vernichtet. Nicht die Stadt erhielt Hülfe, wohl aber der König: am 7ten Juli zog der Marquis von Marignano mit 8 Fähnlein Landsknechte auf der Kleinſeite ein.

Hierauf drang auch in Prag die Stimme der Unterwerfung durch. An demſelben ſiebenten beſchloß die Stadt ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie es ſo viele deutſche Städte, ſo viele mächtige Fürſten und noch zuletzt der Landgraf von Heſſen gethan habe.

Jetzt erlebte nun auch Ferdinand einen jener Acte der Demüthigung, wie ſie ſeinem Bruder ſo häufig zu Theil geworden.

Am 8ten Juli hielt König Ferdinand auf dem großen Saale des Hradſchin feierliche Sitzung: zur Rechten ſaß ihm ſein Sohn Ferdinand, zur Linken Herzog Auguſt von Sachſen; eine große Anzahl geiſtliche und weltliche Herrn waren zugegen.

Vor dieſer Verſammlung erſchienen die Primaten, Bürgermeiſter, Räthe, geſchwornen Älteſten der drei Städte, und ein Ausſchuß aus ihren Gemeinen, 100 aus der Altſtadt, 100 aus der Neuſtadt und 40 von der Kleinſeite.

Der König ließ ihnen in böhmiſcher Sprache verleſen, was ſie während des letzten Krieges gegen ihn verbrochen; zu beſonderm Vorwurf machte er ihnen ihr jüngſtes Schreiben: darüber wolle er ſich „mit rechtlichem Erkenntniß gebührlich und rechtlich“ verhalten, und zunächſt hören wie ſie ſich verantworten würden.

Hierauf fielen ſämmtliche Erſchienene wie Ein Mann

auf die Knie, und erklärten, ſie ſeyen nicht gekommen, mit ihrem König und einigem Herrn zu rechten: ſondern ſich in ſeine Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie baten die umſitzenden Fürſten und Herrn ihre Fürbitte einzulegen, damit ihnen Verzeihung zu Theil werde.

Erzherzog Ferdinand und Herzog Auguſt erhoben ſich Einer nach dem andern von ihren Sitzen und baten den König um die Annahme dieſer Unterwerfung; desgleichen auf einmal ſich erhebend die ſämmtlichen übrigen umſitzenden Herrn.[1]

Hierauf ließ der König die Erſchienenen in zwei nahe Gewölbe abtreten und mit bewaffneter Hand bewachen; nachdem er ſich dann vor allem durch ſeine Boten erſt in der Stadt erkundigen laſſen, ob die Bürgerſchaft auch wirklich geſinnt ſey wie ihre Obern und Vertreter, eröffnete er, unter welchen Bedingungen er Verzeihung gewähren wolle.

Fürwahr leicht waren ſie nicht. Nicht allein ſollte die Stadt ihre Bündniſſe aufgeben, ihr Geſchütz ausliefern, ſondern ſie ſollte auch auf alle ihre Privilegien, alle Herrſchaften und Landſchaften die ſie beſitze, alle Zölle und Maute die ſie ziehe, Verzicht leiſten, und ſich der Ordnung die der König hierin treffen werde, ohne weiteres unterwerfen.

Und ſelbſt dieſer ſtrenge Spruch genügte dem König noch nicht. Er behielt ſich ausdrücklich vor, alle Privatperſonen die an dem Aufruhr Theil gehabt, an Leib und Leben zu ſtrafen. Nur einen Theil der Gefangenen entließ er, auch nachdem die Bedingungen der Unterwerfung angenommen worden, die übrigen behielt er zu weiterer Beſtrafung zurück.

1. Schreiben der Ulmer Geſandten 19 Juli.

Dieſelben Urtheile ergiengen über die andern Städte. Sie verloren ſämmtlich ihre Güter und Privilegien; die Schuldigſten wurden beſonderer Beſtrafung vorbehalten. Von Böhmen ſchritt das Gericht in gleicher Weiſe nach den Lauſitzen vorwärts. Die Herrn und Ritter die ſich mit den Städten verbündet und noch nicht übergetreten, mußten ſich ebenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, und verloren dann ihre Güter, oder ſahen ſich genöthigt, was ſie ſonſt frei beſeſſen jetzt von dem König zu Lehen zu nehmen.

Und hierauf erſt ward wieder ein Landtag gehalten (Aug. 1547). Er ward mit einigen Hinrichtungen eröffnet: körperliche Züchtigungen der gefangen Gehaltenen folgten: das Schrecklichſte war das Gefängniß ſelbſt geweſen. Die Stände beſtätigten die neue Ordnung der Dinge. Die königliche Gewalt ſchien zu einer Übermacht auf immer gelangt zu ſeyn.

So unermeßliche Folgen für alle Gebiete der böhmiſchen Krone hatte die Niederlage von Johann Friedrich.

Daß man ſich verbünden wollen und doch nicht wirklich verbunden hatte, diente zum gemeinſchaftlichen Ruin.

Widerſtand in Niederſachſen.

Von allen die mit Johann Friedrich verbündet geweſen, waren hierauf nur noch die niederſächſiſchen Städte übrig, die einzigen, die von Anfang bis Ende einen ſtandhaften Entſchluß und feſten Willen bewieſen.

Als jenes Kriegsvolk unter Gröningen und Wrisberg vor Bremen erſchien, beſchloſſen Bürgermeiſter und Rath, mit

den Mordbrennern und Böſewichtern die vor ihren Mauern angekommen, ſich in keinerlei Unterhandlung einzulaſſen: nach ſechswöchentlicher Belagerung war Wrisberg genöthigt ſich zurückzuziehen.

Eine ernſtlichere Gefahr aber trat ein, als Herzog Erich, der wie er ſich ausdrückte den Auftrag empfangen, „die Stadt Bremen in kaiſerlicher Maj. Gnad und Ungnad einzufördern," wohl gerüſtet und mit Wrisberg vereinigt am 20ſten April vor der Stadt erſchien. Wrisberg lagerte ſich bei Harſtede an dem linken, Erich an dem rechten Weſerufer auf dem neuen Lande, „mit vielem großen Geſchütz", ſagt die Chronik, „unzähligen Reiterhaufen und Landsknechten, grimmig wie ein Löwe." Sehr drohend lauteten auch die Aufforderungen des Herzogs. Als kaiſ. Maj. oberſter Feldhauptmann ſey er abgefertigt, kaiſ. Maj. Feinde und Widerwärtige mit Feuer und Schwert heimzuſuchen; er fordere jetzt die Stadt auf kaiſ. Maj. Gnad und Ungnad ernſtlich auf: würde ſie in ihrem Ungehorſam verharren, ſo werde er nach ſeines Amts Gebühr Feuer und Schwert nicht ſparen, „ſo viel Gott Gnade giebt." [1] Man ſchätzte das Heer auf 29000 M. und in ſeinem Schreiben erklärte der Herzog, daß er noch Verſtärkung erwarte. Im Lager rühmten ſich ſeine Leute, der Kaiſer habe ihnen Bremen geſchenkt mit allem was darin ſey: das wollten ſie auch zur Beute haben oder darüber ſterben.

Johann Friedrich hatte oft geſagt, wenn auch alle andre Städte abfallen ſollten, Bremen werde feſt halten; er hatte daran gedacht, wenn Magdeburg ſich nicht behaupten laſſe, nach Bremen zurückzugehn. Ganz ſo waren Gemeinde und

1. Mittwoch nach Quaſimodogeniti. (Arch. zu Bremen.)

Rath denn auch geſinnt: ſie gelobten einander, ſich nicht zu unterwerfen, bis nicht der unterſte Stein zu oberſt gekommen. Die glückliche Vertheidigung der letzten Monate hatte ihnen neuen Muth gemacht. Auch war die Stadt auf das beſte befeſtigt. Rings um waren doppelte Stakete aufgerichtet, an den Gräben viele tauſend Pfähle in die Erde gegraben: auf allen Wehren und Bruſtwehren, die man in guten Stand geſetzt, waren Steine und große Maſtbäume und Theerkränze angeſammelt, um die Feinde zu empfangen. Nach Verluſt der eignen Schiffe hatte man den befreundeten Nachbarn zu Hamburg die Beſchützung der Weſer anvertraut.

Wir können nun hier nicht die Ereigniſſe der Belagerung aufzählen, wie man Schanzen nahm und verlor, bald vor dem einen, bald vor dem andern Thore Scharmützel lieferte, dann wieder, faſt im Style der älteſten Zeit, auf ein paar Tage Stillſtand ſchloß, um die Todten auf beiden Seiten zu beerdigen, oder Sprache hielt, um die Gefangenen auszuwechſeln. Erich machte einmal den Verſuch die Weſer von den Mauern wegzuleiten, der ihm natürlich mißlang, ſo viele tauſend Bauern er auch dazu herbeigetrieben. Auch ſein Geſchütz wirkte nicht ſo entſchieden, daß er einen Sturm hätte wagen können.

Obwohl er im Übergewicht war und das Land weit und breit beherrſchte, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß nicht noch Hülfe nach Bremen hinein gekommen wäre. So war er denn in der That noch weit vom Ziele, als Nachrichten einliefen, welche ihn die Belagerung aufzuheben nöthigten.

Noch im Anfang April nemlich war eine neue Verei-

nigung der niederſächſiſchen Städte, Magdeburg, Braunſchweig, Hamburg und Bremen zu Stande gekommen:[1] mit dem Gelde das ſie aufbrachten, hatten, wie oben berührt, Chriſtoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld eine Schaar Reiter und Landsknechte ins Feld geſtellt, zu denen ſich nach der Niederlage Johann Friedrichs die von dieſem getrennten Haufen unter Thumshirn und Planitz geſellten: und ſo war es eine ganz ſtattliche Schaar, die ſich gegen die Mitte des Mai zuerſt nach dem Lande des Herzog Erich warf, um da die Feindſeligkeiten die er ſo unerwartet begonnen, durch Brandſchatzungen zu rächen, und dann die Weſer abwärts vorrückte um ihn in ſeinem Lager vor Bremen aufzuſuchen. Natürlich trug Erich Bedenken, ſich da finden zu laſſen: am 22ſten Mai hob er die Belagerung auf — früh am Morgen ſah man die beiden Lager vor Bremen, die Brücke die zwiſchen denſelben gebaut worden, ſo wie alle Häuſer und Scheunen der Landbewohner umher in Brand geſteckt — und nahm ſeinen Weg nach der Grafſchaft Hoya. Oldenburg und Mansfeld wußten nicht viel von dem Herzog, noch dieſer von ihnen, als ihre Vorpoſten am 23ſten in der Gegend von Drakenborg plötzlich auf einander ſtießen. Der Herzog nahm eine feſte Stellung auf dem Kröpelsberge bei Drakenborg, wo er Wrisberg, der einen andern Weg eingeſchlagen, zu erwarten dachte: er zweifelte nicht, daß er ſiegen werde wie die Kaiſerlichen allenthalben: ſeine trotzige Loſung war: hilf Gott und laßt nicht leben. Auch auf das gräflich-ſtädtiſche Heer machte es Eindruck, als ſie

1. Vgl. Spangenbergs Mansfeldiſche Chronik, cap. 381, nach welcher Graf Albrecht Mansfeld erſt am 14ten April verließ.

ihren Feind ſo ſtattlich gerüſtet, in ſeinem Vortheile vor ſich ſtehn ſahen. Iſt es aber nicht, als müßten die Norddeutſchen erſt ein großes Mißgeſchick erleben, um ſich der tiefern Antriebe ihres geiſtigen Lebens vollkommen bewußt zu werden? Dieſer Haufe, der einzige der die proteſtantiſchen Fahnen noch aufrecht erhielt, war auch der erſte der von dem Gefühle der Sache die er verfocht durchdrungen war. Die Prediger und Oberſten erinnerten die Leute, daß ſie in Vertheidigung des göttlichen Namens und Wortes begriffen ſeyen, welches Papſt, Kaiſer und der vor ihnen liegende Haufe dämpfen wolle. Alles Volk fiel drei Mal in die Knie, um Gott den einigen Nothhelfer um ſeinen Beiſtand zu bitten: zwei Pſalmen wurden geſungen; dann mit dem Geſchrei „Gott ſey mit uns" ſtürzten ſie gegen die Anhöhe, auf welcher der Feind ſich aufgeſtellt. Der ließ ſein Geſchütz abfeuern, das jedoch zu hoch gieng und keinen Schaden that; ehe es zum zweiten Male geladen worden, war er ſchon von allen Seiten angegriffen, geworfen und zur Flucht genöthigt. Ein Theil des Heeres entkam mit dem Herzog glücklich durch eine Furt der Weſer; allein „mancher feine Held", ſagt die Chronik, „kam um, beides im Waſſer und auf dem Sande": man zählte vierthalbtauſend Todte und über dritthalbtauſend Gefangene; die Rüſtwagen und alles Geſchütz fielen in die Hände der Sieger. Während man ſchlug, war auch Wrisberg in die Nähe gekommen: doch begnügte er ſich das wenig bewachte Gepäck anzufallen und die Kriegscaſſe mit ſich fortzunehmen. Die Grafen hielten der Sitte gemäß auf der Wahlſtatt, und nahmen dann ihren Weg nach Bremen. Hier wenigſtens konnte man Pfingſten mit

Freuden begehen. Die großen Stücke mit denen die Mauern hatten gebrochen werden ſollen, wurden auf dem Domhof aufgefahren.[1] Hierauf brachte die Stadt einige neue Fähnlein zuſammen, mit denen ſie die Stifter Bremen und Verden ohne viel Mühe einnahm. Sie überließ dieſelben zunächſt dem Grafen Albrecht, der ſich damit für den Verluſt ſeiner Häuſer Mansfeld und Heldrungen tröſten mußte, die der Kaiſer erobert hatte. Glück genug, daß noch Landſtriche übrig waren wo das proteſtantiſche Prinzip auch in den Waffen die Oberhand behauptete!

Anfangs hatte der Kaiſer die Abſicht gehabt, auch dieſe niederdeutſchen Gegenden heimzuſuchen: er war von ſeinem Bruder dringend ermahnt worden, ſie ja nicht zu vernachläßigen; jetzt aber ſah er wohl ein, daß das beſonders nach dem Abzug der ferdinandeiſchen Reiter ihm doch noch ſchwer werden und ihn tiefer verwickeln dürfte, als ihm wünſchenswerth war. Die Bewegungen des übrigen Europa, vor allem ſein Verhältniß zum Papſt, forderten ſeine Anweſenheit in den obern Landen und ungetheilte Aufmerkſamkeit. Er kam auf den Gedanken zurück, den er im Anfange des Jahres gehegt, zuerſt die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches in Ordnung zu bringen: wozu er jetzt eine ganz andre Autorität einſetzen konnte als ehedem. Der Widerſpruch des verhaßten Bundes, der ihn 15 Jahre lang

1. Schene's und Renners Bremiſche Chroniken (MS) ſind für dieſe Ereigniſſe höchſt unterrichtend und zuverläßig. Beſonders die Darſtellung in der erſten, die der andern zu Grunde liegt, iſt naiv und anſchaulich. Minder ergiebig zeigt ſich ein anonymes Heft: „vom Bremiſchen Kriege wie ſich der zugetragen aō 1547.“ Sie befinden ſich ſämmtlich im Bremiſchen Archiv.

gequält, war nun nicht mehr zu befürchten. Er durfte hoffen, und gieng unverweilt daran, ohne ſich um den Widerſtand der entfernteren Regionen zu bekümmern, die doch zuletzt dem Ganzen folgen zu müſſen ſchienen, ſeine allgemeinen Ideen in Reich und Kirche ins Werk zu richten. Damit eröffnet ſich uns eine andre Lage der allgemeinen Angelegenheiten, als die wir bisher betrachtet haben. Wir wollen damit ein neues Buch beginnen.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Ranke, Leopold <<von>>,

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation

Bd.: 4

Berlin [u.a.] (1843)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.2204(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11097187-7